

Die Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt

Historische Erwachsenenbildung durch moderne Heimatgeschichte
am Beispiel der Stadt Oldenburg

Von der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg – Fachbereich 3 –
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie (Dr. Phil.)
genehmigte Dissertation.

Von Frau Stephanie Ritterhoff
geb. am 19.03.1969 in Jade

Referent: Prof. em. Dr. Bernd Mütter

Korreferent: Prof. Dr. Rudolf Holbach

Tag der Disputation 01.02.2006

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | 6 |
| Problemaufriss | 7 |
| 1 Regionalgeschichte versus Heimatgeschichte | 15 |
| 1.1 Begriffsklärungen und didaktische Prämissen | 16 |
| 1.1.1 Der Regionalgeschichtsbegriff in der Forschung | 16 |
| 1.1.2 Der Regionalgeschichtsbegriff in der Geschichtsdidaktik | 19 |
| 1.1.3 Objektive und subjektive Raumkonstituenten..... | 22 |
| 1.1.4 Raum – Subjektbeziehungen in der Sozialgeographie: Die Wahrnehmungsregion..... | 24 |
| 1.2 Heimat – ein unmoderner Begriff?..... | 28 |
| 1.2.1 Heimat und Gefühl | 29 |
| 1.2.2 Emotion und historisches Lernen | 31 |
| 1.2.3 Regionale Identität / historische Identität..... | 35 |
| 1.3 Heimatgeschichte heute..... | 39 |
| 2 Grundlagen der historischen Erwachsenenbildung..... | 42 |
| 2.1 Die Menschen der Stadt - Adressaten der modernen Heimatgeschichte | 46 |
| 2.2 Zur Themenwahl in Veranstaltungen zur historischen Erwachsenenbildung - Heimatgeschichte als Strukturgeschichte | 48 |
| 2.3 Zur Methodik in der historischen Erwachsenenbildung..... | 50 |
| 2.4 Medien in der historischen Erwachsenenbildung..... | 51 |
| 2.5 Die Zusammenstellung der Arbeitsmaterialien – der Reader | 55 |
| 2.6 Stadtgeschichte praktisch - Exkursionen und Museumsbesuche | 56 |
| 3 Kritische Heimatgeschichte: von der Theorie zur Praxis..... | 60 |
| 4 Institutionen der Erwachsenenbildung in Oldenburg | 63 |
| 4.1 Institutionen der Erwachsenenbildung | 64 |
| 4.2 Die Oldenburger Institutionen und ihre Inhalte | 66 |

| | | |
|-----------|--|-----------|
| 5 | Modell 1: Kurse an der Volkshochschule Oldenburg: | |
| | Streifzüge durch die Geschichte der Stadt..... | 72 |
| 5.1 | Die Volkshochschule Oldenburg..... | 72 |
| 5.2 | Praxisbeispiel für angewandte Geschichtsdidaktik mit lokalem Bezug – moderne Heimatgeschichte an der Volkshochschule..... | 73 |
| 5.2.1 | Zur Lernsituation in der Teilnehmergruppe | 74 |
| 5.2.2 | Thematische Überlegungen und Lernziele..... | 75 |
| 5.2.2.1 | Die Verleihung des Stadtrechts durch Graf Konrad 1345..... | 78 |
| 5.2.2.1.1 | Lernziele | 82 |
| 5.2.2.1.2 | Verlaufsplanung | 82 |
| 5.2.2.2 | Die Lutherische Reformation in Oldenburg..... | 84 |
| 5.2.2.2.1 | Lernziele | 86 |
| 5.2.2.2.2 | Verlaufsplanung | 87 |
| 5.2.2.2.3 | Exkursion ins Stadtmuseum Oldenburg..... | 89 |
| 5.2.2.3 | Graf Anton Günther, der Oldenburger Pferdegraf | 89 |
| 5.2.2.3.1 | Lernziele | 91 |
| 5.2.2.3.2 | Verlaufsplanung | 92 |
| 5.2.2.3.3 | Exkursion ins Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte | 95 |
| 5.2.2.4 | Herzog Peter Friedrich Ludwig und der Oldenburger Klassizismus | 96 |
| 5.2.2.4.1 | Lernziele..... | 98 |
| 5.2.2.4.2 | Verlaufsplanung | 99 |
| 5.2.2.4.3 | Stadtrundgang zum Klassizismus..... | 100 |
| 5.2.2.5 | Ludwig Starklof, das Biedermeier und der Kampf um eine Verfassung in Oldenburg..... | 102 |
| 5.2.2.5.1 | Lernziele | 104 |
| 5.2.2.5.2 | Verlaufsplanung | 105 |
| 5.2.2.6 | Großbürgerliches Leben der Jahrhundertwende Theodor Francksen – Privatier und Mäzen | 106 |
| 5.2.2.6.1 | Lernziele | 108 |
| 5.2.2.6.2 | Verlaufsplanung | 109 |
| 5.2.2.6.3 | Exkursion ins Stadtmuseum | 110 |
| 5.2.3 | Baukunst in Oldenburg zwischen Historismus und Moderne: Architektur von 1880 – 1930 als Ausdruck des Zeitgeistes..... | 110 |

| | | |
|----------|--|------------|
| 5.2.3.1 | Inhalte einer Unterrichtseinheit zur Baugeschichte der Jahrhundertwende..... | 111 |
| 5.2.3.2 | Didaktisch/methodische Vorüberlegungen | 115 |
| 5.2.3.3 | Lernziele..... | 116 |
| 5.2.3.4 | Verlaufsplanung | 117 |
| 5.2.3.5 | Stundenplanung..... | 119 |
| 5.2.3.6 | Stadtrundgang zur historisierenden und modernen Architektur in Oldenburg | 120 |
| 5.3 | Fazit..... | 126 |
| 6 | Modell 2: Museum und Exkursion: Bauen in Oldenburg durch Hof und Bürger..... | 128 |
| 6.1 | Das Stadtmuseum Oldenburg..... | 130 |
| 6.1.1 | Die stadtgeschichtliche Dauerausstellung | 133 |
| 6.1.2 | Oldenburg im Klassizismus – Stadtplanung in herrschaftlichem Stil | 145 |
| 6.1.2.1 | Didaktisch/methodische Vorüberlegungen | 147 |
| 6.1.2.2 | Lernziele..... | 149 |
| 6.1.2.3 | Verlaufsplanung | 150 |
| 6.1.3 | Die Theodor Francksen-Stiftung..... | 155 |
| 6.1.4 | Wohnen in der Stadt – Gestern und heute. Ein Tagesseminar zur bürgerlichen Wohntradition in Oldenburg | 159 |
| 6.1.4.1 | Didaktische/methodische Vorüberlegungen..... | 163 |
| 6.1.4.2 | Lernziele..... | 164 |
| 6.1.4.3 | Verlaufsplanung | 166 |
| 6.2 | Fazit..... | 169 |
| 7 | Modell 3: Exkursion und Museum: Graf Anton Günther - regionale Identifikationsfigur und historische Persönlichkeit..... | 171 |
| 7.1 | Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte | 172 |
| 7.2 | Graf Anton Günther – Identifikationsfigur und historische Persönlichkeit..... | 175 |
| 7.2.1 | Didaktisch/methodische Vorüberlegungen | 175 |
| 7.2.2 | Lernziele..... | 177 |
| 7.2.3 | Verlaufsplanung | 181 |

| | | |
|-----------|--|------------|
| 7.3 | Fazit | 191 |
| 8 | Modell 4: Sonderfall Altenheim: Historische Bildungsarbeit mit alten Menschen - Geschichtsstunden im Lambertistift..... | 192 |
| 8.1 | Erfahrungsbericht aus dem Lambertistift Oldenburg | 195 |
| 8.1.1 | Das Lambertistift und seine Bewohner | 195 |
| 8.1.2 | Die Sozialarbeiterin | 200 |
| 8.2 | Themenwahl und Lebensweltbezug | 203 |
| 8.2.1 | Lehr- und Lern-Material..... | 204 |
| 8.2.2 | Exkursionen..... | 205 |
| 8.2.3 | Alte und Heimat | 206 |
| 8.3 | Fazit | 206 |
| 9 | Zusammenfassung und Ausblick | 209 |
| 9.1 | Heimatgeschichte heute..... | 209 |
| 9.2 | Ein Konzept – Vier Anwendungsmodelle..... | 214 |
| 9.2.1 | Modell 1: Heimatgeschichte an der Volkshochschule | 214 |
| 9.2.2 | Modell 2: Museumsbesuch und Exkursion | 217 |
| 9.2.3 | Modell 3: Exkursion und Museum..... | 220 |
| 9.2.4 | Modell 4: Geschichte im Altersheim..... | 221 |
| 9.3 | Offene Fragen..... | 224 |
| 10 | Literaturverzeichnis..... | 228 |
| | Anhang | 241 |

Vorwort

Meine Untersuchung zu einem modernen Begriff von Heimatgeschichte und möglichen Anwendungsbereichen in der historischen Erwachsenenbildung geht auf die Anregung von Herrn Prof. Dr. Bernd Mütter zurück, durch dessen „historistische“ Projekte an der Uni Oldenburg ich dieses neue Forschungsgebiet bereits im Studium kennenlernen konnte. Mit seinen fachlichen Anregungen, seiner ermutigenden Kritik und durch das Überlassen notwendiger Freiräume hat er mich angeleitet und gefördert. Dafür gilt ihm mein besonderer Dank.

Dem Korreferenten Herrn Prof. Dr. Rudolf Holbach danke ich herzlich, dass er sich dieser Aufgabe so freundlich und engagiert angenommen hat.

Danken möchte ich ebenfalls Frau Regina Erdmann und Herrn Georg Oehm, die mit ihrer fachlich-kritischen Begleitung nicht wenig zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, sowie Herrn Rolf Peter Kahle für das Fotomaterial.

Mein letztes und persönliches Dankeschön gilt meinem Ehemann und meiner ganzen Familie, die mit moralischer Unterstützung und großer Geduld die Entstehung dieser Arbeit begleitet haben.

Oldenburg, im August 2005

Stephanie Ritterhoff

Problemaufriss und inhaltliche Struktur der Arbeit

Erwachsenenbildung ist ein aktuelles gesellschaftliches Thema und als solches in aller Munde. Die Schlagworte vom lebenslangen Lernen, von der Altersfreiheit und einem aktiven Alter werden in allen Medien in unterschiedlichem Wortlaut und unterschiedlicher Konnotation verwendet. Die wachsende Zahl der rüstigen Rentner, die reichlich Zeit haben, sich mit Dingen zu beschäftigen, „die sie immer schon mal tun wollten“, sucht und verlangt nach anspruchsvollen und unterhaltenden Veranstaltungen. Universitäten erleben einen Zulauf von Seniorenstudenten, Volkshochschulen richten Programme ein, die sich speziell an ältere Lernende richten, und der Markt der Kulturreisen boomt, wie nie zuvor.

Dem gesellschaftlich noch jungen Phänomen der älteren Lernenden hat sich auf wissenschaftlicher Ebene das ebenso junge Fach der Geragogik angenommen. Sie erarbeitet einen lebensbegleitenden Lern- und Bildungsbegriff, der auf eine kritische gesellschaftliche Partizipation unabhängig von Erwerbstätigkeit ausgerichtet ist (Becker/Veelken/Wallraven, Kade). Ziel dieses neuen Bildungsbegriffes ist das „altersbegleitende Lernen“, das es Menschen ermöglicht, im Prozess des Älterwerdens den Anforderungen und Wandlungen der Gesellschaft gewachsen zu bleiben und in einer konstanten kritischen Beziehung zu dieser Gesellschaft zu leben.

Dieser Bildungsbegriff ist mit dem in der Geschichtsdidaktik verwendeten Begriff vom „*historischen Lernen*“ nahe verwandt (Rüsen 1994, 1997):

„Anstoß und Triebkraft des historischen Lernens liegen in den Orientierungsdürfnissen handelnder und leidender Menschen, die ihnen angesichts irritierender Zeiterfahrungen erwachsen. Historisches Lernen kann also nur im Rekurs auf handlungsrelevante Gegenwartserfahrungen in Gang gesetzt werden. Diese Orientierungsbedürfnisse werden nun in [fragende] Hinsichten auf die Vergangenheit umgesetzt, die das Erfahrungspotential der historischen Erinnerung erschließen“ (Rüsen 1997, S. 262).

Die theoretischen Diskussionen und die Herleitung der notwendigen Arbeitsbegriffe werden im *ersten Kapitel* geleistet: es handelt sich dabei um die Problematik des Lernens von und mit Heimatgeschichte heute. Die für die theoretische und praktische Geschichtsdidaktik relevanten Positionen um den Themenkreis der Heimatgeschichte werden innerhalb des ersten Kapitels ausführlich

diskutiert; deshalb genügt an dieser Stelle eine allgemeine Kurzdarstellung der Problematik.

In den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts fand eine breite öffentliche Diskussion über den Themenkomplex Heimat, Heimatsuche, Zukunft der Heimat u.ä. statt. *Heimat* war *der* umstrittene Begriff der Zeit und die öffentlichen Auseinandersetzungen fanden auch zügig in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion einen Widerhall (Greverus, Moosmann, Bausinger). Einig sind sich alle Forschungen und Untersuchungen zum Heimat-Boom in den Ursachen, die diese Welle ausgelöst haben: Der Rückzug in die Heimat und in die Geborgenheit der Tradition erscheint erstrebenswert infolge von Unsicherheit, Identitätsverlust sowie gesellschaftlichen Krisenerscheinungen. In einer als immer schnelllebiger empfundenen Welt wird die Heimat ein überschaubarer Raum, in den man sich vor den Läuften der globalen Prozesse zurückziehen kann (Knoch, Bausinger). Heimatlosigkeit ist der Verlust der vertrauten Welt; die Suche nach Heimat wird dann die Suche nach Glaubwürdigkeit, Verlässlichkeit und Stabilität (Knoch, Bredow/Foltin, Krockow).

Diese emotionalen und sozialen Konnotationen des Begriffs und seine wissenschaftlich nicht greifbaren Raumparameter haben *Heimat* aus den historischen Wissenschaften verschwinden lassen.

Die Geschichtsdidaktik hat sich zu diesem Zeitpunkt, so der Eindruck bei Sichtung der Publikationslage, der Forschungsdiskussion um die neuen Begriffsfelder „regionale Geschichte“ und „regionale Identität“ angeschlossen (Kap. 1.1.2). Diese beiden Begriffspaare ermöglichen eine weitgehend rationale Herangehensweise ohne sich der Gefährdung durch ideologiehaltige Heimatduselei auszusetzen. Regionalgeschichte, Geschichte des kleinen Raumes, Geschichte des Nahraumes usw. (Knoch/Leeb, Schneider, Hinrichs 1990) – diese und ähnlich lautende Raumbezeichnungen werden für die historische Forschung und Didaktik unterhalb von Staatsgröße benutzt. Sie machen den Raum zum bestimmenden Ausgangspunkt der Reflexion, unabhängig von sozialen Bezügen oder Raumwahrnehmungen (Kap. 1.1.1), wie sie im Heimatbegriff stark mit-schwingen.

Die Forschungen zum Begriffsfeld „Identität“ (Bergmann 1997) definieren demgegenüber unterschiedliche Varianten von Identitäten (Ich-Identität, histo-

rische Identität, kollektive Identität), die alle auf sozialen Beziehungen aufbauen. Eine raumbezogene Identität findet sich hier nicht.

Diese beiden Begrifflichkeiten von Region und Identität haben sich für die historischen *Forschungen* als fruchtbar erwiesen. Sie sind auch für die gegenwärtige Geschichtsdidaktik bestimmend geworden. Für die *praktische Geschichtsdidaktik* stellt sich allerdings in erster Linie ein grundlegendes Problem, das bis jetzt nicht befriedigend gelöst werden konnte: Die Frage nach der sinnvollen Verknüpfung von subjektiven und objektiven Raumparametern; die Verbindung von anonymen Strukturen und Prozessen mit menschlichen Erfahrungen in einem Raum. Bisher konnten diese beiden Pole noch nicht zu einer tragfähigen Theorie zusammengeführt werden. Stellt man die funktional definierten Räume in den Mittelpunkt der didaktischen Arbeit, dann fehlt die identitätsstiftende Anbindung an die Lernenden; geht man andererseits von den subjektiv gewachsenen Raumstrukturen aus, wird die Basis für eine adäquate historische Bildungsarbeit zu dünn.

Dieses Grundproblem der Geschichtsdidaktik wird für die Schuldidaktik bereits seit Jahren diskutiert (zuletzt ausführlich im Tagungsband von Mütter / Uffelmann 1996). Für die *historische Erwachsenenbildung* gibt es noch so gut wie keine theoretische Grundlagendiskussion auf diesem Gebiet.

Seit Krölls „Historischem Lernen in der Erwachsenenbildung“, immerhin schon aus dem Jahr 1984, gibt es kein geschichtsdidaktisches Kompendium, das sich explizit Erwachsenen widmet und die regionale oder Heimatgeschichte in den Mittelpunkt der Untersuchungen stellt. In Kapitel 1.1.3 wird die Diskussion um objektive und subjektive Raumparameter und ihre Relevanz für die historische Erwachsenenbildung wieder aufgenommen bzw. weitergeführt zu einer Lösung, die das Problem der *räumlichen Definition* für didaktische Anforderungen handhabbar macht. Ebenso werden in diesem Hauptkapitel die *grundlegenden Kategorien* für historisches Lernen von und durch Heimatgeschichte erläutert (Kap. 1.2.3)

Kapitel 2 präsentiert, ausgehend von diesem Verständnis des historischen Lernens und orientiert an den Grundlagen der modernen Erwachsenenbildung, wie diese in der Geragogik entwickelt wurden, eine zeitgemäße Theorie der historischen Erwachsenenbildung. Hier werden die möglichen *Adressatenkreise* heimatgeschichtlicher Veranstaltungen erfasst (Kap. 2.1), ebenso die Problematik

der *Themenwahl* (2.2) und die eng damit verknüpften Überlegungen zu adäquaten *Methoden und Medien* in der Erwachsenenbildung (Kap. 2.3, 2.4).

In *Kapitel 3* wird, in einer Zusammenführung von theoretischer historischer Erwachsenenbildung und dem zeitgemäßen Konzept von Heimatgeschichte ein Modell vorgestellt, das den Nachweis erbringt, dass Heimatgeschichte vorzüglich für die historische Erwachsenenbildung geeignet ist und sie für unterschiedliche Bildungsveranstalter und Orte adaptiert. Dieses Konzept richtet sich *gegen* zwei weit verbreitete Vermittlungsformen von Geschichte: gegen eine lexikalische Wissensvermittlung, wie man sie in Fach-Vorträgen oder bei klassischen Stadtrundgängen erleben kann, und gegen eine rückwärtsgewandte Heimattradition, die sich unkritisch an einer „guten alten Zeit“ orientiert. Beide Herangehensweisen an Geschichte eröffnen keinen Zugang zu historischem Lernen, wie es in der Geschichtsdidaktik verstanden wird. Beide Formen ermöglichen es dem interessierten Laien nicht, sich und sein Leben *zu dieser Geschichte in Beziehung zu setzen*, denn weder die kleinschrittige Faktensammlung, die sich auf Namen, Daten, Größen etc. beschränkt, noch die Spinnvorführung des örtlichen Heimatvereins, die ein Stück der „guten alten Zeit“ zu zeigen vermeint, eröffnen Erkenntnismöglichkeiten oder Lösungsansätze für heutige gesellschaftliche Probleme. Beide Umgehensweisen mit Geschichte enthalten keine Ansätze für historisches Lernen. Denn das *Lernen aus der Geschichte braucht die persönliche Verbindung*, die persönliche Beziehung zur Geschichte. Dafür ist eine emotionale Nähe nötig und eine räumliche Nähe vorteilhaft. Wer in der alltäglich erfahrenen Umwelt die historisch gewachsenen Strukturen dieser Heimat erforscht, ihre zeitlichen Bedingungen und ihre Aus- und Rückwirkungen auf die Gesellschaft, der lernt Geschichte als andauernden Entwicklungsprozess kennen und der lernt auch, sich selbst, seine Lebensspanne und sein Handeln zu dieser Geschichte in Beziehung zu setzen. Wenn diese Lernprozesse sich zusätzlich an der Geschichte der eigenen Heimat entwickeln, dann wird nicht nur das Geschichtsbewusstsein überhaupt, sondern auch die regionale und die historische Identität gestärkt.

Diese Zusammenhänge werden im praxisbezogenen Teil der Arbeit aufgezeigt, der die Anwendung der modernen Heimatgeschichte am Beispiel der Stadt Oldenburg zeigt. Hierzu habe ich ein didaktisches Modell entwickelt, das die

Grundlagen für historisches Lernen Erwachsener mit den Möglichkeiten, die in einer modernen Vermittlung von Heimatgeschichte liegen, verbindet.

In der Universität Oldenburg wird seit über zehn Jahren auf dem Gebiet der historischen Erwachsenenbildung geforscht und gelehrt. Bernd Mütter hat hier sein Konzept des *Histourismus* entwickelt, auf dessen theoretisches Fundament sich auch diese Arbeit stützt.

Im *zweiten Teil* der Arbeit werden vier unterschiedliche und praktisch erprobte Realisierungen dieses Modells vorgestellt. Sie unterscheiden sich im Hinblick auf das Einstiegsniveau, die Veranstaltungsdauer und die Komplexität der didaktischen Implikationen (Kap. 5-8).

Oldenburg ist schön, grün und ganz schön groß – so ein Werbeslogan aus den achtziger Jahren. Seine über 650-jährige Geschichte als Stadt scheint für die Werber keine spannenden Themen bereitzuhalten, die Oldenburg als Stadt unverkennbar machen. In Nordwestdeutschland lebt man seit jeher ruhig, fernab von den quirligen Weltläuften, deren Auswirkungen man hier kaum zu spüren meint. Geschichte, so die einhellige Meinung der Bewohner, findet anderswo statt, in Berlin, Paris und Rom; der Fernseher beweist es jeden Abend zur Nachrichtenzeit, dass aktuelle weltgeschichtliche Ereignisse und Prozesse in den großen Machtzentren der Welt verhandelt werden – Oldenburg liegt davon recht weit entfernt. Diese empfundene Provinzialität prägt das Selbstwertgefühl der Menschen in dieser Region deutlich und unterscheidet sie darin merklich etwa von den Bayern, die sich deutlich und explizit an der bayerischen Landesgeschichte orientieren und eine ausgeprägte Landeskinder-Mentalität aufweisen.

In Oldenburg also und für die Oldenburger ist das Konzept der „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ entwickelt und erprobt worden.

Zuerst werden die örtlichen Veranstalter im Bereich Erwachsenenbildung vorgestellt und auf ihre Tauglichkeit für das Konzept hin diskutiert (Kap. 4). In Zusammenarbeit mit der Volkshochschule und den örtliche Museen habe ich dann vier Anwendungsmodelle des Konzeptes erarbeitet, die jeweils ausführlich vorgestellt und beschrieben werden. Diese sind im Einzelnen:

1. Ein Volkshochschulkurs, der an sieben Seminarabenden und fünf Exkursionstagen intensiv ausgewählte Kapitel der Geschichte der Stadt bearbeitet (Kap. 5-5.2.1). Zur detaillierten Darstellung des Konzeptes und seiner Umsetzungs-

möglichkeiten wird in Kapitel 5.2.2 eines der Kursthemen („Baukunst in Oldenburg zwischen Historismus und Moderne – Architektur zwischen 1880 und 1930 als Ausdruck des Zeitgeistes“) in seiner Feinstruktur nachgezeichnet. Ausführlich wird hier die praktische Anwendung der theoretischen Grundlagen und das Zusammenspiel von Kursabend und Exkursion in die Stadt gezeigt.

2. *Kapitel 6* zeigt das zweite Veranstaltungsmodell. Es beinhaltet zwei verschiedene, niedrighschwelligere Anwendungen des Konzeptes in Zusammenarbeit mit dem Stadtmuseum Oldenburg. Sammlungsbedingt bieten sich hier zwei unterschiedliche Veranstaltungen an: Die stadthistorische Dauerausstellung mit einer Exkursion zum klassizistischen Stadtumbau des 19. Jahrhunderts (Kap. 6.1.1) und die volkskundlichen und historistischen Sammlungen des Museumsgründers Theodor Francksen, die mit einer Veranstaltung zum bürgerlichen Wohnen der Jahrhundertwende und Heute verknüpft werden (Kap. 6.1.2).

3. *Kapitel 7* zeigt ein Modell, in dem die zentrale historische Identifikationsfigur, der Oldenburger „Pferdegraf“ Anton Günther (1583-1667), behandelt wird. Zu diesem Thema wird das Verlaufsschema, wie es für die ersten Modelle entwickelt wurde, umgekehrt: der Stadtrundgang auf den Spuren des Grafen steht am Anfang der Veranstaltung. Der Besuch des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte schließt daran an. Von zentraler Bedeutung bei diesem Modell sind die gewachsenen Vorstellungen und Legenden, die sich um den barocken Landesherren ranken. Ihnen wird auf der Stadtextkursion nachgegangen. Die Annäherung an die historische Persönlichkeit geschieht dann im Museum. Die Teilnehmer der Veranstaltung erfahren in der Dauerausstellung Hintergründe über das politische, soziale und wirtschaftliche Leben in Oldenburg zu Lebzeiten des Grafen und können ihre überlieferten und identitiven Vorstellungen zur Person hinterfragen.

4. Das vierte Modell schließlich beschäftigt sich mit historischer Erwachsenenbildung in einem speziellen Lebensbereich: Bildungsarbeit im Altenheim (Kapitel 8). Sowohl innerhalb der historischen Erwachsenenbildung als auch in der Erwachsenenbildung überhaupt sind Menschen in dieser Lebenssituation noch nicht in den Blick der Forschung und der Fach-Didaktik genommen worden.

Mit einem theoriegeleiteten Erfahrungsbericht aus sechs Jahren historischer Bildungsarbeit im Lambertistift Oldenburg wird in dieser Arbeit Neuland betreten. Es wird gezeigt, dass Bildungsarbeit nicht von der Mobilität der Teilneh-

menden abhängt und dass historisch-politische Bildungsarbeit für die Bewohner eines Altenheimes ebenso fruchtbar und anregend sein kann wie für mobile Alte, die noch an Veranstaltungen außerhalb ihrer Wohnung und an Exkursionen teilnehmen können.

Zum Abschluss (Kapitel 9) werden die spezifischen Bedingungen und Ergebnisse der vier Anwendungsmodelle in Bezug auf das Konzept „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ zusammengeführt und diskutiert. Die jeweiligen Vorteile – und Probleme - der einzelnen Veranstaltungsmodelle werden herausgearbeitet und auf eine allgemein operable Ebene geführt. Dadurch soll das Modell einer *modernen und kritischen Heimatgeschichte* in der historischen Erwachsenenbildung in seiner Vielfalt deutlich werden, die eine Übertragung auf andere Orte erleichtert .

1 Regionalgeschichte versus Heimatgeschichte

Regionalgeschichte, Heimatgeschichte, Geschichte des kleinen Raumes – so oder so ähnlich heißen die Begriffe zu einer modernen Geschichtsforschung, die mit einem Raumbezug arbeitet, der unterhalb von Staatsgröße liegt und die sich von der traditionellen Landesgeschichte abhebt (Vgl. zu den verschiedenen Typologien und Definitionen von Region Hauptmeyer, Irsigler, Hinrichs 1980, Weichhart und Briesen). Ausgangspunkt der Begriffsdiskussion ist daher die *Regionalgeschichtsforschung* (Kap. 1.1.1).

Für die *Didaktik der Regionalgeschichte* stellen sich die definitorischen Probleme noch einmal in einem anderen Licht dar: hier gilt es eine Region oder einen Raum so zu definieren, dass der oberste Leitsatz der Didaktik befolgt wird, nach dem jede wissenschaftlich Kategorisierung operabel bleiben muss. Trotzdem gilt es, die wissenschaftlichen Kategorien herauszuarbeiten, um zu einer Systematik kommen zu können. Dazu folgt in einem weiteren Schritt die Auseinandersetzung mit den Raumbeschreibungen und ihrer Anwendbarkeit auf die erwachsenenbildnerische Arbeit (Kap. 1.1.2).

Innerhalb dieses Diskussionsfeldes liegt das besondere Augenmerk auf dem Zwiespalt zwischen objektiver Geschichtsforschung und Raumdefinitionen, die vom lernenden Subjekt bestimmt werden (Kap. 1.1.3.).

Eine Lösung dieses Problems konnte bisher innerhalb der Geschichtswissenschaft allein nicht gelingen. Ich möchte hier Überlegungen einführen, die aus der Sozialgeographie stammen und ein Raumkonzept entwickeln, das *Region als ein systemimmanentes Strukturprinzip des Sozialen* versteht. Die Thesen von Peter Weichhart schaffen die inhaltliche Verknüpfung von Regionskonstitution und sozialem Identifikationsraum. Diese Verschmelzung ermöglicht der Geschichtsdidaktik einen eigenständigen Zugang zu den Lernenden, der sich von den Regionsbegriffen, wie sie die Forschung vorgibt, lösen kann (Kap. 1.1.4).

Am Ende dieser Überlegungen stehen eine zusammenfassende Definition von *Didaktik der Regionalgeschichte* und die Überleitung zu einem anschließenden Problemfeld: Der emotionalen Konnotation von Region bei erwachsenen Lernenden.

Die zentrale Bedeutung des lernenden Subjekts in der Didaktik und dessen soziale und emotionale Prägung durch die Region leitet hin zu dem Begriff *Heimat* (Kap. 1.2). Der in der Forschung als *nicht eigentliche Wissenschaft* (Hauptmeyer) beschriebene Begriff, der eine untersuchende Arbeit beschreibt, die auf das Lokale beschränkt bleibt und kein weitergehendes Erkenntnisinteresse generiert, kann für die historische Erwachsenenbildung von besonderer Bedeutung sein. Die spezifischen Vorteile, aber auch Probleme, die sich ergeben, wenn man mit dem Begriff Heimat arbeiten möchte, werden diskutiert und zu einem Arbeitsbegriff geführt.

1.1 Begriffsklärungen und didaktische Prämissen

Seit über zwanzig Jahren arbeitet die Didaktik der Regionalgeschichte mit mehrdeutigen Begriffen von Region, Regionalgeschichte und Heimatgeschichte. Sie versucht dabei, die Definitionen, wie sie in der *Forschungsdiskussion* entwickelt wurden, auf die didaktischen Bedingungen zu übertragen. Deren Spannungsfeld reicht von einem objektivistischen landesgeschichtlichen Zugang bis zu einem subjektstrukturierten Raumbegriff, wie er durch Knoch/Leeb (1984) formuliert wurde (s.u.).

1.1.1 Der Regionalgeschichtsbegriff in der Forschung

Die *klassische Landesgeschichte* untersucht Räume nicht als geographische Einheiten physiognomischer, struktureller oder funktionaler Ausprägung, sondern „historische Einheiten und Ganzheiten“ bzw. „Glieder eines Kulturraumes“. Die Aufgaben der Landesgeschichte, wie sie in traditioneller Weise zu verstehen sind, wurden von Hans Patze 1980 zusammengefasst: demnach standen die methodisch höchst exakten Quelleneditionen, die historischen Kartenwerke, die Forschungen zur Siedlungs- und Verfassungsgeschichte (vorrangig des Mittelalters) im Zentrum der landesgeschichtlichen Arbeit. Der bei Patze zugrundeliegende Raumbegriff ist der eines politisch abgegrenzten Territoriums, sein Material beschränkt sich auf edierbare (lateinische) Urkunden. Die seit den sechziger Jahren bei jüngeren Historikern aufgekommene Überzeugung, Geschichte als eine *historische Sozialwissenschaft* zu betrachten,

kann sich in einem Wissenschaftskonzept wie dem von Patze referierten nicht wiederfinden.

Sozialwissenschaftliche Fragestellungen konnten innerhalb der Landesgeschichte nur mit neuen Methoden und neuen regionalspezifischen Kontexten erarbeitet werden. Dafür benötigte man auch einen anderen Begriff von Räumen, von Regionen und auch von Methoden (wie z.B. historisch-demographische Analysen durch Auswertung serieller Quellen).

Der Historiker *Gert Zang* versuchte 1985 die „unaufhörliche Annäherung an das Einzelne“ zu analysieren und fasste damit erstmals das neue Selbstverständnis einer modernen Regionalgeschichtsforschung zusammen. Landesgeschichte im Sinne von Patze kommt bei ihm nicht mehr vor, er ersetzt auch den Begriff *Landesgeschichte* durch *Regionalgeschichte*. Mit Alltagsgeschichte und „struktureller Biographik“ im Kleinen ließen sich nach Zang regionale „Wirklichkeiten“ der Geschichte ermitteln, die von der herkömmlichen Landesgeschichte nicht festgestellt werden können, weil diese sich letztlich als Teil der „Nationalgeschichte“ verstehe und nur deren „Wirklichkeiten“ aufzeigen helfe (Zang, S. 105). Zangs Definition von Regionalgeschichte lautet, sehr kurz zusammengefasst: Eine Alltagsgeschichte sozialhistorisch abgrenzbarer Regionen derjenigen Phase der neueren Zeit, in der die Überlieferung durch Zeitungen, Fotos, lebensgeschichtliche Berichte usw. überwiegt.

In Zangs Regionsbegriff stellen soziale Bezüge bereits einen zentralen Faktor dar, der den Raum maßgeblich mit definiert. Ebenso gibt es bei Zang bereits einen funktionalisierten Raum, der je nach Forschungsinteresse definiert wird. Vor der Darstellung von Inhalten und Zielen einer modernen Didaktik der Regionalgeschichte ist daher zunächst eine Bestimmung des Begriffs Regionalgeschichte, wie er in dieser Arbeit verwendet wird, notwendig, da bisher weder in der Forschung noch in der Didaktik eine allgemeingültige Definition entwickelt worden ist.

Es besteht jedoch weitgehender Konsens, dass die traditionelle Landesgeschichte mit ihrem ausschließlich objektivistischen Regionskonstrukt keinen zufriedenstellenden Begriff von Region und Regionalgeschichte für die Didaktik zu liefern vermag. Trotzdem sind eine Reihe von Grundsätzen der modernen Regionalgeschichte auch für didaktische Überlegungen relevant.

In Anlehnung an Ernst *Hinrichs* bleibt eine moderne Definition von Regionalgeschichte der traditionellen Landesgeschichte insoweit verbunden, als er Regionalgeschichte nicht als eine eigenständige Disziplin innerhalb der Geschichtswissenschaft versteht, sondern als eine der Konstituenten moderner Landesgeschichte, die durch ihr Raumverständnis Eigenständigkeit erhält (Hinrichs hier und im Folgenden 1980, S. 1-21; vgl. zu diesem Thema auch ders. 1987, S. 16-34; 1990, S. 7-21). Region wird bei Hinrichs als ein *Konstrukt* verstanden, das je nach Untersuchungsabsicht funktional definiert wird und dabei grundsätzlich unabhängig bleibt von früheren herrschaftlichen oder modernen staatlichen administrativen Räumen. Dieser Regionsbegriff ermöglicht es, unterliegenden Strukturen des Naturraumes, der Siedlung, der Wirtschaft u.a. nachzugehen und ihren Wandlungen zu folgen. Hier ist der Regionsbegriff in der Funktionalität flexibel und strukturorientiert. Hinrichs überträgt die Kockasche Definition von Strukturgeschichte auf die Regionalgeschichte und bezeichnet sie als prozessorientierte Strukturgeschichte,

"... für die 'Verhältnisse' und 'Zustände', die überindividuellen Entwicklungen und Prozesse, weniger die einzelnen Ereignisse und Personen im Vordergrund stehen; sie lenkt den Blick eher auf die Bedingungen, Spielräume und Möglichkeiten menschlichen Handelns in der Geschichte"(zitiert nach Hinrichs 1987, S. 19).

Ein weiteres Merkmal der modernen Regionalgeschichte ist die grundsätzliche Ausrichtung der Forschung auf den *überregionalen Vergleich*. Erst im Vergleich mit Forschungen zu anderen Regionen, die gemeinsam einem übergeordneten Erkenntnisinteresse folgen, lassen sich weiterführende Ergebnisse erzielen. Dabei hat der an wissenschaftlichen Erkenntnissen orientierte Forscher an der Region selbst und ihrer Vielfalt weniger Interesse, seine Fragestellungen sind aus einem übergeordneten Zusammenhang entwickelt, der eine Region lediglich als Untersuchungsbeispiel auswählt. Die Forschungsfrage ist im Allgemeinen bereits formuliert, bevor sich der Wissenschaftler in die Region begibt; der Region wird sozusagen eine Hilfsfunktion zugewiesen, sie wird für die Forschung instrumentalisiert.

Detailreiche Einzeluntersuchungen im Hinblick auf einen größeren Fragezusammenhang können für Heimatforschung und ihre Didaktik von Interesse sein, sind aber unter einer fachwissenschaftlichen Perspektive entstanden. Die

Blickrichtung des Wissenschaftlers ist dabei auf den Forschungsgegenstand, nicht auf die Lernenden gerichtet. Die Forschungsergebnisse einer regionalhistorischen Untersuchung können somit bestenfalls als Materialgrundlage für die weitere didaktische Arbeit dienen.

Der grundsätzliche Perspektivwechsel, weg von den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen, hin zur lernenden Person hat im Allgemeinen eine intensive Bearbeitung von regionalhistorischen Detailstudien zur Folge (Vgl. die vorliegende Arbeit oder auch Goebel/Kirchhoff 1982).

1.1.2 Der Regionalgeschichtsbegriff in der Geschichtsdidaktik

Die ersten umfangreichen Überlegungen zu einer Didaktik der Regionalgeschichte haben Peter *Knoch* und Thomas *Leeb* 1984 veröffentlicht. Sie versuchen erstmals eine Definition des Gegenstandes einer Didaktik der Regionalgeschichte. Es handelt sich dabei um „regionalgeschichtliche Bewusstsein in unserer Gesellschaft; die Entstehung, Veränderungen, und gruppen- und schichtenspezifischen Unterschiede des Bewusstseins und dessen Beeinflussung“ (Knoch, S. 3).

Die didaktische Definition einer Region entspricht in einer Reihe von Parametern dem, was auch die Fachwissenschaftler als Raumkriterien bestimmt haben: z.B. Funktionalität, Festlegung anhand einzelner, isolierter Merkmale, keine exakt bestimmbar Grenzlinien (Grenzzonen), Loslösung von administrativen Räumen usw. Der grundsätzliche Unterschied zu einer wissenschaftlichen Regionalgeschichtsforschung liegt in der Blickrichtung des Didaktikers: Er fokussiert auf die lernenden Menschen und nicht auf den Untersuchungsgegenstand. Das lernende Subjekt steht immer im Blickpunkt der Didaktik der Heimatgeschichte.

Die zu behandelnde Region oder der historische Raum wird deshalb je nach Bedingungen und Notwendigkeit eines Seminarthemas definiert.

So kann z.B. die *Stadt* als politischer Raum untersucht werden oder als überregionales Wirtschaftszentrum oder als Hauptstadt der Grafschaft. Der Fokus kann dabei auf der Stadt als räumlichem Gebilde liegen (Stadt als Baukörper) oder auf der Stadtgrenze (Stadtmauer, bzw. Verwaltungsgrenzen). Der städtische Raum kann auch vergrößert bzw. verlassen werden, wenn z.B. zur Ge-

schichte der Reformation das Kloster Blankenburg und die Kapelle auf dem Damm mit in die Untersuchungen einbezogen werden.

In der praktischen Anwendung auf die Geschichte der Stadt Oldenburg bedeutet dies, dass Stadtgeschichte in diesem Fall nicht primär die historischen Aspekte eines Rechtsraumes untersucht. Vielmehr muss der historische städtische Raum für jedes Stundenthema neu beschrieben werden. In der Veranstaltung zur Stadtgründung z.B. (erste Stunde) wird zum einen der Baukörper der Siedlung mit der Burg betrachtet, zum anderen aber auch auf die naturräumlichen Gegebenheiten und die Handelswege ins Umland (zu Land und zu Wasser) verwiesen, um die Bedingungen und Absichten der Grafen von Oldenburg zu verdeutlichen.

Der klassizistische Um- und Ausbau Oldenburgs zu einer großherzoglichen Residenzstadt bekommt andererseits erst dann einen didaktischen Wert, wenn zum einen die selbstdarstellerische Absicht des Herzogs Peter Friedrich Ludwig vermittelt wird, wenn zum anderen der daraus entstandene städtische Charakter z.B. mit dem der Hansestadt Bremen verglichen wird (vgl. Mütter / Glaubitz 1996).

Erst im Vergleich ist die eigene Entwicklung mit ihren spezifischen Phasen und Bedingungen, die bis in die heutige Zeit wirken, deutlich zu erfassen.

Der definierte *geographische* Raum der geschlossenen ‚Stadt Oldenburg‘ muss also bei jedem Thema verlassen, die engen Grenzen müssen überschritten werden, um den verschiedenen Aspekten eines Themas und den individuellen Raumvorstellungen der Teilnehmenden gerecht zu werden. Was bedeutet das?

Frieder Stöckle beschreibt die regionale Wende der Geschichtswissenschaft (als Arbeitsgrundlage der Geschichtsdidaktik für die Schulen) mit den entscheidenden Bedingungen und Vorteilen der Region vor einer einzigen nationalen Geschichte: ein individueller und emotionaler Zugang zur Geschichtlichkeit der bekannten Region ermöglicht demnach, die Heimat als etwas Gewachsenes und damit auch in Gegenwart und Zukunft Wandelbares, Beeinflussbares zu verstehen:

„Beschäftigung mit Verganem, Spurenlesen und Spurensichern führen erst über die Beschäftigung mit Gegenwart und Zukunft zu einem Sinn-Kontinuum. Erst aus der Gegenwart lassen sich Fragen und Methoden für die Vergangenheitserschließung entwickeln, wie sich umgekehrt die Ge-

genwart und Zukunft unter vergangenen Fragestellungen neu akzentuieren lassen. Historisches und gesellschaftlich-politisches Lernen sind letztlich nicht zu trennen“ (Stöckle S. 26).

Mit der Hinwendung zum lernenden Subjekt tritt in der Didaktik das subjektive Moment, die individuelle Raumwahrnehmung zu den objektiven Parametern hinzu. Damit verlässt die Didaktik der Regionalgeschichte die objektivistische Sichtweise auf eine funktional definierte Region und muss die subjektive Raumwahrnehmung der Lernenden in der Vermittlung berücksichtigen (Knoch, S. 9).

Der Knochsche Ansatz geht von einem transzendenten Raum aus, der sich für jedes Subjekt nach den Bezügen zu Personen oder Gruppen individuell ordnet. In der letzten Konsequenz bedeutet dies jedoch, dass keine übergeordnete Vorstellung von Region mehr möglich ist. Man hat es statt dessen mit einer Vielzahl lebensgeschichtlicher Figurationen und Interaktionen von Menschen in einem Raum zu tun. Gemeinsame Bezugspunkte können sich für eine Gruppe von Menschen dann nur zufällig ergeben (Knoch, S. 11ff.).

Einem solchen Regionsbegriff fehlt allerdings ein naturräumlicher oder gesellschaftlich strukturierter Bezug. Raum und Region sind dann lediglich der Ort, an dem soziale Kontakte stattfinden. In der Konsequenz haben Wirtschaft, Verwaltung, Religion usw. dann ebenfalls ausschließlich als soziales Bezugssystem Bestand und können bestenfalls als eine unterliegende Folie, als eigenständige Qualität von Bezügen definiert werden, die von einer Gruppe von Menschen ähnlich erfahren wurde und wird.

Hier hat sich die Didaktik der Regionalgeschichte am weitesten von der Fachwissenschaft entfernt, die fachwissenschaftlichen Kategorien von Region und ihrer Geschichte wird nahezu vollständig aufgelöst. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Rainer Krüger in der Sozialgeographie. Er definiert über empirische Studien einen Heimatbegriff, der ganz ohne konkrete Raumbezüge auskommt (Krüger 1987/1, S. 160-177).

Die Annäherung an eine handhabbare regionalgeschichtliche Didaktik gelingt Knoch im Folgenden über die ähnlichen Bedingungen, die von Menschen in einem Raum erlebt und erfahren werden und in denen sich eine gesamtgesellschaftliche Totalität ausdrückt. Subjektive Lebensgeschichte und Gesellschafts-

geschichte haben, nach Knoch, „ihren gemeinsamen Schnittpunkt in den Lebensregionen des Einzelnen“ (Ebenda, S. 14).

Dieser sehr stark am lernenden Subjekt orientierte Regionsbegriff kann die historische Dimension der didaktischen Arbeit am besten an der Lebenszeit der Lernenden oder der Personen ausrichten, auf die die Lernenden Zugriff haben (z.B. Eltern, Großeltern).

„Regionalgeschichte kann unter diesen Voraussetzungen nicht mehr die Geschichte scheinbar objektiv vorgegebener Phänomene allein sein [...], sondern muß die subjektiv erfahrene Geschichte der Region einbeziehen (meine/unsere Grundschulzeit am Ort X, Leben in meiner/unsere Familie zur Zeit der Großeltern usw.)“ (Ebenda S. 12).

1.1.3 Objektive und subjektive Raumkonstituenten

Regionalhistorische Phänomene aus früheren Zeiten oder Epochen sind mit diesem Ansatz allerdings nur schwer zu vermitteln. Die persönliche Beziehung über mehrere Generationen hinweg ist heutzutage kaum mehr möglich und trennt das Individuum weiter vom Untersuchungsobjekt. In diesem Fall müssen andere, auch subjektive Zugangsmöglichkeiten zu einer Region greifen, die außer den persönlichen Beziehungsstrukturen im Raum konstant bleiben können.

Der verbleibende Zwiespalt zwischen dem objektiven fachwissenschaftlichen Raumbegriff und dem subjektiven Zugang, der das Individuum zum bestimmenden raumkonstituierenden Parameter macht, ergibt für eine Didaktik der Regionalgeschichte folgende Problematik: zum einen verliert die reine Subjektorientierung den Bezug zu übergeordneten Regionsdefinitionen, zum anderen kann eine Region nicht als objektive Wesenheit gesetzt werden, will sie den didaktischen Leitsatz des Adressatenbezuges nicht aufgeben.

Eine verlässliche und tragbare Verknüpfung dieser Grundpositionen, eine „Verschmelzung zu einer einheitlichen Struktur“ gelang bisher nicht, in der praktischen Arbeit muss jeder das „Mischungsverhältnis“ selbst bestimmen (Mütter 1996, S. 19).

Es bleibt festzuhalten, dass die Didaktik der Regionalgeschichte bislang mit einem Regionsbegriff arbeitet, der, ähnlich wie in der Fachwissenschaft, ein

erkenntnistheoretisches Konstrukt beschreibt, das jeweils aufgrund einzelner Merkmale funktional definiert ist.

Daneben hat Region ein „subjektives Moment“, ein „in der Gesellschaft vorfindbares Bewusstsein von der regionalen Vergangenheit“ (Knoch, S. 9). In der Region kreuzen sich individuelle Biographie und gesamtgesellschaftliche Geschichte, wodurch ein „sozial-räumliches Gebilde“ entsteht (Knoch, S. 12).

Dieses Konstrukt verbleibt allerdings in den hier zitierten Definitionen ohne Bezug zu den naturräumlichen bzw. materiellen Gegebenheiten der Lebenswelt. Eine Lösung dieses Problemes konnte bisher *innerhalb* der Geschichtswissenschaft nicht gelingen.

Ein Blick in die Sozialgeographie zeigt hier Ansätze, die sich auf die Geschichtsdidaktik übertragen lassen.

1.1.4 Raum – Subjektbeziehungen in der Sozialgeographie:

Die Wahrnehmungsregion

Die folgenden Überlegungen stützen sich hauptsächlich auf die von Peter Weichhart entwickelten Gedanken zu einer neuen „Theorie der Räumlichkeit“, wie sie 1996 veröffentlicht wurden. Der Autor betont in seinem Beitrag, dass es sich bei seinem Aufsatz noch keinesfalls um eine elaborierte Theorie handelt. Die Skizzen dienten 1995 auf der Tagung des Instituts für Europäische Regionalforschung als Diskussionsansatz. Genau wie die Geschichtsdidaktik stellt die Sozialgeographie das Subjekt in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen. Anders als aber Knoch beschreibt Weichhart Regionen als

„kognitive Konstrukte, die im subjektiven lebensweltlichen Handlungszusammenhang genau das darstellen, was die landschaftlich-ganzheitlichen Universalregionen der klassischen Geographie immer sein wollten: integrale Raumorganismen, die in der Wahrnehmung der Menschen ein ganzheitliches Amalgam darstellen, in dem Elemente des Naturraums und der materiellen Kultur, Sprache, Sitte, Gebräuche sowie das Gefüge sozialer Interaktionen zu einer einheitlichen Struktur verschmolzen sind“ (Weichhart, S. 36).

Zum reinen Sozialbezug zwischen zwei Subjekten kommt eine individuelle Raumvorstellung hinzu, die „Lage- und Sachinformation miteinander kombiniert und im Denkprozess einer räumlichen Abstraktion als ganzheitliche[n] Substanzbegriff [...] deutet“ (Ebenda, S. 37).

Der Autor nennt dieses Regionskonzept *Wahrnehmungsregion*. Diese definieren sich im Weiteren dadurch, dass die Sachinformationen (bzw. die materiellen Gegebenheiten), die die Region teilweise generieren, praktisch immer auch Werturteile und emotionale Attribuierungen enthalten. Damit wird die Wahrnehmungsregion ein Konzept, das *physische und soziale Realitäten miteinander verbindet*.

Es entsteht eine Art komplexe Gesamtheit der Region, von der jedes Subjekt mit seinen Vorstellungen eine Schnittmenge bildet – je nach seinen individuellen Gegebenheiten, Erfahrungen, sozialen Beziehungen und Kenntnissen. Jedes Subjekt enthält in seiner Schnittmenge aber auch einige für die Region allgemeingültige Sachinformationen, die der materiellen Welt, den Sitten und Gebräuchen usw. angehören. Aus diesen Ähnlichkeiten oder Überschneidungen

einer Wahrnehmungsregion werden wiederum Projektionsflächen für einzelne Personen oder Gruppen; denn „Regionen können auch für die Selbst-Definition von Individuen sowie für die Darstellung und Bestärkung von Gruppenidentitäten wirksam gemacht werden“ (S. 37). Durch zeitliche Konstanz können aus diesen Vorstellungen stereotype Regionsbilder werden, die auch Urteile über den Charakter der Bewohner einer Region erlauben. Hier zeigt der Begriff eine Überschneidung mit dem Heimatgeschichtsbegriff, der von einem hermetischen, unwandelbaren Heimatbild ausgeht. Region als identitiven Raum nennt Weichhart „Identitätsregion“. Der Autor skizziert seine Raumtheorie, die sich

„durch eine radikale Abkehr von der bislang üblichen dichotomischen Konzeptualisierung auszeichne(t), bei der das Soziale und der „Raum“ als eigenständige und voneinander unabhängige Entitäten aufgefasst werden“ (Ebenda, S. 39).

Nach dieser Theorie werden materielle Dinge und Körper in ihren räumlich-sozialen Beziehungen zu funktionalen Elementen sozialer Phänomene und Prozesse. Wie lassen sich diese Überlegungen nun auf die Geschichtsdidaktik übertragen und welche Tragweite steckt darin?

In der Weichhartschen Theorieskizze ist kein direkter historischer oder didaktischer Bezug genannt. Aber es lassen sich sehr wohl Anknüpfungspunkte finden. Zum Beispiel lässt sich eine Verbindung ziehen zu der in Kap. 1.1.3 definierten *regionalen Identität* oder *Heimat*. In Weichharts Wahrnehmungsregion stimmen die wichtigsten Parameter mit denen eines klassischen (und zu überwindenden) Heimatbegriffes überein: eine emotionale Bewertung der (historisch gewachsenen) naturräumlichen, kulturellen, gebräuchlichen und anderer Gegebenheiten auf der einen Seite, und Raum / Heimat als Projektionsfläche für Gruppenidentitäten (auch in der Funktion einer Abgrenzung nach außen) auf der anderen.

Wenn man diesen Gedankenschritten noch die historische Komponente oder Sichtweise hinzufügt, das „allgemeine in der Gesellschaft vorfindbare Bewusstsein von der regionalen Vergangenheit“ (Knoch), ergibt sich ein nahezu deckungsgleiches Bild mit dem *Subjektverständnis*, wie es in der Didaktik der Regionalgeschichte besteht.

Das Bild der *Region* ist nach dieser Theorie ein sozialräumliches Gebilde, dessen funktionale oder auch materielle Parameter nicht mehr von der Didaktik

funktional, quasi von außen bestimmt werden. Sie werden vielmehr von den Teilnehmern als ein konsistenter Teil ihrer Regionsvorstellung mitgebracht. Sie sind als ein Teil ihrer Regionswahrnehmung zu betrachten und nehmen in der Gruppe einen allgemeingültigen Status ein.

Mit dieser Aussage muss die Theorie-Adaption für die Didaktik in zwei entscheidenden Punkten auf eine spezifische Lerngruppe eingeschränkt werden: Die Allgemeingültigkeit der komplexen Raumwahrnehmung kann für die Didaktik nur dann vorausgesetzt und genutzt werden, wenn die Lernenden aus *eben der Region* kommen, mit der sie sich lernend beschäftigen. Es scheint einleuchtend zu sein, dass nur die Menschen, die in einer Region zu Hause sind, eine ähnliche Wahrnehmungsregion teilen, sozusagen eine recht große Schnittmenge an Vorstellungen zur Region haben. Diese wird in ihrem Facettenreichtum durch die in einem Raum verbrachte Zeit vermehrt und vertieft, egal ob dies durch absichtsvolle Beschäftigung oder unbewusst geschieht.

Und zweitens kann die Allgemeingültigkeit nur dann vorausgesetzt werden, wenn sich die Lerneinheiten mit *allgemein bekannten Inhalten* beschäftigen. Es ist also sinnvoll, sich die „Sahnestücke“ aus der regionalen Geschichte herauszupicken, da man davon ausgehen kann, dass zu diesen Themen die meisten gleichen oder ähnlichen Wissensvorräte vorhanden sind, auf die der Erwachsenenbildner zurückgreifen kann.

Bedenkt man diese doch starken Einschränkungen, die einen Transfer der Theorie auf die allgemeine Geschichtsdidaktik deutlich erschweren, dann kann die „Wahrnehmungsregion“, wie Weichhart sie entwickelt hat, für die allgemeine Geschichtsdidaktik wohl nur eine eingeschränkte Rolle spielen; im hier vorliegenden Fall der „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ scheint sie aber eine entscheidende theoretische Verbesserung zu sein.

Mit Weichharts Beschreibung einer „Wahrnehmungsregion“ kann die Geschichtsdidaktik der Regionalgeschichte die oben diskutierten zwei grundlegenden Probleme auf einmal lösen: objektive Regionsdefinition und subjektive Raumwahrnehmung sind miteinander verbunden und der thematisch entsprechende Regionsbegriff kann vom lernenden Subjekt ausgehen und auf dessen Raumbegriff rekurrieren.

Zusammenfassend gilt: Forschung und Didaktik der Regionalgeschichte sind auf den überregionalen Vergleich angelegt, der sowohl die Eigenständigkeit

einer Region als auch ihre Einbindung in die übergeordnete nationale, europäische und globale Geschichte herausarbeitet.

Die Vermittlung der Prozesshaftigkeit von Geschichte, die in einer ständigen Wechselbeziehung zu anderen Regionen und Prozessen steht, vermag den Blick für den heutigen Standpunkt und auch für zukünftige Möglichkeiten der Entwicklung einer Region und der aktiven Mitwirkung in ihr zu verdeutlichen (Vgl. Stöckle, S. 26). Sie bezieht geschichtliche Prozesse auf die handelnden Personen und ihre Bedingungsgefüge in Geschichte und Gegenwart. „Große Geschichte“ wird so auf eine nachvollziehbare Ebene im persönlich erfahrbaren Lebensumfeld transponiert.

Mit dieser letzten Beschreibung von Didaktik der Regionalgeschichte sind wir mitten in der Diskussion um einen modernen Heimatgeschichtsbegriff gelandet, die im Folgenden dargestellt und auf die Anwendungsbereiche hin, wenn möglich, aufgelöst werden soll.

1.2 Heimat – ein unmoderner Begriff?

Heimat und Gefühl, diese beiden Begriffe sind nicht zu trennen. Heimat ist das Zu-hause-sein, das Bei-sich-sein und das diffuse Wohlgefühl, das jeder Mensch empfindet in einer Stadt, einer Gegend, einem Dorf, der/dem er sich zugehörig fühlt. Eine Unmenge von Untersuchungen beschäftigt sich mit diesem Begriff, der in den letzten zweihundert Jahren eine stetige Bedeutungsveränderung erlebt hat. Diese reicht vom weltlichen Paradiesentwurf der Romantiker bis in die NS-Zeit, in der Heimat als völkisches Raum- und Rechtskonstrukt benutzt wurde. Stellvertretend für die nahezu unüberschaubare Literatur seien hier Studien herausgenommen, die sich mit dem Wandel des Heimatbegriffes beschäftigen. Sie beschreiben historische Bedeutungsverschiebungen von Heimat, denen unter verschiedenen Fragestellungen nachgegangen wird. Dort finden sich auch umfassende Literaturverzeichnisse: Michael Neumeyer: Zur Funktionsgeschichte des Heimatbegriffes in der Geschichtswissenschaft und der Geographie (Kiel 1982). Zu ähnlichen Ergebnissen bezüglich der Uneinheitlichkeit von Heimatbegriff und Raumvorstellungen kommt die Untersuchung von Andrea Bastian (Tübingen 1995), deren linguistische Begriffs-Forschung in verschiedenen Funktionsbereichen des Deutschen interessante Denkanstöße für Überlegungen zu einem modernen Umgang mit Heimat eröffnet. Sie verfolgt den Wandel des Heimatbegriffes in den Naturwissenschaften, der Religion, in der Alltagssprache vom 18. bis ins 20. Jahrhundert und in den jeweiligen Literatursprachen.

In der Wissenschaft ist es gerade die emotionale Bedeutungsebene von Heimat, die den Begriff für die Forschung fragwürdig macht (Vgl. Hauptmeyer, Fehn). In der Heimatforschung besteht demnach die Gefahr, dass das Gefühl die objektive Forschung überlagert (1.2.1).

Im Anschluss an die Beschreibung der *Gefahren*, die im Heimatbegriff liegen, wird es darum gehen, wie gerade *wegen* der emotionalen Konnotation Heimat für eine moderne Didaktik handhabbar gemacht werden kann (1.2.2).

Das wichtigste Begriffspaar bei dieser Diskussion ist das um regionale Identität / historische Identität (1.2.3) und die Chancen und Gefahren, die in einem absichtsvollen Identitätsangebot historischer Bildungsarbeit liegen.

Abschließend werden die aus Kapitel 1.2.1 und 1.2.2 gezogenen Schlüsse zu einem tragfähigen Arbeitsbegriff von Heimatgeschichte zusammengefasst (1.3).

1.2.1 Heimat und Gefühl

Die schon bei Stöckle 1984 untersuchte und seitdem in immer neuen Facetten beschriebene allgemeine Hinwendung zu und Suche nach einer vermeintlich sicheren, unwandelbaren und überschaubaren Heimat, wird vielerorts als ein Phänomen der Zeit beschrieben. Als Ursache dafür wird im Allgemeinen die „Sehnsucht nach identischerem Zusammenleben“ genannt (hier und im Weiteren Stöckle 1984, S. 18 ff.), die von der Angst vor Globalisierung, Entwurzelung, Entfremdung vom Bekannten ausgelöst wird. Der affektgeladene Heimatbegriff signalisiert Hoffnung nach überschaubaren räumlichen, sozialen und zeitlichen Beziehungen. Heimat reduziert dann die Komplexität der Welt, indem sie vermeintlich sichere Deutungsmuster der Wirklichkeit liefert. Die Wahrnehmung einer solchen Heimat bleibt emotional dominiert und durch ihre Bestimmung als idyllische Gegenwelt zur beängstigenden Unüberschaubarkeit der heutigen Welt bleibt sie rückwärtsgewandt und unkritisch. „Heimat findet (irrational) jenseits der Arbeitswelt, jenseits der zweckrationalen Systeme und auch jenseits der Alltagsanforderungen statt“ (Ebenda).

Das wachsende Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Geborgenheit, mit dem viele Menschen dieser empfundenen Ohnmacht zu entfliehen versuchen, gerät damit leicht in die schon von Hauptmeyer beschriebene Ideologiegefährdung des „früher war alles viel besser“. Darüber hinaus vermittelt ein unkritischer, rückwärtsgewandter, starrer Heimatbegriff eine emotionale Einheit von „Volk“, „Vaterland“ und „Nation“ als kollektivem Bezugsrahmen. Solche romantisch-verklärten Gesellschaftsbilder bleiben borniert, auf die lokale Wahrnehmung beschränkt und in der Vergangenheit verhaftet.

Damit ist dieser Begriff in einer modernen Regionalgeschichts-Didaktik nicht mehr zu verwenden und es bietet sich an, das Wort Heimat ganz aus der Arbeit

zu streichen und durch Regionalgeschichte bzw. regionale Identität zu ersetzen (wie es seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts in der Literatur nahezu vollständig geschehen ist). Diese Begriffe lassen allerdings die verschiedenen emotionalen Aspekte von Heimat außer Acht, wie sie von den Lernenden ihrer Lebensumwelt entgegengebracht werden.

Eine Didaktik, die das lernende Subjekt ernst nimmt und den schon recht abgenutzten Begriff vom „Abholen, wo man steht“ wirklich umsetzen will, kann und darf die Emotionen, mit denen Heimat oder auch Region behaftet ist, nicht negieren, sondern muss mit ihnen bewusst und kreativ arbeiten, um sie für Lernprozesse nutzen zu können.

Es muss also im Weiteren darum gehen, einen modernen Heimat-Begriff zu definieren, der einer wie auch immer gearteten Ideologiegefahr nicht unter- und erliegt und den vielfältigen Anforderungen einer modernen Geschichtsdi-
daktik gerecht wird.

Michael Neumeyer erarbeitet in seiner Dissertation eine moderne Definition von Heimat, die den verschiedenen Aspekten des Raumes und der Zeit sowie der vielfältigen identitiven Facetten von Heimat gerecht wird. Er definiert Heimat als

„eine unmittelbare, alltäglich erfahrene und subjektive Lebenswelt, die durch längeres Einleben in ihre sozialen, kulturellen und natürlichen Bestandteile Vertrautheit und Sicherheit, emotionale Geborgenheit und befriedigende soziale Beziehungen bietet“ (Neumeyer, S. 127).

In einer weiteren Definitions-Reduktion wird Heimat bei Neumeyer als *satisfaktionierende Lebenswelt* beschrieben, womit allerdings weniger ein Raum als vielmehr ein Zustand der Satisfaktion in einer und durch eine Umwelt anzusehen ist. Welche Bedürfnisse allerdings einer jeweiligen Absicherung oder Bestätigung durch die Umwelt benötigen, ist noch nicht abschließend untersucht. Diese mögen z.B. sein: Bedürfnisse nach Identität, nach Sicherheit und biographischer Bestätigung u.ä. Alle diese Beiwerte von Heimat unterliegen historischen Bedeutungsschwankungen und stellen keine konstanten Begriffskonnotationen dar. Neumeyer nennt hierfür beispielhaft: die Bewertung des Landlebens und der Natur – insbesondere deren Klischierung – , die Rechtfertigung einer Nation oder eines Staates als Heimat und die Betonung des nur einmal möglichen Erwerbs von Heimat.

Damit hat der Autor die stärksten Kritikpunkte gegen einen modernen Heimatbegriff zusammengefasst, die es für Jeden zu entkräften gilt, der mit diesem Begriff in der Didaktik arbeiten möchte. Die Befreiung von lokaler Borniertheit, Simplifizierung und Idealisierung kann erst den Boden bereiten für eine neue, zeitgemäße Definition von Heimat.

Die befürchtete Ideologiegefährdung ist damit allerdings noch nicht gebannt, sie kann aber sozusagen in Schach gehalten werden, indem einige Elemente der regionalhistorischen Forschung, die oben bereits genannt wurden, in die didaktischen Überlegungen aufgenommen werden.

1.2.2 Emotion und historisches Lernen

Durch *Einbindung der Heimatgeschichte in überregionale Bezüge* kann einer möglichen Abschottung nach außen entgegengewirkt werden. Dabei lässt sich die Besonderheit der regionalen Geschichte sehr wohl hervorheben, ohne die Interdependenzen zu anderen Regionen oder mit der nationalen oder europäischen Geschichte zu verdecken oder zu leugnen. Die Geschichte des kleinen Raumes ist ein eigenständiger Teil der allgemeinen Geschichte (s.o.) und für das Geschichtsverständnis in Forschung und Bildung unverzichtbar (Vgl. Voit, S. 51ff.). Sie ist dabei nicht „einfacher“ als die „große Geschichte“ und muss immer im Wechselverhältnis zu dieser betrachtet werden. Auf diese Weise kann auch der Simplifizierungsgefahr von Heimat entgegengewirkt werden.

Erst durch eine kritische Einschätzung der regionalen Befunde, im Bezug auf überregionale Prozesse und Ereignisse, kann die unheilvolle Vorstellung von einer Naturwüchsigkeit der Heimat, und von der Notwendigkeit ihres Schutzes vor den Unwägbarkeiten der „Welt-da-draußen“ überwunden werden.

„Historische Erkenntnisse im Nahbereich können die allgemeine Geschichte bestätigen, konkretisieren und veranschaulichen; sie verweisen gelegentlich aber auch auf abgebrochene oder verschüttete Traditionen, auf Sonderentwicklungen, die man als alternative Modelle interpretieren kann, denen es nicht gelungen ist, sich auf der Ebene der allgemeinen Geschichte durchzusetzen“ (Hannig nach Voit, S. 137).

So hat sich z.B. die Industrialisierung im Herzogtum Oldenburg im 19. Jahrhundert als Agrarmodernisierung ausgeprägt, die bis heute das Erscheinungsbild des Oldenburger Landes bestimmt. Diese weithin unbekannt Facette der Industrialisierung im Nordwesten bekommt sogar erst in der Verknüpfung mit

den Entwicklungen z.B. im Ruhrgebiet ein eigenes Gesicht und nachvollziehbaren Bildungswert.

Ein vermeintlich naturgebener, idyllischer Heimatbegriff kann also vermieden werden, indem die *Prozesshaftigkeit* und die gesellschaftlich bedingte *zeitliche Wahrnehmung von Geschichte verdeutlicht* wird. Wie schon beschrieben, beruft sich das traditionelle Heimatbewusstsein gern auf vermeintlich ‚uralte‘ Wurzeln, vermittelt ein quasi naturwüchsiges Selbstverständnis. Eine der Hauptaufgaben der modernen Heimatgeschichtsdidaktik ist es nun, die Historisierung des regionalen Geschichtsbewusstseins zu vermitteln, Aufschluss zu geben über die jeweiligen historischen Kontexte, in denen dieses Geschichtsbewusstsein, diese Identität entstanden ist. Erst ein solcher Aufschluss macht das Werden - und durch die Veränderung der Kontexte auch den Wandel – solcher Identitäten nachvollziehbar. „Und nur unter dieser Voraussetzung werden Aufgaben in der Region lösbar, werden sich möglicherweise auch neue, weitere, gegenwärtig passendere Regionalgrenzen und Regionalfunktionen ausprägen“ (Mütter/Glaubitz, S. 225).

Neben der Historisierung in der Rückschau auf die Traditionen und gewachsenen Identitäten in einer Region muss darüber hinaus bei der Vermittlung eines offenen Heimatbegriffes der *Gegenwarts- und der Zukunftsbezug* der ausgewählten Themen unbedingt beachtet werden. Erst indem man den historische Wandel von Lebensbedingungen und Zusammenleben wahrgenommen werden, kann der individuelle Handlungsspielraum nachvollzogen und ermessen werden. Dazu noch einmal Frieder Stöckle:

„Heimat – wenn man emphatisch an dem Begriff festhalten will – kann so zur kritischen Gegenwart werden. Über den bewussten Umgang mit regionalgeschichtlichen Wirklichkeitsausschnitten kann „das Ganze“ gegen den Strich erfahren und gelernt werden. Wenn ich weiß, wie die Wirklichkeit in meiner Nähe verfasst ist, wie die geschichtlichen Anteile zu werten und zu interpretieren sind, wenn ich zudem mir angewöhne, Verlängerungslinien über die Gegenwart hinaus zu ziehen und damit auch politisch reflektiere – dann bekommt mein Fragen und Forschen auch im Hinblick auf das „Ganze“ der Geschichte eine andere Qualität. Vor allem aber bleibt Geschichte nicht äußerlich, wenn ich sie sinnhaft in meiner Nähe erforscht und erfahren habe“ (Stöckle 1984, S. 26).

In der Didaktik müssen die verschiedenen emotionalen und identitätsbildenden Aspekte von Heimat berücksichtigt werden, um gerade der Gefahr einer ein-

seitigen, schwärmerischen Heimatidylle, wie sie etwa in den fünfziger Jahren in Filmen und Büchern gezeigt wurde, entgegenzuwirken (Vgl. Peukert. Peukerts Aufsatz ist in der vierten Auflage des Handbuchs Geschichtsdidaktik zu finden. In die fünfte Auflage 1997 ist das Stichwort Heimatgeschichte nicht mehr aufgenommen worden!). Die Didaktik, die das lernende Subjekt in den Mittelpunkt der Arbeit stellt, muss sich mit der emotionalen Dimension, mit der sich die (Heimat-)Region für die Lernenden verbindet, bewusst auseinandersetzen. Auf diese Weise wird die gesamtgesellschaftliche Bedingtheit der persönlich erfahrenen Geschichte nachvollziehbar, der Zusammenhang von Einzelbiographie und von kulturellen und sozialen, politischen Prozessen.

Der Zusammenhang von Emotionen und historischem Lernen ist in der Geschichtsdidaktik noch lange nicht ausdiskutiert, wie z.B. der umfassende Aufsatzband der Konferenz für Geschichtsdidaktik von 1992 zeigt, die unter eben diesem Titel 1991 getagt hat. Es gibt für den Zusammenhang von Emotionen und historischem Lernen keine fertige Theorie, noch viel weniger kann auf ein ausgearbeitetes Gerüst zurückgegriffen werden, wenn man sich mit der historisch-politischen Bildung Erwachsener in ihrer Heimat beschäftigt.

Dabei steht ein innerer Zusammenhang zwischen Emotionen und Lernen aus der Geschichte an sich nicht in Frage. Nur die Gewichtungen, die generationellen Ausprägungen und die unterschiedlichen Facetten von Emotionen in allen Bereichen des historischen Lernens, sind noch nicht abschließend definiert. Aus meiner persönlichen Erfahrung heraus kann ich feststellen, dass ein diffuses Heimatgefühl, zusammen mit einem Interesse an Geschichte an sich die Motivation ergibt, an Veranstaltungen zur Heimatgeschichte teilzunehmen.

Es bleibt festzustellen, dass Emotionen grundlegende Bestandteile der menschlichen Identität sind und in der pädagogischen Arbeit mit ihnen gearbeitet werden muss, ohne dass man genau weiß, wie das Lernen mit und über Emotionen funktioniert. Es ist aber davon auszugehen, dass gerade bei einer Aufarbeitung der Heimatgeschichte die Emotionen und Vorstellungen der Teilnehmer bereits ausgeprägt und fest verankert sind (Vgl auch Kap. 2: Das Lernen Erwachsener und Mütter 2002, S. 117-137).

Einer modernen geschichtlichen Erwachsenenbildung kommt demnach auch die Aufgabe zu, individuelle und gesellschaftliche Erfahrungen, Erinnerungen

und Emotionen aufzuarbeiten, selektive Wahrnehmungen zu transzendieren und den Horizont eigener Erfahrungen zu überschreiten.

Die reflexive Aufarbeitung von Regionalgeschichte, die daran arbeitet, unbewusst identitive Strukturen oder historisch gewachsene Strukturen behutsam aufzubrechen oder zu verändern, erhält einen spezifischen Bildungswert. Dazu wieder ein kurzes Beispiel: Der Oldenburger Graf Anton Günther ist *die* regionale Identifikationsfigur schlechthin. Nahezu unbekannt allerdings ist der gräfliche Machtausbau in seiner Regierungszeit (1603-67), der die Landesherrschaft im 17. Jahrhundert verabsolutiert hat. Das Bild des „Pferdegrafen“, der den Dreißigjährigen Krieg an seinem Land erfolgreich vorbeigeführt hat, facettenreicher zu machen, den Ausbau des Absolutismus als typisches Zeitphänomen auch anderer Fürstentümer zu zeigen, die historische Person also aus unterschiedlichen Perspektiven zu zeigen – dies ist die eigentliche Aufgabe der modernen Geschichtsdidaktik. Wir bewegen uns dabei zwischen der Vermittlung der historischen Figur und der allgemeinen Vorstellung und Erinnerung an historische Ereignisse. Dabei sollen die regionalen Mythen nicht zerstört werden, es soll vielmehr ein Denkprozess in Gang gesetzt werden, der das eigene Bild der väterlichen Grafengestalt behutsam in Frage stellt.

Das Herausarbeiten von interregionalen Verflechtungen kann hier z.B. dazu verwendet werden, das Allgemeine, Zeittypische des vermeintlich regionalen Speziellen aufzuzeigen und zu erarbeiten. Bernd Mütter und Gerald Glaubitz, die einen historischen und identitiven Vergleich zwischen Oldenburg und Bremen beispielhaft erarbeitet haben, stellen in Bezug auf die „Entmythologisierung der regionalen Vergangenheit“ fest:

„Der interregionale Vergleich zerstört wirkungsvoll die provinzielle Stilisierung einer idealistisch und nostalgisch verklärten Vergangenheit in der Region, die oft mit dem Anspruch auf Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit einhergeht. Er macht auch die Wechselwirkung endogener und exogener Faktoren deutlich“ (Mütter/Glaubitz, S. 227).

Eine solche Herangehensweise, die über die Parallelen der politischen und wirtschaftlichen Strukturen in verschiedenen Regionen aufklärt, sollte auf der anderen Seite aber trotzdem einen Zugang zu der „eigenen“ Geschichte lassen. Auf das Beispiel des Grafen Anton Günthers bezogen bedeutet dies: trotz des Zeit-typischen in Politik und Habitus eines frühabsolutistischen Herrschers,

bleibt Anton Günther für die Oldenburger eine herausragend positiv besetzte Figur, die wohl vielen Interessierten überhaupt erst einen historischen Zugang zum 17. Jahrhundert verschafft.

Die besondere Bildungschance liegt dabei gerade in der inneren Nähe der Lernenden zum Thema begründet und ist durch die emotionale Bindung größer als bei räumlich weiter entfernten Personen (wie z.B. der historischen und der mythischen Figur des Rolands, des Störtebekers oder des Arminius).

1.2.3 Regionale Identität / historische Identität

Die konkrete Verortung von Geschichte im Lebensraum der Lernenden vermag das historische Bewusstsein zu stärken und vitale Anregung für eine regionale Identität oder ein modernes Heimatbewusstsein zu geben.

Der Zusammenhang von regionaler Identität und historischem Bewusstsein wird u.a. von Hartmut Voit untersucht, der in zehn Thesen die Beziehung zwischen Regionalität, Identität und historischem Lernen beschreibt (Voit, S. 50-53). Die Besonderheit des regionalhistorischen Unterrichts vor dem all-gemeinhistorischen liegt demnach darin, dass ...

„die originale Begegnung mit Geschichte im ‚kleinen Raum‘ [dazu bei-] trägt, die überwiegend abstrakt-verbale Wissensvermittlung des traditionellen Geschichtsunterrichts durch vielfältige emotionale und praktische Erfahrungen zu überwinden . [...] In einem Geschichtsunterricht, der nicht nur objektivistisch gesicherte landesgeschichtliche Sachverhalte im Sinne einer teilstaatlichen Erfolgshistorie vermittelt, sondern den *kleinen Raum* verstärkt auch als subjektiv-erlebnishaften Gegenstandsbereich versteht, erarbeiten die Schüler ein Stück ihrer eigenen Lebensgeschichte. Es ist ein wechselseitiger Vorgang: Die Erkundung des Nahraums aus sozialgeschichtlicher Perspektive geht von der unmittelbaren Wirklichkeit und den Interessen der Schüler aus und wirkt über das gewonnene Erkenntnispotential wiederum problemlösend und identitätsbildend auf den Prozess der Sozialisation zurück“.

Voit geht in seinen Überlegungen zwar vom schulischen Geschichtsunterricht aus, ich halte seine Überlegungen aber gerade in dem Punkt der Rückwirkung und der Erkenntnismöglichkeiten für geeignet, in der Erwachsenenbildung berücksichtigt zu werden, da das bestehende historische Vorwissen, auf das aufgebaut werden kann, biografisch bedingt bei den Erwachsenen viel größer ist als bei Schülern.

Die Lernenden, die sich mit der Geschichte ihres eigenen Lebensumfeldes beschäftigen, eröffnen sich die Möglichkeit, Geschichte als etwas auch für ihre Heimat Spezifisches zu begreifen: *Geschichte* ist nicht abstrakt und fern, fand nicht nur woanders statt, sondern prägt das eigene Leben und die Umwelt bis heute und auch in der Zukunft (kurz, das eigene Leben und die Heimat sind als historisch zu begreifen).

Die Überlegung zu inhärenten Bildungschancen eines Themas leiten über zu der Diskussion um die *Bildungsaufgabe* bzw. in diesem Fall zu der Frage, ob die moderne Heimatgeschichte gezielte Angebote zur Identitätsentwicklung machen darf oder soll. Gestritten wird dabei über die stete Gefahr einer Ideologisierung, die der Arbeit mit Heimatgeschichte innewohnt und die, so die Befürchtungen, bei zukunftsorientierten Identitätsangeboten nicht auszuschließen sei. Meiner Ansicht nach ist es durchaus möglich, den demokratischen Bildungsauftrag der Geschichte mit den Mitteln einer modernen Heimatgeschichte zu erfüllen. Die bereits genannten Problemfelder der Abgrenzung und der Rückwärtsgewandtheit sowie der oft typischen Starre von *Heimat*, werden durch den hier entwickelten didaktischen Heimatgeschichtsbegriff entschärft. Mehr noch: Ich halte es für eine genuine Aufgabe der Geschichtsdidaktik, eine praktikable Umsetzung von historischer Forschung im Lebensalltag zu präsentieren, sich der Diskussion in der Öffentlichkeit nicht nur in der Theorie, sondern auch in der praktischen Arbeit zu stellen. Ich folge hierin u.a. Klaus Bergmann, der den „lebenspraktischen Bezug“ von Lernen aus der Geschichte betont und der wissenschaftlichen Geschichtsdidaktik eine normative Ebene zuschreibt (Bergmann in der Einleitung zum dritten Kapitel des Handbuches der Geschichtsdidaktik S. 245): Geschichtsdidaktik

„hat die Aufgabe, Geschichtsbewusstsein als wesentlichen Faktor menschlicher Selbstidentität und als notwendige Voraussetzung vernünftiger gesellschaftlicher Praxis sowohl deskriptiv-empirisch zu erforschen als auch didaktisch-normativ zu regeln“ (Ebenda).

Noch deutlicher in seiner Forderung nach einem positiven Identitätsangebot in der regionalen Geschichtsdidaktik geht Uwe Uffelman mit seiner Forderung nach der Ausbildung eines *balancierten Geschichtsbewusstseins*, das Spannungen auszuhalten vermag (Hier und im Folgenden: Uffelman 1994). Dabei geht es nicht nur um eine individuelle, personale, sondern auch um eine „kollektive

historische Identität“, die eine demokratisch-pluralistische Prägung aufweisen muss. Jenseits der Negation des Nationalsozialismus soll diese kollektive Identität durch positive Identifikationsangebote herausgebildet werden, die die regionale, die nationale, die europäische und die universale Identität integrativ verknüpfen und ausbalancieren.

Auf der Basis einer zugleich ausgeprägten und kritischen regionalen Identität können die Menschen die unterschiedlichen Anforderungen, die eine noch un- deutlich ausgeformte moderne nationale Identität und eine noch viel weniger konturierte europäische Identität an sie stellen, ausbalancieren und entwickeln. Dazu wieder Mütter/Glaubit: „Nur Regionen, die einerseits stark genug sind, den Föderalismus zu untermauern, die aber andererseits auch noch nah genug an den historischen und Identitätsvorstellungen der betreffenden Menschen liegen, können dieses Konzept sichern“ (S. 229).

Es gibt aber durchaus auch kritische Stimmen zu einem positiven Identitätsangebot in der Heimatgeschichtsbildung. Bernd Schönemann beurteilt die pragmatische Alternative von Identitätsangebot oder *Deutungskompetenz* in der Geschichtsdidaktik als problematisch (Schönemann, S. 77f.):

„Wenn die Geschichtsdidaktik regionale historische Identität positiv offeriert, wie kann und will sie dann gleichzeitig noch glaubhaft vermitteln, dass es sich bei dieser Identität um ein Konstrukt handelt, das Geschichte zum Zwecke der Erzeugung von Gruppenloyalität instrumentalisiert, dass es auch andere, alternative Konstrukte gibt und dass die Region eher eine Frage ist, die man stellt, als eine Antwort, mit der man sich identifiziert? Und was die Identitätskonstruktion betrifft: Ist historische Identität wirklich nach dem Muster einer Matroschka-Puppe konstruiert, lassen sich die unterschiedlichen Dimensionen so problemlos ineinandersetzen, dass jeder Schüler – auch der Mitbürger anderer Nationalität oder jemand, der das Bundesland gewechselt hat – die Chance behält, sich in der Konstruktion wiederzufinden? Wohnt einer so gedachten Identität nicht eine strukturelle Konflikanfälligkeit inne, die man mit konzentrischen Konstrukten zwar zudecken, aber nicht beseitigen kann? Bedarf es nicht – gerade wenn es um kollektive Identität geht – der Setzung klarer Prioritäten anstelle der eher individualpsychologisch gedachten Hoffnung auf Balancierung von Spannungen?“ (Ebenda, S. 79)

Bei einer Beantwortung von Schönemanns Fragen gilt es grundsätzlich zu beachten, dass der Autor seine Kritik hauptsächlich auf die Schuldidaktik bezieht. In der Erwachsenenbildung ist zunächst einmal die Reflexionsfähigkeit

höher anzusetzen als bei Schülern, die noch kaum persönliches Geschichtsbewusstsein ausgeprägt haben. Mit Erwachsenen sind z.B. gemeinsame Reflexionen über Heimat und über die Bedeutungsveränderungen, die der Begriff durchlaufen hat, sehr wohl möglich, so dass die gemeinsame Arbeitsbasis definiert werden kann. Heimat in der unkritischen Kitsch-Variante ist z.B. älteren Lernenden durch die Heimatfilme der fünfziger Jahre durchaus bekannt und die gesellschaftspolitische Inhaltslosigkeit dieser Werke einfach nachzuvollziehen. Aus demselben Grund sind Gegenwarts- und Zukunftsbezug in historische Themen gut einbeziehbar. Erwachsene haben in ihrem eigenen Leben die Wechselbeziehungen zwischen persönlichem und gesellschaftlichen Geschehen erlebt und sind, eher als junge Menschen, in der Lage, dies zu reflektieren. Die tagespolitischen Diskussionen um „lebendige Regionen“, ein „Europa der Regionen“ u.s.w. sind Erwachsenen durchaus geläufig, ebenso wie sie z.B. für die Wandlungen eines nationalen Identitätsbegriffes durch die politische Bildung der letzten fünfzig Jahre sensibilisiert sind. Im Unterschied zu Schülern kommen Erwachsene freiwillig und mit dem Wunsch nach einer Vertiefung gerade dieser historischen Deutungskompetenz in Veranstaltungen zur historischen Bildung. Dass auf demokratisch-pluralistischer Arbeitsgrundlage gelernt und gelehrt wird, ist in der Erwachsenenbildung eine Selbstverständlichkeit. Die emotionale Ebene, die ein Bestandteil von Heimatbewusstsein ist, muss dabei durchaus keine Ideologiegefahr darstellen, wenn man sich ihrer in den didaktischen Überlegungen zu einem heimatgeschichtlichen Thema bewusst ist. Wenn Schönemann die Setzung von Prioritäten einfordert, dann bleibt historische Bildung, auch die der Heimatgeschichte, als Bildung zur demokratischen Gesellschaft zu verstehen, mit Blickrichtung auf Nation, Europa und die Welt.

Zur Frage der Identitäts*konstruktion* lässt sich sagen, dass historische Identität in der Region oder, um den Begriff hier in seiner neuen Definition zu verwenden, von kritischem Heimatbewusstsein nur *eine Dimension* von historischer Identität darstellt, innerhalb eines komplexen Baukastens von Identitäten, der sich auf verschiedenen Raumebenen vom Lokalen, Regionalen bis zum Globalen für jedes Individuum anders entwickelt und verändert (Vgl. Mütter/Glaubitz S. 225). Das Bild einer Matroschka-Puppe scheint mir insofern nicht stimmig zu sein, da die verschiedenen Identitäten mit- und nebeneinander

gleichwertig bestehen und in jeweils unterschiedlicher Gewichtung zu bewerten sind.

Selbst die nationalen historischen Identitäten sind in ihrer spezifischen Ausprägung unterschiedlich. Das hat Bernd Mütter in seiner Untersuchung zum didaktischen Werk Erich Wenigers herausgearbeitet (Mütter 1995, S. 300ff.). Danach liegt der modernen Geschichtsdidaktik ein Identitätsbegriff zugrunde, der nach den Erfahrungen mit einer nationalen und völkischen (eng mit einem hermetisch abgeschlossenen Heimatbild verbundenen) normierten Identität nun nach einer „demokratischen Identität“ strebt.

„Diese muss – im prinzipiellen Unterschied zu den zahlreich vorliegenden, verhältnismäßig geschlossenen Identitätskonzepten – so offen formuliert werden, dass das ganze Spektrum verfassungskonformer Identitätsausprägungen von links bis rechts darin Platz hat. Verfassungskonform heißt hier das rückhaltlose Bekenntnis zu den fundamentalen Menschenrechten, zum politischen Diskurs und Konflikt mit demokratischen Mitteln, prinzipielle Anerkennung der Legitimität konkurrierender Identitäten, Verzicht auf deren Ausschaltung durch bloße Überwältigung oder gar Vernichtung, Konsensfindung durch Kompromiss. Nicht mehr ein relativ geschlossenes Identitätskonzept für alle, [...] sondern ein offenes, mehrschichtiges, mehrere Ausprägungen tolerierendes Identitätskonzept ist heute gefragt“ (Ebenda, S. 302).

1.3 Heimatgeschichte heute

Nach diesen grundlegenden Klärungen stellt sich die Frage: Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein und wie kann Heimatgeschichte heute in der Praxis aussehen?

Der generelle Unterschied zwischen den Begriffen „Regionalgeschichte“ und „Heimatgeschichte“ liegt in der Blickrichtung des Forschers bzw. des Didaktikers. Die Regionalgeschichte klammert das erlebende, wahrnehmende Individuum aus, der Schwerpunkt liegt auf dem zu Vermittelnden. Bei der Heimatgeschichte hingegen steht das Subjekt im Mittelpunkt des Interesses, mit seinem Vorwissen, seiner emotionalen Herangehensweise an Geschichte, seiner lebensgeschichtlichen Prägung etc. Deshalb plädiere ich, zumal in der Erwachsenenbildung, für den Begriff *Heimatgeschichte*.

Diese Heimatgeschichte hat allerdings mit der lokal beschränkten, klischeehaf-
ten Heimatgeschichte des Rosen-Reslis nicht mehr viel gemeinsam. *Die Anfor-
derungen, die an eine moderne und kritische Heimatgeschichte gestellt werden,*
sind zahl- und umfangreich. Heimatgeschichtliche Bildung soll:

- der Gesellschaftsfähigkeit dienen
- die Prozesshaftigkeit von Geschichte aufzeigen
- die Heimat zukunftsfähig machen
- die Region in überregionale Zusammenhänge einbinden
- Zeittypisches der Allgemeinen Geschichte und Besonderes der Region zei-
gen
- Heimat als individuell erlebten Raum, und
- die eigene Lebensgeschichte als Teil der „Großen Geschichte“ erfahrbar
machen.

Die räumliche Kategorie von Heimat muss sich in der Didaktik zwischen dem
operabel-objektiven und dem subjektiv-lebensgeschichtlichen Raum bewegen.
Operabel-objektiv meint ein funktional definiertes Raum- oder Regionskon-
strukt, das je nach Themenschwerpunkt der Veranstaltung begrenzt wird. Da-
bei spielen Herrschaftsgrenzen, naturräumliche Gegebenheiten, Wirtschafts-
räume usw. eine Rolle. Die Abgrenzung und Definition der Region muss deut-
lich genug sein, um allen Teilnehmern der Veranstaltung eine Vorstellung des
Gesamtrahmens zu ermöglichen. Der zu behandelnde Raum muss darüber hin-
aus so offen definiert bleiben, dass jeder Teilnehmer seine subjektiven Erfah-
rungen und sein Vorwissen einbringen kann. Denn das lernende Individuum
kann in einer rein funktional definierten Region nur schwerlich einen identifi-
katorischen Anknüpfungspunkt finden, anhand dessen es in der Lage ist, sich
zu der definierten Region in Beziehung zu setzen.

Die räumliche und historische Wahrnehmung der Heimat präsentiert den Ler-
nenden ihre im Allgemeinen als unhistorisch empfundene Heimat in einem
neuen Licht. Ein neu erworbenes Bewusstsein der Geschichtlichkeit der eige-
nen Lebenswelt ermöglicht auch die Empfindung des historischen Bewusst-
seins für das eigene Leben. Mit anderen Worten: eine bewusste und kritische
Heimatgeschichte befähigt die Menschen in größerem Maße zur Bewältigung
der gegenwärtigen und zukünftigen Gesellschaftsprobleme, indem die durch

die Zeit wirkenden Prozesse der Geschichte als noch heute wirksam erkannt werden und zu dem eigenen Leben in Beziehung gesetzt werden können.

Die emotionale Bindung der Menschen an ihre Heimat ist für eine kritische Heimatgeschichtsvermittlung kein Hindernis, sondern im Gegenteil ein vorzüglicher Anknüpfungspunkt, um das Interesse an der Geschichte des Lebensraumes für eine Sensibilisierung in Fragen der regionalen Gegenwarts- und Zukunftsprobleme zu nutzen.

In diesem Sinne wird Heimatgeschichte hier als ein moderner Ansatz verstanden, historisch-politische Bildung mit einer dem Menschen ureigenen Empfindungen für seine Lebenswelt zu verbinden.

Für den Volkshochschulkurs z.B. werden die einzelnen Themen wiederum in jeweils einen eigenen Bezugsrahmen gestellt, der einen Ausschnitt aus der bestimmten Region bildet, mit dieser aber nicht identisch sein muss (z.B. die Stadtgrenzen Oldenburgs im Hohen Mittelalter, das Kloster Blankenburg, Oldenburg und Wardenburg usw.). Der heimatliche Lebensraum stellt sich also für die Lernenden je nach Thema anders definiert dar und zeigt jeweils nur einen Ausschnitt aus dem gesamten Lebensumfeld.

2 Grundlagen der historischen Erwachsenenbildung

Leider muss man ein Kapitel unter dieser Überschrift noch immer mit der Feststellung beginnen, dass eine geschlossene, tragfähige Theorie zur historischen Erwachsenenbildung bis heute nicht existiert. Seit dem ersten umfassenden Sammelband von Ulrich Kröll ist zu diesem Thema kaum Neues erschienen, und dessen Erscheinungsdatum liegt immerhin zwanzig Jahre zurück (1984). Ein kurzer Überblick über die Literatur vermittelt den Eindruck, dass Erwachsenenbildung an sich im Ganzen weitestgehend auf die berufliche Qualifizierung beschränkt bleibt.

Bei genauerer Suche findet man allerdings eine Reihe von Praxisbeispielen, die sozusagen einzelne Bausteine für eine zukünftige Theorie der historischen Erwachsenenbildung in der Region darstellen können (vgl. Mütter 1995, S. 313-344; Glaubitz; Kröll, Kap III (hier besonders Bauch, S. 87-92, Paul, S. 111-122) und Koppe).

So ist man im Großen und Ganzen immer noch gezwungen, sich größtenteils an der Schuldidaktik zu orientieren und zu überlegen, wie einzelne Ansätze auf die Arbeit mit Erwachsenen übertragen werden bzw. für Erwachsene modifiziert werden können.

Dabei gelten für Erwachsene die allseits bekannten Schlagworte vom „lebenslangen Lernen“ und vom Lernen, das nicht für die Schule, sondern für das Leben gelten soll, in einer ganz anderen Dimension, als dies für Schüler zu vermitteln ist.

Historische Bildung knüpft an das bei den Lernenden vorhandene Geschichtsbewusstsein an, d.h. an die individuelle Vorstellung von der historischen Bedingtheit des eigenen Lebens und der jeweiligen Lebensumwelt (vgl. Faulenbach, S. 582). Erwachsene mit ihrer bereits persönlich erlebten Geschichte sind damit Schulkindern einen entscheidenden Schritt voraus. Geschichte mit ihren Bedingungen und Spielarten ist für Erwachsene bereits auf verschiedenen (räumlichen und politischen) Ebenen erfahrbar geworden, ebenso wie das persönliche Eingebundensein in sie. Auf lokaler Ebene haben sie z.B. die Gebietsreformen der sechziger und siebziger Jahre erlebt. Wer die emotionale

Bewegung des Mauerfalls miterlebt hat, erinnert dies als ein besonderes Ereignis der nationalen Geschichte (mit den verschiedenen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Folgen bis heute). Und auch globale Ereignisse werden in ihren konkreten Auswirkungen spürbar, wenn z.B. in der regionalen Presse von Soldatenfamilien aus dem Umland berichtet wird, die an internationalen Einsätzen (z.B. in Ex-Jugoslawien) teilnehmen.

Wer solche Erfahrungen in seinem Leben gemacht hat, der erkennt, dass Geschichte nicht nur in Schulbüchern stattfindet, sondern dass die aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten und Ereignisse Ausflüsse geschichtlicher Prozesse sind und gleichzeitig sozusagen das Rad der Geschichte weiterdrehen.

Bernd Faulenbach sieht in dieser Erkenntnis eines der Hauptziele historischer Erwachsenenbildung überhaupt. Für ihn ist es wichtig,

„dass über Geschichte die scheinbar durch sachgesetzliche Notwendigkeiten bestimmte Gesellschaft erfasst und intellektuell transzendiert werden kann; einmal dadurch, dass gerade durch die Konfrontation mit der Vergangenheit, d.h. über einen Verfremdungseffekt, ihre gegenwärtigen Strukturen und Prozesse bewusst gemacht werden, zum anderen aber auch, indem die Prozesse, die zu ihrer Herausbildung geführt haben und teilweise über sie hinausweisen, aufgehellt werden. [...] Beschäftigung mit Geschichte relativiert mithin gegenwärtige Lösungen, die durch Sachzwänge determiniert scheinen, aber weitgehend historisch bedingt sind, bildet daneben aber auch ein Gegengewicht zum abstrakt-ideologischen Denken, indem sie zur konkreten Erfassung von Wirklichkeit anhält“ (Faulenbach, S. 583).

Übertragen auf die historische Bildungsarbeit heißt dies, dass die Lernenden selbst in die Lage versetzt werden müssen, historische Strukturen und ihr Wirken im Heute nachvollziehend zu erkennen und zu erleben, im Sinne des Pädagogen Erich Weniger, Geschichte als ein *Lebensverhältnis* kennenzulernen (Vgl. Mütter 1995, S. 299f).

Steffen Lobisch leitet von daher Erwachsenenbildung und ihr Bild des lernenden Menschen überhaupt ab:

„Durch den Begriff Erwachsenenbildung ist die traditionelle, zumeist statisch konzipierte Auffassung von Bildung dynamisiert worden; der Erwachsene wird nicht als ‚fertiger Mensch‘ betrachtet, sondern als Individuum, das sich neuen, je nach Lebensabschnitt verschiedenen Aufgaben und Problemen gegenüberstellt, die es mit Hilfe freiwilliger Weiterbildung

zu bewältigen lernen kann („lifelong learning“ (Lobisch in Kröll, S. 239).

Das Lernen aus Geschichte ermöglicht demnach durch geistige Verarbeitung der Vergangenheit eine Orientierung zur Bewältigung von Gegenwart und Zukunft. Dabei kommt den Erwachsenen ihr gegenüber Schülern eigenständigeres Lernverhalten zu Gute. Denn die Fähigkeit zu lernen nimmt mit zunehmendem Alter nicht ab, sondern die Art und Weise des Lernens verändert sich. Gewisse Fähigkeiten im komplexen Vorgang „Lernen“ lassen nach, andere bilden sich aus und kompensieren die Defizite. Erwachsene brauchen z.B. mehr Zeit zum Lernen als Jugendliche, ihr Kurzzeitgedächtnis lässt nach; ebenso ihre Fähigkeit, Informationen, die nicht in einem sinnvollen Kontext stehen, zu lernen. Darüber hinaus bereitet es Erwachsenen mehr Mühe, dicht gedrängte Fakten aufzunehmen, solche also, in denen die Informationen zu schnell aufeinander folgen oder die zu komplex sind, um in das bereits Gewusste problemlos eingeordnet werden zu können (Vgl. Günter, S. 174ff.).

Solche Mängel können Erwachsene aber durch ihre größeren Lernerfahrungen kompensieren. Dazu gehört vor allem die Fähigkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, Informationen zu bewerten, Analogien zwischen verschiedenen Sachverhalten zu finden oder Sinnbezüge herzustellen (assoziatives Lernen). Die „integrative Lerntechnik“ ist dabei von besonderer Bedeutung. Sie beinhaltet die Fähigkeit, Neues gezielt in vorhandenes Wissen einzubinden. Das nachlassende „mechanische Gedächtnis“ für Sinnarmes oder Unverständliches kann der Erwachsene durch ein besseres „logisches Gedächtnis“ ausgleichen (Günter ebenda.).

Das Lernen Erwachsener ist also vor allem ein *verstehendes Lernen*, das wenn Zusammenhänge logisch klar strukturiert sind besonders effektiv ist.

Für die in der vorliegenden Arbeit beschriebene Bildung durch Heimatgeschichte kommt noch verstärkend hinzu, dass die emotionale Bindung, die Erwachsene ihrem Lebensumfeld, ihrer Heimat, entgegenbringen, die Affinität zu dieser Geschichte erhöhen und einen individuellen Zugang zur Geschichte erleichtern.

Das Lernverhalten Erwachsener ist also grundsätzlich anders als das junger Menschen.

Aber die historische Erwachsenenbildung geht bereits in der vielleicht wichtigsten Voraussetzung für Lernen überhaupt von einer anderen Bedingung aus als die Schuldidaktik: Erwachsene lernen freiwillig! In Bildungsveranstaltungen für Erwachsene hat man es im Allgemeinen mit hoch motivierten Teilnehmern zu tun, die mit großem Engagement und aktiver Teilnahme die Seminare o.ä. beginnen (Vgl. hier und im Folgenden: Kröll, S. 73ff.). Anders als in der Schule ist die historisch-politische Bildung von Erwachsenen auch nicht durch Rahmenrichtlinien reglementiert. Sie ist gekennzeichnet von der freien Kommunikation einer Gruppe interessierter Laien in einer repressionsfreien Atmosphäre.

Die Vermittlung von lexikalischem Fachwissen darf nicht Schwerpunkt einer solchen Bildungsveranstaltung sein, da dies oft nur wenig interessiert (s.o.). Außerdem ist es schon durch die zeitliche Begrenzung eines Seminars oder einer Veranstaltungsreihe unmöglich, eine chronologische Gesamtübersicht über *die* Geschichte zu geben. Vielmehr sollen sinnvolle „Einzelbausteine“ ausgewählt werden, anhand derer die große Strukturgeschichte kleingearbeitet werden kann. Kröll nennt das die „Rosinen aus dem geschichtlichen Kuchen [zu] picken“ (Kröll, S. 74).

Bildungsveranstaltungen wie die hier beschriebenen liegen im Freizeitbereich der Teilnehmenden, deshalb darf nicht vergessen werden, dass die Teilnehmer, neben dem Wunsch „etwas über die Geschichte zu lernen“, auch andere Beweggründe für und Erwartungen an die Veranstaltungen haben können: Neugier, Entdeckerlust, Muße, Entspannung, intelligente Freizeitbeschäftigung, Kunstgenuss u.ä.

Dem Lernverhalten und dem Lernwunsch Erwachsener entsprechen Themen der Heimatgeschichte besonders gut, weil das neue Wissen auf ein breites Feld von bereits Bekanntem fällt und dort eingebettet werden kann. Die Teilnehmer einer heimatgeschichtlichen Veranstaltung kennen ihre Stadt; viele räumliche Beziehungspunkte können als allgemein bekannt gelten.

Ich stimme mit Jürgen Hannig darin überein, dass der besondere Lerneffekt, der in einer modernen Heimatgeschichte liegt, in der *Verfremdung des vermeintlich gut Bekannten* besteht (Hannig, S. 133). Nach Hannig ist die Heimat durch das Alltägliche gekennzeichnet, durch das „Nicht-Besondere“, das man im Normalfall nicht distanziert betrachtet. Ein Phänomen, das jeder Reisende von sich

selber kennt: In Florenz oder Augsburg läuft man mit dem Reiseführer in der Hand durch die Fußgängerzone, in seiner Heimatstadt hat das noch kaum ein Bewohner je gemacht, dort beschränkt sich das Interesse auf die Funktionalität des Heute. „Regionalgeschichte in diesem Sinne treiben, heißt dann, die gewohnten Interaktionszusammenhänge aufbrechen, die eigene Lebenswelt verfremden durch den Versuch der Anwendung eines anderen Interaktionstypus“ (Ebenda). Erst wenn man sich bewusst vom Bekannten distanziert und die eigene Wahrnehmung reflektiert, eröffnet man sich die Chance einer anderen Wahrnehmung; dann erst kann man sich als Teil des Gewordenen und des Zukunft-Bildenden erfahren. Im Entdecken geschichtlicher Spuren, von Überresten der Vergangenheit im Heute wird die Historizität des eigenen Lebens sichtbar. Der quasi wissenschaftliche Blick auf die persönliche Lebenswelt schafft die Distanzmöglichkeit, um sich der Heimat auf eine neue Art zu nähern, sie sozusagen neu zu erobern.

2.1 Die Menschen der Stadt - Adressaten der modernen Heimatgeschichte

Die Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt - der Titel fasst weit und ist grundsätzlich auch im Wortsinn gemeint: Das Konzept der kritischen und modernen Heimatgeschichte richtet sich an *alle Menschen, die in einer Stadt oder in deren Umfeld leben*, unabhängig von Alter, Bildungsstand und der verbrachten Lebenszeit in dieser Stadt. Das heißt, dass der individuelle Heimatbezug oder ein bestehendes Heimatgefühl nicht von der Zeit abhängig gemacht wird, die jemand an einem Ort lebt. Jeder, der sich mit der Geschichte und der Besonderheit seines Lebensumfeldes beschäftigt, eignet sich diesen Raum auch emotional an und entwickelt einen Heimatbezug. Es wird also bewusst kein Unterschied gemacht zwischen „Alteingesessenen“ oder „Neuzugezogenen“.

Die Erfahrung mit Projekten an der Volkshochschule oder in Museen zeigt aber immer wieder, dass der Teilnehmerkreis von geschichtlichen Veranstaltungen nicht das gesamte Spektrum der Bevölkerung abdeckt. Daher stellt sich die Frage nach dem wirklich erreichbaren Adressatenkreis ein wenig anders: *Wer nimmt an heimatgeschichtlichen Veranstaltungen zur Stadtgeschichte teil?*

Eine kurze Evaluation der von mir durchgeführten Veranstaltungen zeichnet ein etwas genaueres Bild der Teilnehmergruppe: Das Alter der Teilnehmer liegt bei ca. 30-85 Jahren, mit einem Schwerpunkt bei den Vierzig- bis Ende Sechzigjährigen. Das Verhältnis der Geschlechter ist im Allgemeinen ausgewogen, wobei bei den ältesten Jahrgängen die Frauen überwiegen. Dies mag an den allgemeinen demographischen Konstanten liegen und lässt sich auch nicht für jeden Kurs feststellen.

Die älteren Teilnehmer haben zumeist einen Volksschulabschluss, bei den jüngeren reicht das Spektrum von der Realschule bis zu einem abgeschlossenen Hochschulstudium (wobei die Akademiker durchweg aus den Ingenieursstudiengängen oder den Naturwissenschaften kommen. Geisteswissenschaftler oder sogar Historiker bilden kein Publikum für Geschichtskurse an den Volkshochschulen).

Was allerdings bestehende heimatliche Bindungen der Teilnehmer an die Stadt betrifft, lassen sich keine genaueren Angaben machen, hier ist das Spektrum am weitesten gefasst: vom neu zugezogenen Studenten, der sich für seine „Heimat auf Zeit“ interessiert, bis hin zu der älteren Oldenburgerin, deren Familie bereits seit fünf Generationen in der Stadt lebt und die zu jedem Haus im inneren Stadtbereich die Familiengeschichte erzählen kann.

Die Teilnahme an einem stadthistorischen Volkshochschulkurs ist in diesen Gruppen *unterschiedlich motiviert*: Die *neuen Oldenburger* suchen unterhaltende Informationen, um die neue Heimat kennenzulernen. Sie möchten wissen, „was Oldenburg ausmacht“, was die Besonderheiten der Stadt sind und sie möchten ein Verständnis für die Stadt und für die Mentalität der Oldenburger entwickeln (für die didaktische Arbeit bringen diese Teilnehmer den wertvollen *Blick von außen* mit in die Gruppe, über den der Vergleich mit anderen Städten und Regionen angeknüpft werden kann).

Auf der anderen Seite des Spektrums stehen die *alteingesessenen Oldenburger*, die seit mehreren Generationen in der Stadt leben und sich *ihrer Stadt* eng verbunden fühlen. In dieser Gruppe ist das Bild der Stadt über die Alltagserfahrung während der Lebenszeit entstanden und durch soziale Beziehungen geprägt. Diese Kursteilnehmer möchten in der Regel ihre historischen Kenntnisse auffrischen oder vertiefen bzw. ihr bestehendes Wissen in einen größeren historischen Zusammenhang stellen. Sie bringen eine Reihe von Detailwissen mit in

einen Kurs ein und wünschen sich dafür einen generellen historischen Überblick.

Für alle Veranstaltungsarten gilt indes, dass die Kursgäste ein eher generelles Interesse an Geschichte mitbringen, ohne historische „Spezialgebiete“ (obwohl an jedem Kurs eine Person teilnimmt, die ein unbedingtes Interesse an Stammbäumen hat!). Sie wollen wissen „wie Oldenburg wurde, was es ist“ und was die Stadt eigentlich ausmacht.

Eine weitere, von nahezu allen Teilnehmern geäußerte Motivation für eine Veranstaltungsteilnahme besteht darin, etwas lernen zu wollen, *was man Gästen von außerhalb über die Geschichte Oldenburgs zeigen und erzählen kann*. Diese Aussage beschreibt ein tiefgehendes Defizitgefühl bezüglich des heimatgeschichtlichen Wissens und zeigt damit auch, dass ein modernes Konzept von Heimatgeschichte auf eine bestehende Nachfrage stößt.

2.2 Zur Themenwahl in Veranstaltungen zur historischen Erwachsenenbildung - Heimatgeschichte als Strukturgeschichte

Es gibt zur Zeit keine Diskussion über eine sinnvolle Themenwahl in Veranstaltungen der historischen Erwachsenenbildung. Seit Wolfgang Kappes und Ulrich Kröll diese Feststellung 1984 machten, hat sich auf diesem Feld so gut wie nichts getan. Die grundlegenden Forderungen sind in ihren Aufsätzen allerdings bereits formuliert und haben nach wie vor Gültigkeit.

Die Themenwahl soll sich nach den Interessen der Teilnehmer richten. Da eine chronologische Gesamtübersicht von vornherein unmöglich ist, wie oben bereits erwähnt, müssen die geschichtlich herausragenden Themen bearbeitet werden.

Nun sind diese auf der heimatgeschichtlichen Ebene gänzlich andere als auf der nationalen oder europäischen bzw. in verschiedenen Regionen. Von daher ist eine allgemeingültige Themenbestimmung schwer vorzunehmen.

Der meines Wissens einzige Aufsatz, der sich dem Gebiet der Themenwahl in der Regionalgeschichte theoretisch widmet, ist von *Jürgen Hannig*, ebenfalls aus dem Jahr 1984. Hannig beschreibt unter dem Titel „Regionalgeschichte und Auswahlproblematik“ vier Bezugsebenen oder „Mindestbedingungen“, denen ein Thema im Regionalgeschichtsunterricht genügen müsse (Hannig, S. 137f.).

Der Autor bezieht seine Überlegungen allerdings auf die Schuldidaktik, die Adaption für die historische Erwachsenenbildung hat sich also an den o.g. Kategorien des veränderten Lernens zu orientieren. Hannig benennt: Historische Exemplarität, Regionale Individualität, Methodische Elementarität, Alltagsweltliche Kommunikabilität.

1. Historische Exemplarität

Das regionalgeschichtliche Thema muss möglichst vielfältige Kategorien, Strukturen, Phänomene, Prozesse und Entwicklungen der „allgemeinen Geschichte“ konkretisieren und veranschaulichen. Die Strukturen und Läufe der „großen“ Geschichte werden auf die lokale Ebene transponiert.

2. Regionale Individualität

Der Autor versteht diesen Begriff als Komplementärbegriff zur historischen Exemplarität, d.h. regionale Sonderwege oder verpasste Entwicklungschancen können dazu dienen, Alternativen zum realen Verlauf der Geschichte zu reflektieren. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Geschichte werden regionale Sonderwege untersucht. Diese prägen das Lebensumfeld der Lernenden oft auf besondere Weise und verstärken die Heimatidentität.

3. Methodische Elementarität

Geschichte soll hiernach sein als Erkenntnisprozess verstanden werden, der in kritischer Form eine Verständigung über die Vergangenheit ermöglicht. Dafür gibt der Autor für den Schulunterricht den Themen den Vorzug, die mit leicht zugänglichen Primärquellen erschlossen werden können, gegenüber denen, die nur mit Hilfe von Sekundärliteratur zu bearbeiten sind.

Auf die Erwachsenenbildung übertragen könnte man die Exkursionen an die Stelle der Primärquellen setzen, die der Realanschauung vor Ort den Vorzug vor Bildern, Karten und Plänen geben.

4. Alltagsweltliche Kommunikabilität

Unter diesem Titel fasst der Autor die Themen zusammen, die Geschichte als „lebensweltlichen, individuellen und kollektiven Bewusstseinsinhalt“ vermitteln. Darunter versteht er solche Themen, die im Geschichtsbewusstsein der jeweiligen Region oder Stadt eine besonders identitive Rolle einnehmen, z.B. das Selbstverständnis Oldenburgs als Verwaltungsstadt ohne bedeutende politische Geschichte oder das Bremens als Hansestadt. Daneben steht auch die For-

derung nach der Vermittlung ausgeprägter sozialer Mentalitäten und politischer Eigenheiten.

In der Zusammenfassung der vier Thesen bedeutet dies: Die Themenwahl hat sich daran zu orientieren, dass die Themen die Strukturgeschichte widerspiegeln, die in ihren Auswirkungen bis in die heutige gesellschaftliche Alltagsrealität spürbar ist; gängige Vorstellungen über die Heimatgeschichte und ihre Mythen müssen transzendiert und historisch fundiert werden; Heimat soll im Verhältnis zu anderen Regionen in ihrer Eigenständigkeit und / oder Vergleichbarkeit gezeigt werden.

Hannigs Forderung nach der methodischen Elementarität kommt das Konzept der „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ auf eine besondere Weise nach, indem Stadtrundgänge und Museumsbesuche konstitutiver Teil der Arbeit sind.

Hannigs Vorgaben machen es nicht unbedingt leichter, überhaupt Themen für historisch-bildende Veranstaltungen auszuwählen. Auswahl ist immer ein dezisionistischer Akt des Lehrenden. Allein schon deshalb kann es keinen Themenkanon geben, der für verschiedene Regionen oder unterschiedliche Lerngruppen in jedem Fall gilt. Welche Themen für die vier Veranstaltungsmodelle gewählt wurden und welche Überlegungen der Auswahl zugrunde lagen, wird jeweils zu Beginn der einzelnen Modelle erläutert.

2.3 Zur Methodik in der historischen Erwachsenenbildung

In der historischen Erwachsenenbildung gibt es keine Methodendiskussion. Gültig sind mehr allgemeine Aussagen, wie z.B.: Veranstaltungen sollen diskursiv angelegt sein, um den Teilnehmern intensive Möglichkeiten zur aktiven Mitgestaltung zu geben (gerade bei Themen der Heimatgeschichte fließen viele persönliche Erinnerungen und Anregungen mit ein).

Im Zentrum der Methodenüberlegungen steht immer die Lerngruppe. Jede Methode muss von den Lerngewohnheiten der Adressaten ausgehen. Hans-Dietrich Raapke betont,

„dass es unter den Methoden keinen ‚Königsweg‘ gibt, sondern die Vielfalt und der Wechsel der Methoden [...] genauso wie der Wechsel der Me-

dien ein wichtiger Gesichtspunkt ist, um die Belastbarkeit der Lernenden nicht übermäßig und vor allem nicht einseitig zu strapazieren“ (Raapke, S. 48).

Das Seminar sollte bestimmt sein von Gesprächen mit großer Beteiligung der Teilnehmer, wobei die frontale Gesprächssituation möglichst zu vermeiden ist. Einführende Vorträge in die jeweiligen Themen bzw. Kurzvorträge zu und auf den Exkursionen lassen sich allerdings kaum vermeiden und werden auch von den teilnehmenden Personen gerne angenommen. Die persönliche Erfahrung als Seminar- und Exkursionsleiterin zeigt zu Beginn einer Veranstaltungsreihe eine starke Fixierung der Teilnehmenden auf die Leiterin. Diese kann aber im Laufe der Veranstaltung aufgelockert werden, so dass die Kursgäste mehr dazu übergehen, sich untereinander auszutauschen und eigene Meinungen zu entwickeln. Das Gesprächsverhalten der Teilnehmer entspricht meist den üblichen Umgangsregeln von Erwachsenen, das heißt, dass die allgemeinen Formen der Höflichkeit eingehalten werden.

2.4 Medien in der historischen Erwachsenenbildung

Der Leitsatz vom angemessenen und abwechslungsreichen Einsatz von Methoden und Medien, wie er im vorigen Kapitel zitiert wurde, soll im Folgenden ausgeführt werden. *Angemessen* bedeutet, dass Umfang und Schwierigkeitsgrad der Aneignung eines Mediums in einem verträglichen Verhältnis zum zu erwartenden Ergebnis stehen müssen. Das heißt, bei der Auswahl eines Mediums muss die Leistungsfähigkeit der Gruppe berücksichtigt und die Bearbeitungszeit entsprechend berechnet werden. So darf der Schwierigkeitsgrad z.B. einer Schriftquelle nicht unterschätzt werden. Viele ältere Erwachsene scheuen sich zunächst, eigenständige Textinterpretationen vorzunehmen. Kritische Textarbeit haben sie in der Regel in der Schule nicht gelernt und es besteht die Gefahr, dass sie sich in eine „das kann ich doch nie“- Haltung zurückziehen. Mit einfachen Leitfragen, die eine vertiefende Annäherung an den Text erlauben, lässt sich eine anfängliche Scheu überwinden und die Erfahrung hat gezeigt, dass im Laufe eines Kurses Textinterpretationen auch von schwierigen Fachtexten (z.B. von Gesetzestexten) zu den anregendsten Diskussionen führen.

Das gleiche gilt für Bildinterpretationen. Ikonographische Untersuchungen gehören zu den beliebtesten Arbeitsaufgaben in den Kursen, sobald das Vokabular und die Vorgehensweise dafür eingeübt sind.

Ein *abwechslungsreicher Medieneinsatz* bedeutet zunächst einmal, dass jedes Thema grundsätzlich mit mehr als einem Medium bearbeitet wird. Wahrscheinlich werden dabei die Bildmedien überwiegen, doch auch die Arbeit mit Karten und Texten bringt hervorragende Ergebnisse. In jedem Fall kommt es auf die Leitfragen an, die an das Medium gestellt werden, um die Gruppe zu einer anregenden und angeregten Arbeit hinzuleiten.

Die in der Erwachsenenbildung in Frage kommenden Medien sind:

- Bilder
- Karten
- Filme
- Quellentexte
- beschreibende Texte
- Objekte
- Reader

Bilder sind sicher die am häufigsten verwendeten Materialien. Sie sind in Chroniken, Museumsveröffentlichungen usw. reichlich vorhanden; sie können untersucht werden im Hinblick auf frühere Zustände, Entwicklungslinien, Wahrnehmungsweisen von Zeitgenossen. Bilder stellen uns historische Persönlichkeiten vor und lassen sich ikonographisch interpretieren. Bilder können zur bloßen Illustration dienen, als Einstiegsmedium in ein Thema oder als Hauptmedium eines Kurses.

Auf Exkursionen sind Bilder wichtig, um frühere Zustände z.B. eines Siedlungsbereiches oder eines Bauwerkes aufzeigen zu können, die heute nicht mehr wie zur Zeit ihrer Entstehung zu sehen sind.

Karten und Pläne sind hervorragend geeignet, um Veränderungen in der Siedlungsstruktur aufzuzeigen. Sie sind durchweg in großem Umfang publiziert und leicht zugänglich. Allerdings hat die Erfahrung gezeigt, dass ältere Erwachsene einige Einstiegsschwierigkeiten haben, sich auf unbekanntem Kartenmaterial zu orientieren, so dass die „Einlesezeit“ recht hoch angesetzt werden muss. Trotz-

dem gehören Karten oder Pläne zu den wichtigsten Medien in Bezug auf historische Stadtgeschichte und Siedlungsgeschichte.

Filme, besonders Videofilme, sind eine junge Mediengattung, die in den letzten Jahren auf den Markt gekommen ist. Sie zeigen entweder einen allgemeinen Geschichtsüberblick über eine Stadt oder eine Region, oder sie beleuchten bestimmte historische Details (z.B. die Verkehrsgeschichte). In der Erwachsenenbildung haben sich Videofilme nach meiner Erfahrung nicht bewährt: zum einen bleiben sie meistens in der überblicksartigen Geschichtsdarstellung stecken, zum anderen wollen die Kursgäste in einem Kurs gerade *nicht* fernsehen. Das könne man ja jeden Tag zuhause machen, so die Aussage einiger Teilnehmer. Das Interesse an selbst erarbeiteten Ergebnissen überwiegt durchweg das am Genuss von leicht konsumierbaren Filmen.

Quellentexte bieten viele Lernchancen, bergen aber auch einige Risiken.

Zu den Chancen, den didaktischen Möglichkeiten, gehört der Originalton einer vergangenen Zeit, der die Veränderung und die Verfremdung im Vergleich mit dem heutigen Leben eindringlich vor Augen führt (das gilt schon für den Briefstil der zwanziger Jahre, erst recht für Texte aus dem 19. und früheren Jahrhunderten).

Problematisch kann das Grundverständnis eines Textes sein, wenn der Gesamtzusammenhang für die Lesenden nicht deutlich wird oder einzelne Fachbegriffe nicht gedeutet werden können. Dafür müssen genügend Übersetzungshilfen gegeben werden.

Es sollte auch überlegt werden, ob das Anspruchsniveau im Laufe eines Kurses nicht gesteigert werden kann, anstatt bereits am ersten Abend einige Teilnehmer zu verschrecken (siehe oben). In dem großen Volkshochschulkurs z.B. wurde am ersten Abend der Auszug aus der Stadtgründungsurkunde in einer modernen Übersetzung zur Diskussion gestellt. Zu einem späteren Zeitpunkt kann der Gruppe durchaus zugemutet werden, sich z.B. mit der komplizierten Sprache des 17. Jahrhunderts auseinanderzusetzen; wobei einige Worthilfen trotzdem gegeben werden.

Es hat sich gezeigt, dass Texte, die im Original in Fraktur veröffentlicht wurden, gerne auch in diesem Schrifttypus gelesen werden. Ältere Teilnehmer freuen sich sogar darüber, wieder einmal etwas in Fraktur zu lesen, und auch die Jüngeren können die Schrift durchaus noch entziffern.

Beschreibende Texte müssen meist vom Dozenten selbst verfasst werden. In Chroniken sind sie im Allgemeinen zu komplex und mit einer anderen Zielstellung formuliert, als dass sie 1:1 übernommen werden könnten. Der größere Arbeitsaufwand für die Kursleitung macht sich aber durch die bessere inhaltliche Orientierung für den Kurs bezahlt.

Objekte sind ein hervorragendes didaktisches Mittel. Die Aura des Originalen kann durch kein anderes Medium ersetzt werden. Im Allgemeinen wird es nur selten möglich sein, thematisch passende Originalstücke zu einem Kurs mitzubringen. Dafür ist in diesem Konzept auch der jeweilige Exkursionsteil vorgesehen, der an die Originalorte führt bzw. die Objekte im Museum zeigt. Trotzdem werden Objekte, die in eine Kursstunde mitgebracht werden, von den Kursgästen besonders wertgeschätzt.

Die Bedeutung von Wiederholungen für das Lernen älterer Menschen wurde bereits erwähnt. Die Erfahrung hat gezeigt, dass Bilder und Karten z.B. öfter und auch in verschiedenen Zusammenhängen verwendet werden können. Sie bekommen durch den Wiedererkennungswert eine eigene Qualität.

Dem Lernen Erwachsener kommt, neben den Wiederholungen und einem einfachen, verlässlichen Kursaufbau, auch eine intensive Beschäftigung mit dem Material entgegen. Dafür ist es unbedingt notwendig, dass jeder Teilnehmer Bilder und Texte vorliegen hat, um sie ausführlich und in der gewünschten Dauer studieren zu können. Zur gemeinsamen Bearbeitung von Bildmaterial hat sich der Einsatz eines Overhead-Projektors bewährt, auf dem das gleiche Bild noch einmal für alle sichtbar aufliegt.

In Veranstaltungen ohne Seminarform ist dies natürlich nicht möglich. Hier kann das Material nur in der Gruppe herumgezeigt werden. Es hat sich dabei bewährt, mit nur einer Karte (z.B. einem Stadtplan) und höchstens einem Bild zu arbeiten. Diese müssen dann so gewählt sein, dass sie an verschiedenen Punkten der Exkursion zum Einsatz kommen können, um die Erklärungen zu verstärken. So kann der Wiederholungs-Lerneffekt auch ohne vorbereitenden Kurs genutzt werden.

2.5 Die Zusammenstellung der Arbeitsmaterialien – der Reader

Der Reader ist ein wichtiges und nützliches Werkzeug im Bereich der Erwachsenenbildung, wenn man auf schriftliche Arbeitsmaterialien angewiesen ist. Zudem bildet er ein Gesamtkompendium für die Teilnehmer, zur privaten Nachbereitung und zur Vorbereitung der Exkursionen.

Das Begleitbuch erfüllt verschiedene Aufgaben: es enthält einen einführenden Aufsatz, der das übergeordnete Ziel des Kurses beschreibt, die einzelnen Themen kurz anreißt und inhaltlich zusammenfasst. Damit stellt die Einleitung das Grundgerüst vor und erleichtert den Lesern die selbständige Orientierung. Der Hauptteil des Readers besteht aus den Texten und Bildern, mit denen in den Seminarstunden gearbeitet werden soll. Nach meinen Erfahrungen hat es sich bewährt, wenn die Kapitel zu den einzelnen Themen nicht mehr als zehn Seiten umfassen. Am Anfang jedes Readerabschnittes soll eine kurze Einführung zum Thema stehen, die an das Vorangegangene anschließt und den folgenden Stoff in den Gesamtzusammenhang der Veranstaltung einordnet. Es folgen die Arbeitsmaterialien, die mit Leitfragen versehen sind, anhand derer auch während des Kurses die Texte erarbeitet werden. Darüber hinaus ergibt sich die Möglichkeit, wenn der Kurs eingespielt und das Lernengagement hoch ist, die Kursgäste zu bitten, das folgende Kapitel zur Vorbereitung des nächsten Seminarabends bereits einmal zu Hause zu lesen und vorzubereiten. Das verkürzt die Lesezeit im Seminar und intensiviert die Quellenarbeit. Zum Abschluss des Kapitels hat es sich als zweckmäßig erwiesen, eine kurze kommentierte Literaturliste aufzunehmen, die den Kursteilnehmern ein selbständiges Weiter- und Nacharbeiten erleichtert. Außerdem können von der Gruppe gewünschte Zusatzinformationen an alle nachgereicht und eingeklebt werden. Ich bin z.B. davon überrascht worden, dass eine Lerngruppe großes Interesse an Stammbäumen hatte, die die Teilnehmer gemeinsam besprechen wollten. Als Kopie lagen sie bei der nächsten Sitzung vor und wurden gerne mitgenommen. Ein wichtiger Bestandteil des Readers sind die Seiten mit den organisatorischen Hinweisen zu den Exkursionstagen, die einen Überblick über die Termine und Exkursionsziele geben.

2.6 Stadtgeschichte praktisch - Exkursionen und Museumsbesuche

Die Darstellung und Analyse einer modernen Heimatgeschichte hat sich bisher auf die Theorie der historischen Bildung beschränkt. Das Wissen um historische Strukturen, um bedeutende überregionale, nationale und europäische Ereignisse und Prozesse, die die Heimat in ihrem Erscheinungsbild geprägt haben und bis heute prägen, ist eine unerlässliche Voraussetzung für ein offenes, kritisches und wandelbares historisches Bewusstsein.

Um aber das im Seminar über die Heimatgeschichte Gelernte mit dem konkreten persönlichen Lebensumfeld des Alltags zu verbinden, muss die theoretisch gelernte Geschichte in eben diesem Raum verankert werden. Dazu dienen im vorliegenden Konzept die Exkursionen in die Stadt Oldenburg und die themenbezogenen Museumsbesuche, die den Seminarveranstaltungen zugeordnet sind. Anders als ein reiner Seminarkurs bietet der Besuch historischer Stätten umfassende sinnliche und räumliche Eindrücke; so können z.B. Lage und Einordnung in architektonische Ensembles, Proportionen, Baumaterialien und Gesamterscheinung eines Bauwerkes vor Ort ganzheitlich erfasst werden. Dies kann eine Untersuchung an Karten oder Bauplänen nicht leisten. Horst Callies spricht davon, dass die Begegnung mit dem Original die photographische oder deskriptive Wiedergabe durch *intensivere Erkenntnisse* ersetzt (Callies, S. 736).

Die Besichtigung historischer Stätten mit ihrer Vielzahl an Sinneseindrücken führt allerdings nicht per se zu historischer Aufklärung. Jeder Teilnehmer nimmt die Objekte vor dem Hintergrund der eigenen Lebenserfahrung subjektiv wahr. Die neuen Eindrücke werden eingefügt in das jeweils bestehende Vorwissen. Dies gilt in besonderem Maße für Exkursionen in die bekannte Heimat. An diesem Punkt setzt die Geschichtsdidaktik an. "Sie muss sie [die Sinneseindrücke] durch geschichtliche Begrifflichkeit strukturieren, sie didaktisch bearbeiten und kultivieren"(Glaubitz, S. 66). Geschichtliche Vorkenntnisse lassen am Exkursionsziel im Bewusstsein der Besucher Bilder von historischen Lebenswelten aufsteigen und ermöglichen "absichtsvolles Sehen, das bestimmte Fragen an den Gegenstand heranträgt" (Hey, S. 75). „Große Geschichte“ wird in ihren regionalen und lokalen Auswirkungen gezeigt, weil auf diese Weise

leichter Bezüge zum alltäglichen Leben hergestellt werden können. Das Besichtigungsziel wird außerhalb des Alltagslebens als historische Stätte oder historischer Raum bewusst wahrgenommen. Die Wahrnehmung wird auf ein Objekt gelenkt, welches bisher lediglich funktional definiert wurde. Während der Exkursion werden die Objekte aus dieser unhistorischen Betrachtungsweise herausgehoben und in andere, für die Teilnehmer neue Erkenntniszusammenhänge gestellt. Dies geschieht mit Einbeziehung der historischen Aspekte eines Bauwerkes, das so seine vielfältigen Aussageebenen offenbart.

Eine neue Sehweise führt, besonders bei bereits vor der Exkursion bekannten Orten der Heimat, zu einer Reflexion der eigenen Wahrnehmung, die von den Teilnehmern als besonders spannend empfunden wird.

Eine häufige Reaktion auf die Stadtgänge in Oldenburg war z.B. die Aussage, dass die Teilnehmer ihre Heimatstadt noch nie auf diese Weise wahrgenommen hätten und, nach den Erfahrungen des Kurses, ihre Stadt nun „mit ganz anderen Augen“ sähen.

Hier wird deutlich, warum Vorbereitungskurs und Exkursionen eine Einheit bilden: die sinnliche Wahrnehmung vor Ort verfestigt das im Vorbereitungskurs Gelernte, verankert es im Leben der Lernenden. Auf diese Weise wird den Teilnehmern nachvollziehbar vermittelt, wie historische Ereignisse und Prozesse das Erscheinungsbild der heutigen Heimat prägen, wie auch überregionale Entwicklungen ihren Niederschlag in der Heimat gefunden haben.

Neben den Stadtextkursionen gehören Museumsbesuche zu den wichtigsten Möglichkeiten, dreidimensionale historische Originalstücke zu besichtigen und so mit der Geschichte in direkten Kontakt zu treten. Der Museumsbesuch, wie er im vorliegenden Konzept verstanden wird, unterscheidet sich von allgemeininteressierten Ausstellungsbesuchen insofern, als die Besuchergruppe hier ein gezieltes Interesse an bestimmten Objekten hat, deren Untersuchung unter einer vorbereiteten Fragestellung vorgenommen wird. Die Leitfrage wird von den Besuchern bereits mit in die Ausstellung hineingebracht. Das umfangreiche Wissenschaftsgebiet vom historischen Lernen in Museen kann hier nicht in aller Ausführlichkeit behandelt werden, zumal im vorliegenden Fall eine besondere Besucher-Führer-Konstellation vorliegt. Die Besuchergruppe ist ja bereits über die historischen Zusammenhänge der zu untersuchenden Thematik unterrichtet und sucht quasi die objekthafte Bestätigung und Vertie-

fung des bereits Gelernten (Vgl. Grütter, S. 672). Der vom Museum inszenierte Rahmen einer Dauer- oder Sonderausstellung (im vorliegenden Fall kommen allerdings eher die Dauerausstellungen in Frage) ist daher für den Museumsbesuch nur von sekundärer Bedeutung. Das Museum selbst wird in diesem Sinne ein Teil der Lebensumwelt. Die sinnliche Wahrnehmung historischer Artefakte in der Lebensumwelt der Kursgäste wird im Museum von der Aura der Exponate übernommen. Auch sie verankern das Distanzierte einer historischen Persönlichkeit (z.B. Anton Günthers) in den sehr menschlichen Bekleidungsresten seines Totengewandes, die durch die Präsentation noch die Körperlichkeit des beliebten Grafen nacherleben lassen. Eine solche historische Ausstellung ermöglicht den Besuchern ein *aktives Lernen aus der Geschichte* im Museum. Das sinnliche Gesamterleben im Museum fasst Heinrich Theodor Grütter zusammen:

„Die Vermittlung historischen Wissens in Ausstellungen erfolgt weder nur durch die Zurschaustellung eines Objektes noch durch den erläuternden Text, sondern durch das Erlebnis des gesamten Beziehungsgeflechtes, in das die Exponate eingebunden sind. Die Deutung dieses Erlebnisses wiederum erfolgt immer nur vor dem Hintergrund eigener Kenntnis und Erfahrung“ (Grütter, S. 672).

Je mehr die Besucher also an Vorwissen, aber auch an Entdecker- und Frage- lust mitbringen, desto mehr verknüpfte Informationen können sie aus einer Ausstellung für sich herausziehen und umso mehr kann ein Museum zu einer Stätte interessanten und abwechslungsreichen Lernens werden.

Um einen großen und intensiven Effekt aus der Verbindung von Seminar und Exkursion zu erzielen, muss die Verzahnung von Exkursion und Seminarstunde möglichst eng sein. Exkursionsziele und Besichtigungsobjekte müssen bei der Planung der Inhalte bereits mit berücksichtigt werden, da sie diese deutlich mit beeinflussen. Es muss schon im Vorfeld geklärt sein, was überhaupt vor Ort zu sehen ist und was daran für das Thema und die Reisegruppe interessant sein könnte. Darüber hinaus ist zu klären, welche zusätzlichen Informationen notwendig sind, um das Besichtigungsobjekt in größere historische Zusammenhänge einordnen zu können. Museumsbesuche sind besonders intensiv vorzubereiten, da die Teilnehmer sozusagen gegen den vorgegebenen Strom zu den für ihr Thema wichtigsten Objekten geführt werden müssen. Daneben soll natürlich der Ausstellung als Ganzes ebenfalls Rechnung getragen werden, um

eine individuelle Auseinandersetzung anzuregen und zu unterstützen. Der Kursleiter muss daher mit der gesamten Ausstellung sehr gut vertraut, aber auch in der Lage sein, die eigenen Ziele nicht aus den Augen zu verlieren.

Die praktische Planung von Exkursionen enthält eine Vielzahl von Unwägbarkeiten, vor allem hinsichtlich der Zeitplanung und des Wetters. Ein Zeitplan wird, das zeigt die Erfahrung, häufig durcheinandergebracht. Vom Kursleiter wird in Bezug auf die Zeiteinteilung bei einer längeren Exkursion oder Stadtrundgang ein hohes Maß an Flexibilität gefordert. Er wird während der Exkursion oft in die Rolle eines Managers der Lerngruppe gedrängt.

Geschichtsexkursionen in das regionale Umfeld verdeutlichen, dass der eigene Lebensraum kein geschichtsloser Ort ist. Dies ist eines der Hauptziele der heimatgeschichtlichen Erwachsenenbildung. Die Verbindung der regionalen Geschichte mit der übergeordneten nationalen und europäischen lässt sich vor Ort am historischen Objekt eindringlich nachweisen. Die Vermittlung der Geschichtsträchtigkeit der Heimatregion zusammen mit der Exkursionserfahrung verankert auf diese Weise eine bewusstere historische und regionale Identität.

Die alltäglich erlebte Heimat wird so in zweierlei Hinsicht perspektivreicher: zum einen wird eine historische Dimension ins Bekannte des Alltäglichen geholt, Geschichte wird im Lebensraum örtlich gebunden. Zum anderen wird die vermeintlich abgeschlossene Heimat geöffnet. Wenn die große Geschichte der Nationen und Europas ihren Widerhall in der kleinsten Region findet, wird die Interdependenz zwischen dem Heimatraum und der überregionalen Geschichte nachvollziehbar: Jeder historische Ort hat sich nicht abgeschottet von der Welt entwickelt, sondern ist immer auch von ihr beeinflusst gewesen.

3 Kritische Heimatgeschichte: von der Theorie zur Praxis

Ausgangspunkt der Überlegungen zu einer modernen Didaktik der Heimatgeschichte war ein deutlich zu empfindender Mangel an historischem Selbstbewusstsein bei den Menschen Nordwestdeutschlands. Man lebt hier in der Gewissheit, dass das Land und die Landschaft zwar schön und charakteristisch seien, von den großen Zügen der europäischen oder gar globalen Geschichte fühlt man sich hier jedoch weitestgehend verschont (oder vergessen?). Geschichte findet woanders statt, in den Metropolen der Welt; sie prägt Städte wie Berlin oder Florenz; Städte, die man zu kulturbildenden Zwecken bereist. Aber die eigene Heimat gilt doch gemeinhin als ein Randgebiet der Zeitläufte, Provinz eben.

Die Bewohner haben ein entsprechend geformtes historisches Bewusstsein, eine dementsprechend defizitäre Vorstellung von den andauernden Aus- und Einwirkungen historischer regionaler und überregionaler Prozesse auf ihren Lebensraum.

Dieses *Provinzgefühl* gilt es grundlegend in Frage zu stellen, mit dem Ziel einer Stärkung der individuellen historischen und regionalen Identität, eines Heimatbewusstseins, das den gesellschaftlichen und zukunftsbildenden Anforderungen der heutigen Zeit gewachsen ist, ohne in einer starren Vergangenheitsidealisation verhaftet zu bleiben.

Für eine historisch-politische Erwachsenenbildung durch Heimatgeschichte ist ein *moderner Heimatbegriff* nötig, der verschiedenen Anforderungen genügen muss.

Veraltete und ideologisch bedenkliche Inhalte müssen dabei ausgeschaltet werden, denn begriffliche Einengungen sind dem Heimatbegriff an sich nicht eigen, sondern jeweils zeitbedingte Zuschreibungen, wie die Untersuchung von Neumeyer gezeigt hat (Neumeyer, S. 127ff.).

Ein heute zu verwendender Heimatbegriff sollte folgende Grundsätze beachten:

- Geschichte ist ein stetiger Prozess, in dem die Vorstellung von einer Naturwüchsigkeit der regionalen Geschichte keinen Platz hat

- Einer statischen Idealisierung der Vergangenheit muss aufklärerisch entgegengetreten werden
- Der Nachweis von gegenseitigen Wechselbeziehungen zwischen der Heimatregion und anderen nationalen und europäischen Regionen tritt einer verengenden Sicht auf die Heimat entgegen
- Heimat ist ein mit Gefühlen besetzter Raumbegriff, dessen emotionale Komponenten in die historische Bildungsarbeit mit einfließen müssen
- Die emotionale Zuwendung zu historischen Begebenheiten, Prozessen oder Personen darf nicht zerstört werden, vielmehr sollen die Lernenden in die Lage versetzt werden, ihre Vorstellungen zu reflektieren.

Der Raum, der in den Bildungsveranstaltungen verhandelt wird, ist zunächst einmal die Stadt mit dem Umland. Eine genauere Eingrenzung erfolgt in den einzelnen Einheiten und ist funktional durch das Thema bestimmt. Im Seminar ist aber darauf Rücksicht zu nehmen, dass die Lernenden die gesteckten Raumgrenzen mit ihren individuellen Erfahrungen und Vorstellungen füllen können. Das Lernverhalten Erwachsener ist der Ausgangspunkt für die methodische Planung und Durchführung der Bildungsveranstaltungen. Es ist gekennzeichnet durch eine freie Kommunikation in einer repressionsfreien Atmosphäre. So haben sich die Auswahl der Themen, der Stundenaufbau und die Wahl der Methoden an der spezifischen Art und Weise des Lernens Erwachsener zu orientieren. Den Teilnehmern muss eine nachvollziehbare Seminarplanung angeboten werden, um die Orientierung innerhalb der Veranstaltung zu ermöglichen.

Seminarstunden und historische Exkursionen in die Stadt und die entsprechenden Museen bilden zusammen eine Einheit, um die Spuren der Geschichte in der Lebensumwelt der Teilnehmer zu verorten. Den Exkursionen kommt dabei die Aufgabe zu, historische Überreste in der heutigen Alltagswelt sinnlich erfahrbar zu machen und so in der Heimat vielfältige zeitliche Perspektiven zu eröffnen.

Geschichtsbewusstsein und historische Identität können nur gefestigt bzw. gestärkt werden, wenn Geschichte im Lebensraum des Alltags einen Ort erhält, der bisher nicht wahrgenommen wurde und der den Blick auf die Alltagswelt mit neuen Perspektiven bereichert.

Die Wahrnehmung, dass auch in dem anscheinend so provinziellen Nordwesten Deutschlands die große Geschichte ihre Spuren hinterlassen hat, kann das Heimatgefühl der Menschen in der Region stärken. Das Bewusstsein von einer prozessualen Geschichte, deren Auswirkungen immer in die Lebenswelt der nachfolgenden Generationen hineinreichen, vertieft die Aufmerksamkeit für das individuelle und politische Handeln in der Gegenwart durch die Berücksichtigung der Wirkungen für die Zukunft.

Die Anforderungen der didaktischen Theorie dürfen jedoch nicht davon ablenken, dass der wichtigste Leitsatz der Didaktik lautet: Jede Theorie muss in die Praxis umsetzbar bleiben.

Im folgenden zweiten Teil der Arbeit werden unterschiedliche Anwendungsbeispiele für die hier entwickelte Didaktik der Heimatgeschichte dargelegt. An ihnen ist zu zeigen, wie und in welchem Maße die vorgestellte Theorie handlungsfähig bzw. umsetzbar ist.

Die praktischen Beispiele wurden so gewählt, dass an ihnen möglichst umfassend nachgewiesen werden kann, welche didaktischen Chancen in diesem neuen Konzept liegen, wie wandelbar und unterschiedlich einsetzbar es ist.

4 Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt – Vier Modelle für moderne Heimatgeschichte in der Erwachsenenbildung

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit wurde eine Theorie der modernen Erwachsenenbildung am Beispiel der Heimatgeschichte skizziert. Dabei wurde eine Reihe von Bedingungen formuliert, die sowohl die Bildungsarbeit mit Erwachsenen als auch die moderne Heimatgeschichte konstituieren. Das theoretische Konzept soll nun in den bestehenden Bildungs-Institutionen der Stadt Oldenburg zur Anwendung gebracht werden. In drei verschiedenen Einrichtungen werden Anwendungsmöglichkeiten der Theorie erprobt und durchgespielt. Dabei soll herausgefunden und beschrieben werden, inwieweit das vorgestellte Konzept in der Realität umsetzbar ist und welche Spielräume im bestehenden Kanon der historischen Bildungseinrichtungen genutzt werden können. Ebenso gilt es, die Grenzen einer Übertragungsmöglichkeit auszuloten, an denen didaktische bzw. Bildungsansprüche zu scheitern drohen, sei es wegen theoretischer Unzulänglichkeit oder wegen institutioneller Beschränkungen.

Es sind also *zwei Fragen*, die die Untersuchung im Folgenden leiten. Zum einen geht es um die Operationalisierbarkeit der Theorien. Es ist nicht zu erwarten, dass die Theorie im Verhältnis 1:1 auf die lokalen Einrichtungen anwendbar ist. Es geht vielmehr im Einzelnen darum zu untersuchen, wie die Theorie für die Bedingungsrahmen der jeweiligen Institutionen zu modifizieren ist, ohne die grundlegenden Leitsätze für die moderne Heimatgeschichtsvermittlung aufzugeben.

Zum zweiten werden die Bildungseinrichtungen der Stadt daraufhin untersucht, in wieweit sie mit einer modernen Bildungstheorie zur Heimatgeschichte kompatibel sind, inwieweit moderne Veranstaltungsformen möglich sind und welche praktischen und organisatorischen Grenzen von den Institutionen gezogen werden (müssen).

Mit anderen Worten: Welche Anwendung ist wo möglich, wie kann moderne historische Erwachsenenbildung in den bestehenden Einrichtungen mit ihrem

jeweiligen Veranstaltungsrahmen durchgeführt werden, welche Abstriche sind zu machen, ohne dass die Bildungstheorie im Kern angegriffen wird?

Der Aufbau der Kapitel folgt der Fragestellung in enger Anbindung. Zunächst werden die *städtischen Institutionen* (Kap. 4.1) historischer Bildung vorgestellt und in ihren Besonderheiten beschrieben. Im Anschluss daran wird jedes für diese Arbeit *ausgewählte Haus* (Kap. 4.2) in einem eigenen Kapitel genauer vorgestellt; danach schließt sich jeweils eine *Veranstaltungsplanung* (Kap. 5, 6, 7) an, die speziell für die Einrichtung konzipiert wurde und die versucht, den Besonderheiten der Vermittlungsarbeit bzw. den Sammlungsschwerpunkten entgegenzukommen. Sie stellen damit direkt umsetzbare Veranstaltungsplanungen dar, die an der Praxis orientiert sind und so, wie sie hier beschrieben sind, bereits durchgeführt wurden.

4.1 Bestimmung und Beschreibung der Institutionen

Drei Kriterien sind für die Auswahl der Institution ausschlaggebend

1. Öffentlichkeit
2. Wissenschaftlichkeit
3. Pädagogischer Spielraum

1. Aus der institutionellen Vielfalt der Bildungseinrichtungen wurden staatliche oder kommunale Einrichtungen ausgewählt, die einem allgemeinen demokratischen Bildungsauftrag verpflichtet sind. Der Begriff der *Öffentlichkeit* bezieht sich aber auch auf die Möglichkeit, Zielorte / Besichtigungsorte mit und ohne eine Veranstaltungsgruppe zu besuchen. Dies trifft in erster Linie auf die Museen in der Stadt sowie auf den Stadtraum als Ganzes zu.

Es gibt in der Untersuchung also keine Privatsammlungen, da diese jeweils nur nach besonderer Anmeldung zugänglich sind. Ein solches widerspricht der Forderung nach individueller Wiederholbarkeit bzw. Präsenz der Untersuchungsobjekte im öffentlichen Raum. Gleiches gilt für Gebäude und Einrichtungen, die nur zu besonderen Gelegenheiten öffentlich zugänglich sind, wie z.B. die Kapelle oder das Mausoleum auf dem Gertrudenkirchhof (geöffnet nur am Tag des öffentlichen Denkmals).

2. *Die Institutionen stehen unter wissenschaftlicher Leitung*, d.h. es ist davon auszugehen, dass die Arbeit der Einrichtungen nach und in der Auseinanderset-

zung mit der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion entstanden ist und weiterhin geführt wird; eine Forderung, die gerade bei der Heimatthematik von besonderer Bedeutung ist, will man eine rückwärtsgewandte, idyllisierende Geschichtsaufarbeitung vermeiden.

3. In den Institutionen wird grundsätzlich die Möglichkeit eingeräumt, Veranstaltungen selbst zu gestalten, der Erwachsenenbildner ist nicht auf hauseigenes Führungs- oder Vortragspersonal angewiesen. Dieses garantiert, zumindest in Grundzügen, die Adaption des Gebotenen nach den Vorstellungen der veranstaltungsleitenden Person.

Die hier genannten Kriterien für geeignete Institutionen, an denen eine moderne historische Erwachsenenbildung angeboten werden kann, schließen eine Reihe von Möglichkeiten aus.

Neben den öffentlichen Museen gibt es auch in Oldenburg eine Reihe privater, themenspezifischer Klein- und Kleinstmuseen, die meistens auf persönliches Engagement zurückgehen und sich mit sehr speziellen Themen beschäftigen (wie z.B. ein Fahrradmuseum, Schreibmaschinen-, Schuhsammlung u.s.w.). Solche Einrichtungen sind allerdings so gut wie nie in einen wissenschaftlichen Forschungs- und Vermittlungsrahmen eingefasst, der die Sammlungen historisch aufarbeitet und zugänglich macht. Außerdem sind diese Privatsammlungen im Allgemeinen nicht frei und öffentlich zugänglich, so dass für einen Besuch ein nicht geringer organisatorischer Aufwand betrieben werden muss.

Ein anderes Problem stellt sich bei Einrichtungen wie dem „Zentrum für Frauengeschichte“, einer wissenschaftlichen Forschungs- und Ausstellungseinrichtung, die frauenspezifische Wander-Ausstellungen konzipiert und produziert. Leider konnte hier bisher keine Dauerausstellung realisiert werden, so dass die Arbeit des Zentrums nur zufällig mit der Planung stadthistorischer Veranstaltungen übereinstimmen kann. Eine Sonderausstellung kann zwar durchaus den Anlass zu einer heimatgeschichtlichen Bildungsveranstaltung geben, diese ist aber nach deren Ende nicht wiederholbar und darum sind die Ausstellungsthemen nicht in einen beispielhaften Kanon möglicher Veranstaltungen aufzunehmen.

Neben den Volkshochschulen und den Museen gibt es noch weitere Orte, an denen historisch-politische Erwachsenenbildung institutionalisiert ist. Auf diesem Arbeitsfeld haben sich z.B. die Gewerkschaften etabliert. Weiter bieten

Kirchen und Verbände umfangreiche Bildungs- und Fortbildungsveranstaltungen im Bereich der historisch-politischen Bildung an. Trotz der offenen Zugangsmöglichkeiten, auch ohne Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft oder einer Kirche, haftet diesen Einrichtungen aber für viele Menschen der Geruch politischer Tendenz oder Überzeugungsarbeit an, und die Lernenden möchten gerade dies vermeiden.

4.2 Die Oldenburger Institutionen und ihre Inhalte

Erwachsenenbildung findet ihr größtes lokales Zentrum in den *Volkshochschulen* der Kommunen und Kreise. Volkshochschulen sind die Bildungsinstitution schlechthin, wenn es um unabhängige Erwachsenenbildung geht. Ob Seminare, Vorträge oder Exkursionen, die Volkshochschulen bieten ein umfangreiches Angebot zu den verschiedensten Wissensgebieten.

In Oldenburg werden Kurse zur Regionalgeschichte im halbjährlich erscheinenden Programmheft der Volkshochschule im Fachgebiet „Politik und Geschichte“ bekannt gegeben und beworben. Die früher existierende Rubrik „Heimatkunde“ ist bereits vor über zehn Jahren aufgelöst und dem Fachbereich Politik zugeordnet worden. Die Teilnehmerzahl für Seminare wird im Allgemeinen auf 15 Personen begrenzt.

Seminare zu geschichtlichen Themen gehören bei den Volkshochschulen insgesamt zu den schwer vermittelbaren Angeboten. Noch problematischer sind regionalhistorische Seminare. Laut den Jahresberichten der Volkshochschule Oldenburg von 1990 bis 2000 hat sich die Anzahl der geschichtlichen und zeitgeschichtlichen Kurse in diesen zehn Jahren geviertelt, von 25 Kursen 1990 auf 6 Kurse im Jahr 2000. Die Teilnehmerzahl ist in noch stärkerem Maße zurückgegangen, von 563 Personen 1990 auf 99 Personen im Jahr 2000. Ebenso lässt sich aus den Statistiken ablesen, dass sich das Interesse der Bürger von mehrwöchigen Seminaren hin zu Wochenend- oder Ein-Tages-Seminaren entwickelt hat. Dies scheint vorerst ein allgemeiner Trend zu sein, der aber nicht nur für die politische Bildung, sondern für alle Fachbereiche der Volkshochschule gilt. Im Gegensatz zu dieser Entwicklung stehen die in Kap. 5.2 beschriebenen Seminare, die bereits zweimal von der Autorin und, ähnlich strukturiert, von einer betreuten Studentengruppe der Universität Oldenburg zu unterschiedlichen

Themenstellungen mehrfach erfolgreich durchgeführt wurden (Vgl. Mütter 1995, S. 328-44). Moderne Vermittlungskonzepte, die keine Lernängste aufbauen, ohne Abstriche beim Niveau zu machen, haben demnach schon in der Praxis bewiesen, dass sie sehr wohl in der Lage sind, interessierte Laien anzusprechen und diese auch über mehrere Wochen an ein Seminar zu binden.

Volkshochschulen stellen die Räume und das technische Mobiliar zur Verfügung, die zur Durchführung einer Veranstaltung benötigt werden. Sie haben außerdem eine gute Öffentlichkeitsarbeit zur Bewerbung der Veranstaltung und, nicht zu vergessen, in der Bevölkerung einen guten Ruf als Veranstalter. Das alles zusammen hält die Hemmschwelle, dort an einem Seminar teilzunehmen, niedrig. Nun stellen die Volkshochschulen keine historischen Sammlungen bereit oder betätigen sich originär als Geschichtsvermittlungsinstanz. Daher muss ein Seminar oder eine Seminarreihe, die konzeptuell mit Originalobjekten arbeiten möchte, diese jeweils mitbringen oder es müssen Exkursionen eingeplant werden, die eine entsprechende Begegnung ermöglichen.

Neben der Volkshochschule als Lerninstitution sind die *Museen* in der Stadt Oldenburg die öffentlichen Geschichtsvermittler, die in die Überlegungen zur historischen Erwachsenenbildung einbezogen werden müssen. Museen sind – immer noch – die etablierten Orte der Geschichtskultur, der Geschichtsrekonstruktion und die klassischen Orte der historischen Identitätsbildung. Sie sind aber auch Orte für Freizeitgestaltung, niveauvolle Unterhaltung und unterhaltsame Bildung. Es ist in dieser Arbeit nicht der Raum, um die ausführliche Diskussion über den aktuellen Stand der Museen in der Gesellschaft wiederzugeben. Hier soll es darum gehen, die unterschiedlichen Möglichkeiten aufzuzeigen, wie mit den jeweiligen Gegebenheiten in einem historischen Museum gearbeitet werden kann, auch wenn die Ausstellungskonzeption oder die Objektpräsentation nicht immer den Vorstellungen der modernen Erwachsenenbildung entsprechen.

Museen als historische Lernorte für Erwachsene sind noch kaum beschrieben worden. Die Fachliteratur bezieht sich so gut wie vollständig auf Schulklassen oder Kinder als Zielgruppen, das Altersspektrum reicht selten über die Teenagerjahre hinaus (Hey). Museumspädagogische Angebote für Erwachsene beschränken sich fast ausschließlich auf Führungen, dezidierte Bildungsangebote fehlen so gut wie ganz (Urban). Diese – bedauerliche – Tatsache soll aber nicht

weiter diskutiert werden. Vielmehr steht hier die Überlegung im Vordergrund, wie die Museen der Stadt in historische Bildungsveranstaltungen nach der oben entwickelten Theorie eingebunden werden können. Dabei geht es um Veranstaltungen die, anders als die beschriebenen Volkshochschul-Seminare, Museumsbesuche und Stadtextkursionen zusammenführen. Es sollen Veranstaltungsformen skizziert werden, die Museum und Stadt miteinander verbinden im Sinne einer modernen, aufgeklärten Heimatgeschichte. Es gilt zu beachten, dass primär keine museumspädagogischen Veranstaltungen entwickelt werden, die eine wie auch immer geartete Bindung der Teilnehmer an das jeweilige Haus zum Ziel haben, sondern dass historische Erwachsenenbildung betrieben wird, die mit dem im Museum zugänglichen Material eigenverantwortlich umgeht! (Wenn natürlich die pädagogische Abteilung eines Museums solche Veranstaltungen anbieten kann, ist dagegen nichts einzuwenden; vgl. Urban, S. 127ff.).

Grundsätzlich gibt es für Veranstaltungen, die in Museen geplant werden, einige organisatorische Fragen im Vorfeld zu beantworten. Von diesen hängt in maßgeblichem Umfang die praktische Gestaltung eines Seminars ab. So gilt es z.B. zu klären, ob es einen Arbeitsraum gibt, in den sich eine Gruppe zu einer Gesprächsrunde zurückziehen kann oder ob eine ähnliche Gesprächssituation in der Ausstellung geschaffen werden kann, ohne andere Besucher zu stören; ob also mit Textmaterial gearbeitet werden kann; welche Veranstaltungszeiten angeboten werden können, die sowohl in der Freizeit der erwachsenen (meistens noch berufstätigen) Teilnehmer liegen, als auch in den Öffnungszeiten der Häuser.

In Oldenburg gibt es zwei historische Museen, die für diese Überlegungen berücksichtigt werden müssen: Das *Stadtmuseum* und das *Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte*.

Das *Stadtmuseum* hat aufgrund seiner Geschichte zwei getrennte Ausstellungsbereiche, die völlig unterschiedliche Inhalte und Konzepte verfolgen. Die stadt-historische Ausstellung bietet einen Überblick über den Wandel und die Entwicklung des Stadtkörpers. In sieben großen Räumen wird die Entwicklung von der frühesten Siedlung (um 800) bis zum Ende des 20. Jahrhunderts gezeigt. Zentrales Ausstellungsmittel sind dabei sechs Tischmodelle der Stadt, die jeweils detailgetreu die Bausubstanz der Stadt zu einer bestimmten Zeit darstellen (Kap. 6.1.1).

Den zweiten historischen Teil des Stadtmuseums bilden die ehemaligen Wohnräume des Museumsstifters Theodor Francksen. Die Francksenschen Villen repräsentieren das großbürgerliche Wohnen der vorletzten Jahrhundertwende. Sie sind, in ihrem nahezu originalen Erhaltungszustand, ein einzigartiges Denkmal für das großbürgerliche Wohnen im Oldenburg der Jahrhundertwende und als solches in der Erwachsenenbildung zu verwenden (Kap. 6.1.2). Auch hier lassen sich mehrere Themen denken, die, in Verbindung mit einem Gang zu exponierten Stellen in der Stadt, besonders gut geeignet sind, Oldenburger Gesellschaftsgeschichte der Jahrhundertwende zu vermitteln.

Das zweite regionalhistorische Museum in Oldenburg ist das *Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte* im Schloss (Kap. 7). Die 1998 neu eröffnete Dauerausstellung „Oldenburg. Kulturgeschichte einer historischen Landschaft“ informiert über die Lebensräume von „Stadt“ und „Hof“ und die Beziehungen zwischen beiden in der 650-jährigen Geschichte Oldenburgs. Leitthema der Ausstellung ist die Beziehung zwischen Stadt, Land und Residenz, ihre Geschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Die Besucher erfahren etwas über die bestimmenden Elemente des Lebens in einer Stadt (Kirche, Verfassung, Verwaltung, Handel etc.) mit einem Fürstenhof (höfisches Leben) und über charakteristische Merkmale einer Residenzstadt (Topographie, Behörden, Grablege etc.). Das Landesmuseum bietet auf knapp 2.200qm eine umfangreiche strukturgeschichtliche Ausstellung, die das Beziehungsgefüge zwischen der Stadt, dem Land und dem Regenten in ihrem Wandel nachzeichnet. Durch die größere Ausstellungsfläche kann nicht nur eine viel größere Anzahl von Objekten gezeigt werden als im Stadtmuseum, es können auch mehr Themenbereiche und ihre Beziehungen untereinander aufgearbeitet werden.

Die Räumlichkeiten des Schlosses selbst können allerdings nur noch bedingt zur Anschauung herrschaftlichen Lebens vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert herangezogen werden, da die meisten nicht mehr im Originalzustand zu erleben sind. Beide Museen sind die Anlaufstellen für Informationen zur lokalen und regionalen Geschichte.

In Kapitel 6.1 wird ein typischer Rundgang durch die stadtgeschichtliche Dauerausstellung des Stadtmuseums beschrieben, mit den thematischen und didaktischen Schwerpunkten jedes Raumes. Die Diskussion der Einsatzmöglichkei-

ten der Ausstellung im Sinne der Erwachsenenbildungstheorie folgt im Anschluss daran und wird nach zwei Kriterien besprochen: Inwiefern lässt sich die Dauerausstellung in einer museumspädagogischen Veranstaltung (als gesamte Schau bzw. in einzelnen Themen) nach den Forderungen der Didaktik einer modernen Heimatgeschichte nutzen, und wie kann die Ausstellung mit Exkursionen verbunden werden bzw. welche Veranstaltungsformen sind denkbar? Diese Leitfragen gelten sowohl für die Diskussion der Dauerausstellung in der Francksenschen Villa als auch für das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Hier werden allerdings nicht alle Räume detailliert vorgestellt, sondern die Beschreibung folgt der inhaltlichen Struktur der Schau und gibt eine genauere Wiedergabe *eines* thematischen Raumensembles. Damit kann tiefer auf die inhaltliche Beziehung der Objekte untereinander und auf ihre jeweilige Einzelwirkung eingegangen werden, was sich bei einer strukturgeschichtlichen Ausstellung anbietet.

Das *inForum* schließlich ist die zentrale Bildungs- und Begegnungsstätte der Stadt Oldenburg für Menschen ab 50. Sie möchte allen Bürgerinnen und Bürgern nach dem Schritt in den Ruhestand die Möglichkeit geben, die „Lebensfreizeit“ sinnvoll zu gestalten. Das Forum ist nach dem Vorbild der Heidelberger Altenakademie entstanden und bietet, neben hauptamtlicher Beratung für alle Lebensbereiche, Hilfe zur Selbsthilfe von Senioren für Senioren.

Dahinter steht die Überzeugung, dass das überkommene Bild von älteren Menschen verändert werden muss, wenn unsere Gesellschaft die demographischen Entwicklungen der Zukunft mit einem immer größeren Anteil an älteren und alten Menschen sinnvoll und gewinnbringend für alle umsetzen will. Deshalb soll die existierende, defizitorientierte Vorstellung von Alten in ein kompetenzorientiertes Bild verändert werden (Vgl. die Darstellung der Inhalte und Ziele der Arbeit im Internetauftritt unter <http://www.oldenburg.de//inforum>).

Die Forumsidee soll die Bürgerinnen und Bürger motivieren, gegenseitig von den Fähigkeiten und Kenntnissen Anderer zu profitieren. Das ganzheitliche Konzept moderner Seniorenarbeit hat sich zum Ziel gesetzt, adäquate Entwicklungen für ein selbstbestimmtes und zukunftsfähiges Altern voranzutreiben. Dabei hat das *inForum* zwei Schwerpunkte: Das Einbringen aktueller Erkenntnisse

der Altersforschung durch hauptamtliche Fachkräfte sowie die Beteiligung Interessierter an der Durchführung aller Aktivitäten.

Die ehrenamtliche Arbeit der Teilnehmer hat sich bereits zu einem umfangreichen Angebotskatalog entwickelt, in dem kompetente und erfahrene Laien Kurse, Gesprächsrunden und Projekte anbieten, die zum Selbstkostenpreis gebucht werden können. Von Vorträgen über Freizeit- und Sportangebote, Kulturfahrten und Gesprächsrunden, Film- und Buchbesprechungen reicht das Angebot bis zu (dauerhaft ausgebuchten) Gruppen, die sich mit der Geschichte der Stadt Oldenburg beschäftigen.

Die Teilnehmerzahl an den Aktivitäten des inForum wächst ständig. Im Jahr 2003 wurden allein in den Sparten „Führungen“ und „Kulturfahrten“ bei 69 Terminen knapp 2.000 Besucher gezählt (statistisches Material vom inForum). Die größer werdende Zahl älterer Mitbürger und der wachsende Wunsch nach sinnvoller Beschäftigung, in die erworbene Fähigkeiten und Kenntnisse eingebracht werden können, erweitern sowohl den Kreis der ehrenamtlichen Mitarbeiter als auch den der potenziellen Teilnehmer.

Das Interesse an historisch-kulturellen Veranstaltungen und Arbeitsgruppen ist auffällig groß, die Nachfrage kann im Moment bei weitem nicht gedeckt werden.

Die Offenheit des inForum für Veranstaltungsarten und die zentrale Lage im städtischen Kulturzentrum (Peter Friedrich Ludwig Hospital) am Rande der Fußgängerzone ermöglichen verschiedene Veranstaltungskonzepte. Seminare, wie sie an der Volkshochschule angeboten werden, wären ebenso auch im inForum denkbar, ohne inhaltliche Abstriche machen zu müssen.

Im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit wird das inForum allerdings keine praktische Rolle mehr spielen, es wird kein Praxisbeispiel für das inForum entwickelt. Das liegt an der konzeptionellen Struktur des inForum. Die Arbeit des inForum beruht explizit auf ehrenamtlicher *Laienarbeit*, die Teilnehmer wollen und sollen voneinander und miteinander lernen. Fachwissenschaftlich-didaktische Arbeit liegt nicht im zentralen Interesse der Einrichtung.

Trotzdem bleibt festzuhalten, dass die Veranstaltungsvorschläge, die im Folgenden entwickelt werden, nahezu ohne inhaltliche Veränderungen ebenso im inForum angeboten werden könnten.

5 Modell 1: Kurse an der Volkshochschule Oldenburg

5.1 Die Volkshochschule Oldenburg

Volkshochschulen bieten den flexibelsten Rahmen für sämtliche Veranstaltungsformen der historischen Erwachsenenbildung. Die Angebote erreichen eine beträchtliche Öffentlichkeit über das hauseigene Veranstaltungsprogramm und die Verwaltungsarbeit verläuft zuverlässig und effizient über die Mitarbeiter der Volkshochschule, die Dozenten sind von der Teilnehmerakquise weitestgehend befreit (allerdings muss, wer die Mindest-Teilnehmerzahl erreichen will, trotzdem oft selber werben).

Der Zugang zu allen Veranstaltungen ist (bis auf die Teilnehmerzahl) unbeschränkt und frei, soweit nicht vom Dozenten anders gewünscht. Die Seminarleiter sind frei und allein verantwortlich für die Gestaltung und Konzeption ihrer Kursangebote. Die Volkshochschule stellt hauseigene Seminarräume zur Verfügung, deren technische Ausstattung abwechslungsreichen Medieneinsatz erlaubt.

Außerdem liegen (in Oldenburg) die Semnarräume im Hauptgebäude der Volkshochschule zentral in der Innenstadt, so dass sie nicht nur gut zu erreichen sind (auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln), sondern auch als Ausgangspunkt für Rundgänge u.ä. geeignet sind. Denn die Volkshochschule hat selbst keinen Sammlungsbestand, der für historische Bildungsveranstaltungen nutzbar wäre. Sie bietet lediglich den Rahmen für Veranstaltungen.

Im Folgenden werden die Kurse beschrieben, die ich an der Oldenburger Volkshochschule nach dem Konzept der modernen Heimatgeschichtsdidaktik entwickelt habe. Sie zeigen das umfangreichste und anspruchsvollste Anwendungsbeispiel der hier vorgestellten vier Modelle. Nach einer allgemeinen Übersicht und Diskussion der Themenwahl (Kap. 5.2.1) folgen die ausführlichen Beschreibungen der einzelnen Kursblöcke. Diese werden im Hinblick auf die Sachanalyse, die didaktisch-methodischen Überlegungen und die Verlaufsplanungen (gegebenenfalls mit Exkursionen) dargestellt. In Kapitel 5.2.2 wird anhand des letzten Kursthemas, der „Baukunst in Oldenburg zwischen Historismus und Moderne“, diese Vorgehensweise noch einmal kleinschrittiger vorgeführt. Der komplette Veranstaltungsentwurf zeigt die Umsetzung der erwachse-

nenbildnerischen Theorie in der modernen Heimatgeschichtsdidaktik auf allen Planungsebenen.

5.2 Praxisbeispiel für angewandte Geschichtsdidaktik mit lokalem Bezug – moderne Heimatgeschichte an der Volkshochschule

Im Wintersemester 1998/99 und im Sommersemester 1999 hat die Autorin an der Volkshochschule Oldenburg jeweils einen Kurs angeboten unter dem Titel: „Zur Geschichte der Stadt Oldenburg“. In diesen Kursen wurden die theoretischen Grundlagen, wie sie im ersten Teil dieser Arbeit formuliert sind, in die Praxis umgesetzt. Die Leitsätze, die eine moderne historische Bildungsarbeit mit Erwachsenen ausmachen, fanden in allen Stadien der Planung und Durchführung Berücksichtigung.

Die Kurse waren im Aufbau, in den Themen und in der Durchführung gleich. Kurse zur Regionalgeschichte werden im Programmheft der Volkshochschule im Fachgebiet „Politik und Geschichte“ bekannt gegeben

Nach zögerlichen Buchungen wurden die Kurse in der lokalen Presse noch einmal beworben. Dies übernahm die Volkshochschule. Die Teilnehmerzahl war auf 15 Personen begrenzt, die Kurse wurden mit jeweils neun Teilnehmern durchgeführt. Die geringe Teilnehmerzahl musste von der Leitung der Volkshochschule gesondert genehmigt werden. Der Kursleiterin wurde aber bereits im Vorfeld der Seminare berichtet, dass neue Geschichtsseminare zur Zeit nicht sehr stark nachgefragt seien. Eine Teilnehmerzahl von neun Personen sei bereits als sehr gut zu bewerten.

Die Kurse richteten sich sowohl an „alte Oldenburger“ wie auch an Neubürger, die die neue Lebensumgebung kennen lernen möchten. Vorkenntnisse waren ausdrücklich nicht erforderlich, ebenso gab es keinerlei Altersbegrenzung. Sie bestanden jeweils aus sieben 90-minütigen Abendseminaren und fünf thematisch zugeordneten Exkursionen.

Die ausgewählten Themen behandelten im Einzelnen:

- Die Verleihung des Stadtrechtes durch Graf Konrad 1345
- Die Lutherische Reformation in Oldenburg (mit Exkursion)
- Graf Anton Günther, der Oldenburger Pferdegraf (mit Exkursion)
- Peter Friedrich Ludwig und der Klassizismus in Oldenburg (mit Exkursion)

- Ludwig Starklof, das Biedermeier und der Kampf um eine Verfassung in Oldenburg
- Großbürgerliches Leben der Jahrhundertwende: Theodor Francksen - Privatier und Mäzen (mit Exkursion)
- Baukunst in Oldenburg zwischen Historismus und Moderne. Architektur als Ausdruck des Zeitgeistes (mit Exkursion).

Die Exkursionen zur Reformation und zu Theodor Francksen führten in das Stadtmuseum, die Exkursion zu Graf Anton Günther in das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Der Klassizismus und die architektonische Moderne wurden auf Stadtgängen erkundet.

5.2.1 Zur Lernsituation in der Teilnehmergruppe

Wie bereits erwähnt, ist Erwachsenenbildung durch die Freiwilligkeit der Teilnahme an Bildungsveranstaltungen gekennzeichnet. Anders als die Schule ist die historisch-politische Bildung von Erwachsenen nicht durch Rahmenrichtlinien oder Besuchspflicht bestimmt, sondern von freier Kommunikation einer Gruppe in einer repressionsfreien Atmosphäre. Die Teilnehmer sind in der Regel interessierte Laien, die eine hohe Lernmotivation und ein persönliches Interesse am Thema mitbringen.

Der Besuch eines Seminars der Volkshochschule ist unterschiedlich motiviert: durch die Absicht, die Freizeit sinnvoll zu gestalten, den Wunsch Menschen mit ähnlicher Interessenlage kennenzulernen, die (mehr oder weniger deutliche) Absicht, die eigene Lebensgeschichte in den Kontext der "großen Geschichte" einzuordnen. Die Kurse sind dabei erfahrungsgemäß sehr heterogen zusammengesetzt, nach Alter und sozialem Hintergrund der Einzelnen, aber auch nach Bildungsstand und den Lerngewohnheiten verschieden. Darin liegt ein bedeutendes Potential für die Gespräche im Seminar. Die unterschiedlichen Lebenserfahrungen, die die einzelnen Teilnehmer in den Kurs einbringen, ermöglichen kontroverse Diskussionen über individuelle Geschichtserfahrungen oder -beurteilungen. Die Zusammenarbeit von Erwachsenen *verschiedener Generationen* lässt zudem einen direkten intergenerationellen Dialog entstehen, der besonders von den Älteren geschätzt wird. Innerhalb des Kurses finden sie ein Forum, das es ihnen ermöglicht, die eigene Lebensgeschichte

mit der großen Geschichte des Jahrhunderts zu verknüpfen und mit anderen Biographien, die zum Teil sehr differieren, zu vergleichen.

Die Freiwilligkeit der Teilnahme sowie die Terminplanung der Kurse (diese liegen fast ausschließlich außerhalb der allgemeinen Arbeitszeiten) verankern diese Bildungsveranstaltungen in der Freizeit der Teilnehmer. Der Anspruch an freizeitleiche Unterhaltung darf bei der Planung und Ausführung der Veranstaltung nicht außer acht gelassen werden, damit bei den Erwachsenen nicht der Eindruck entsteht, dass ein Schulpensum abgearbeitet werden muss.

5.2.2 Thematische Überlegungen und Lernziele

Vielen Bürgerinnen und Bürgern der Stadt Oldenburg ist die Geschichte ihrer eigenen Stadt weit- oder weitestgehend unbekannt. Mit der Geschichte von Städten beschäftigt man sich vornehmlich in Regionen, die als historisch bedeutsamer empfunden werden als das Oldenburger Land im Nordwesten Deutschlands. Florenz oder Augsburg haben eine scheinbar spannendere und wichtigere Stadtgeschichte aufzuweisen als Oldenburg, das eher mit Landschaft und Landwirtschaft identifiziert wird als mit geschichtlich herausragenden Ereignissen.

Der hier beschriebene Kurs behandelt an sieben Abenden Themen der Stadtgeschichte, die Oldenburger Besonderheiten darstellen, sowie Themen, die allgemeingesellschaftliche Entwicklungen der deutschen Geschichte widerspiegeln. Dieser Bildungskurs stellt in hohem Maße eine Umsetzung dessen dar, was im theoretischen Teil für eine moderne Didaktik der Regionalgeschichte gefordert wurde.

Es kommt dabei darauf an, die Verflechtungen der Oldenburger Geschichte mit der übergeordneten deutschen und europäischen zu verdeutlichen, den Nachweis zu erbringen, dass die überregionale und nationale Geschichte sich in allen wesentlichen Prozessen auch in Oldenburg niedergeschlagen hat, um zu zeigen, dass Oldenburg nicht in einem geschichtslosen Raum liegt, sondern alle Entwicklungen Europas mitgemacht hat, wenn auch in einer eigenen Ausprägung. Geschichte fand und findet nicht nur in Berlin, Wien oder Washington statt, sondern beeinflusst immer auch das Leben in allen Regionen.

Dies gilt ebenso für zwei wichtige Themen der Geschichte, die im vorliegenden Veranstaltungskonzept keine Berücksichtigung gefunden haben: die *Industriali-*

sierung des 19. Jahrhunderts und die Zeit des *Nationalsozialismus*. Anhand der Überlegungen, die zu einer Entscheidung *gegen* diese Themen geführt haben möchte ich zeigen, wie komplex die Themenauswahl für eine Veranstaltungsplanung ist.

Die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts hat sich im Herzogtum Oldenburg als Agrarmodernisierung ausgeprägt. Das bäuerliche Wirtschaften entwickelte sich in Oldenburg im Laufe von 150 Jahren zu einer hochleistungsfähigen Agroindustrie. Dieser Wandel, der sehr eng mit der Industrialisierung z.B. des Ruhrgebietes verbunden ist (Absatzmärkte), ist im historischen Bewusstsein der Oldenburger so gut wie völlig unbekannt. Hier handelt es sich um ein Thema, in dem ein großes identitives Potential steckt. Leider bietet sich aber dazu in der Stadt selbst kein Exkursionsziel an; es wäre bei diesem Thema sinnvoller eine Exkursion vor Ort zu machen, um sich die landwirtschaftliche Produktion in modernen Ställen etc. anzuschauen. Eine solche Fahrt würde allerdings den Rahmen der Exkursionen in dieser Veranstaltung sprengen, sodass auf eine Aufnahme in den Volkshochschulkurs ganz verzichtet wurde.

Oldenburg in der Zeit des Nationalsozialismus wird im Volkshochschulkurs ebenfalls nicht behandelt. Ich habe mich aus mehreren Gründen dagegen entschieden: 1. Zu diesem Zeitraum gab und gibt es eine Fülle von Veranstaltungen verschiedenster Art (auch in der Volkshochschule selbst) und eine umfangreiche Liste an Publikationen, die in allen Buchhandlungen und Bibliotheken erhältlich ist. Für Interessierte am Thema ist es also keine Schwierigkeit, sich zu diesem Themenkomplex zu informieren. 2. Aus persönlicher Erfahrung und aus Gesprächen mit Veranstaltern der Volkshochschule weiß ich, dass das Thema NS-Zeit viele ältere Menschen zurückschrecken lässt. Es gibt eine große emotionale Hürde, sich diesem Thema im Bereich der Heimatgeschichte zu nähern. Angst vor Anklagen aus der jüngeren Generation und Angst vor einem Rechtfertigungsdruck führen leicht zu einer Blockade, die eine offene und kritische Bearbeitung dieser Zeit nicht (mehr) zulässt. Wie beschrieben, soll dieser Kurs ein *Einstieg* in die Beschäftigung mit Heimatgeschichte sein, deshalb habe ich mich entschieden, dieses emotional problematische Thema in einen ersten Kurs nicht aufzunehmen. Im Falle, dass ein zweiter, aufbauender Kurs zustande käme, könnte man allerdings davon ausgehen, dass die Teilnehmergruppe auch

in der Lage ist, die Zeit des Nationalsozialismus im didaktischen Sinne positiv zu bearbeiten.

Die Themen für die Kurse erfüllen ein breites Anforderungsspektrum: es reicht von lokal „berühmten“ Themen, die den Bürgern der Stadt, zumindest als Begriff, bekannt sind, über national und europäisch bedeutsame Ereignisse oder Prozesse, die in ihrer spezifischen Oldenburger Prägung erarbeitet werden können, bis hin zu Themen, die auf den ersten Blick keinen besonderen Bezug zur Oldenburgischen Geschichte haben, die aber allgemeine zeittypische Besonderheiten bzw. den Zeitgeist spiegeln.

Die thematische Spannweite ist über die politische und Personengeschichte, Ereignisgeschichte und Kunstgeschichte bis hin zur Gesellschafts- und Sozialgeschichte sehr weit gefasst und kann somit ein möglichst vielfältiges Spektrum an Interessen abdecken. Darüber hinaus sind die Themen mit dazugehöriger Exkursion so gewählt, dass die Gruppe mit den örtlichen Museen bekanntgemacht werden und auf Stadtrundgängen die Möglichkeit bekommen, Neues im Bekannten zu erfahren bzw. die Stadt als gewachsenes, lebendiges Gebilde kennenzulernen, in dem man historische Bezüge überall herausfiltern kann. Das breite Themenspektrum soll auf verschiedenen Ebenen zu eigenem Nachfragen anregen, um dem besonderen Charakter der Heimatgeschichte selbständig nachzuspüren.

Bei einem weitergehenden Interesse der Gruppenmitglieder sollte eine private Beschäftigung leicht möglich sein, die Themen müssen also in der allgemein zugänglichen Literatur zu finden sein.

Joachim Rohlfes hat auf die grundlegende Problematik hingewiesen, a priori Lernziele zu benennen, die alle Bedingungsfaktoren des Geschichtsunterrichtes in der Schule berücksichtigen. Diese Schwierigkeit betrifft offene, nicht-institutionalisierte Lernfelder der Erwachsenenbildung in noch viel stärkerem Maße, aufgrund der unterschiedlichen individuellen Disposition der Teilnehmenden an Bildungsveranstaltungen.

Die hier benannten *Lernziele* bestimmen den Rahmen, in dem eine historische Aufklärung geleistet werden kann. Die *kategorialen Lernziele*, die sowohl für den gesamten Kurs als auch für jede einzelne Kurseinheit gelten, beabsichtigen allgemein:

1. dass die Stadt Oldenburg als historisch gewachsener Raum erkannt wird
2. dass Geschichte als ständiger Prozess betrachtet wird, der das Leben der Menschen bestimmt, auf den die Menschen aber auch ihrerseits zurückwirken
3. dass die abstrakten historischen und gesellschaftlichen Fragestellungen in der Alltagswelt konkret erfahrbar sind. Dazu dienen die verwendeten Medien, Diskursformen und in besonderem Maße die Exkursion vor Ort
4. dass die anonyme Geschichte in den Lebensraum der Teilnehmer transportiert wird. Die Gruppe soll die Themen und die Besichtigungsobjekte in allgemeine kulturpolitische Zusammenhänge einordnen können
5. dass Heimat und Heimatgeschichte als eigenständige Ausprägung der großen Geschichte erfahren werden.
6. dass die Gruppe sich aktiv am Diskurs beteiligt und die Veranstaltung mitgestaltet, wodurch die Interaktionsfähigkeit ausgebildet werden soll.

Im Folgenden werden die einzelnen Themen, ihre Relevanz für die moderne Heimatgeschichte und ihre Umsetzung im Volkshochschulkurs beschrieben. Die inhaltlichen Herleitungen und Darstellungen sollen, neben einem besseren Verständnis des Themas, verdeutlichen, welche z.T. komplexen Vorüberlegungen oder Recherchen nötig sind, um z.B. den Stadtausbau im Klassizismus anschaulich machen zu können (Sachanalyse). Dazu gibt es jeweils einen thematischen Überblick, dann folgen die Lernziele und eine Verlaufsplanung des Seminarabends und, gegebenenfalls, die Exkursion.

5.2.2.1 Die Verleihung des Stadtrechts durch Graf Konrad 1345

Die Verleihung des Stadtrechts durch den Oldenburger Grafen Konrad wurde 1995 mit einem großen 650-Jahr-Jubiläum gefeiert. Das herausragende Ereignis der Geburtstagsfeierlichkeiten, die Übergabe und die öffentliche Präsentation des Oldenburger Sachsenspiegels an die Landesbibliothek, kann leider in einer Seminarstunde nur schlecht thematisiert werden, da das Objekt aus konservatorischen Gründen unter Verschluss gehalten wird. Der Oldenburger Sachsenpiegel des Eike von Repkow wurde im Rahmen der Jubiläumsfeiern erstmals

einer breiten Öffentlichkeit gezeigt. Sein Ankauf 1991 und die Feiern zum Gründungsjubiläum boten Anlass zu drei Sonderausstellungen im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, im Stadtmuseum sowie in der Landesbibliothek Oldenburg, die sich ausführlich mit dem Sachsenspiegel selbst, mit der mittelalterlichen Rechtsgeschichte und der Stadtgründung als Rechtsakt befassten. Die umfangreichen Publikationen hierzu bieten die Grundlage für die Erarbeitung der Seminarstunde, im Besonderen die Beiträge von Heinrich Schmidt: Freiheit und Herrschaft im Spiegel der Oldenburger Stadtrechtsurkunde von 1345 (Koolmann/Gäßler/Scheele, Band 1, S. 233-48), sowie von Wilhelm Knollmann: Zum Verfassungsrecht der Stadt Oldenburg im Mittelalter (Ebenda., S. 265-278).

Der Oldenburger Stadtarchivar Dietrich Kohl beschreibt die Rechtsentwicklung der Oldenburgischen städtischen Gemeinde folgendermaßen:

„So wenig wir über seine [Oldenburgs] Vorgeschichte wissen, so steht doch fest, daß es bereits 1243 ein Forum, um 1300 ein städtisches Gemeindeorgan mit eigenem Siegel besitzt und auch schon Stadt (oppidum, civitas) genannt, aber erst am 6. Januar 1345 von seinem Landesherren mit dem bremischen Stadtrecht beliehen wird. In diesem etwa hundertjährigen Werdeabschnitt müssen sich durch den Handelsverkehr, in dem die Bremer eine bevorzugte Stellung einnahmen, stadtrechtliche Grundsätze neben dem landrechtlichen eingebürgert haben“ (D. Kohl, OJB 34/1930. S. 6).

Wilhelm Knollmann leitet aus den wenigen Oldenburger Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts einen regen Bevölkerungszuwachs ab, mit dem ein deutlich gesteigertes Bauvorkommen in Zusammenhang steht (Knollmann S.265). Ferner lassen verschiedene Quellen des frühen 13. Jahrhunderts auf eine wachsende Zahl von Märkten schließen, zu denen der Graf und die Ratmannen die umliegenden Städte einladen. Der Graf hatte ein großes Interesse an überregional besuchten Märkten, die dem Grundherren Steuergelder und, eventuell, gut situierte Neubürger bescherten (Vgl. Knollmann S. 266ff.).

Natürlich war Oldenburg vor der Stadtrechtsverleihung kein rechtsfreier Raum und das bei Kohl benannte Gemeindeorgan sind die Ratmannen, über die H. Schmidt sagt: die bürgerlichen „Repräsentanten (der Stadt), die consules oppidi in Aldenborch, führten ein eigenes Siegel, dessen Bild, die dreigetürmte Stadtmauer mit dem Stadttor, ein ausgesprochen städtisches Selbstgefühl zum Aus-

druck bringt“ (Schmidt, S. 234). Dieses städtische Selbstgefühl ist jedoch in Oldenburg zu keiner Zeit so groß, dass die Einwohner um eine rechtliche Höherstellung gekämpft hätten; zumindest sind darüber keine Quellen erhalten. Städtische Freiheit war für Oldenburg nur aus der Hand des regierenden Grafen zu erhalten, deshalb sind dessen Beweggründe für eine Untersuchung der Stadtgründung maßgeblich.

Die Grafen bemühten sich bereits im 13. Jahrhundert Fernhandel nach Oldenburg zu ziehen und versuchten Märkte zu etablieren, um mit Zöllen und Marktgeldern einen größeren Anteil an der Geldwirtschaft einnehmen zu können (Vgl. Schmidt, S. 233).

„Offensichtlich meinten sie noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Bannkreis ihrer Burg ein wirtschaftlich und sozial städtisch strukturiertes Leben zulassen und gar fördern zu können, ohne ihm das rechtliche Zugeständnis städtischer „Freiheit“ machen zu müssen. Doch dürfte eben dieser Mangel an städtischen Rechtsverhältnissen die Anziehungskraft der Oldenburger Märkte auf auswärtige, größtenteils aus Städten mit entwickelter Selbstverwaltung kommende Kaufleute [...] beeinträchtigt haben“ (Ebenda).

Schmidt interpretiert die Stadtrechtsurkunde sogar dahingehend, dass sie weitgehend „wie ein Instrument zur Verhinderung oder wenigstens enger Eingrenzung konkreter Freiheiten ... erst recht auf politischem Felde“ wirke (Schmidt, S. 235). Die durch persönlichen Profit und Machterhalt motivierte Freigebung der bestehenden Stadt lässt sich in der Tat aus den 16 Artikeln des Freibriefes herauslesen.

Nach Artikel sieben werden z.B. der Stadt sämtliche eigenständigen Bündnisse mit anderen Städten oder Landesherren versagt, was einem Verbot jeglicher selbständiger Außenpolitik gleichkommt. Die Stadt soll hingegen „bei uns und unseren Erben“ bleiben, zur Gänze auf den Stadtherren orientiert und in dessen Abhängigkeit (vgl. Urkundenbuch d. Stadt Oldenburg, Nr. 34). Auch in militärischer Hinsicht behielt sich der Graf die Oberhoheit über die Stadt vor, dies betraf die Heerfolge ebenso wie die Wehrhaftigkeit der Stadt Oldenburg.

Artikel neun der Stadtrechtsurkunde fixiert die Pflicht, beim Bau einer neuen Stadtmauer die Grafenburg mit einzubeziehen. Damit wurde die Stadt zu einer Art Vorburg und die Verteidigung, Instandhaltung und Pflege des Bollwerkes oblag den Bürgern, wodurch der Graf den Verteidigungswert seiner Burg und

Siedlung preiswert erhöhen konnte. Dazu passt auch die Übertragung des Ziegelhofes an die Stadt, von deren Brenngängen sich der Graf allerdings jeweils 500 Ziegel zur eigenen Nutzung ausbedingt. In einer Entwurfsurkunde zum Stadtrecht überlässt der Graf der Stadt die Ziegelei, damit die Bürger die Stadtmauer verbessern und verstärken können. Die Verquickung von gräflichem Zugewinn- und städtischem Selbstverwaltungsinteresse lässt sich hier deutlich herauslesen.

In der Urkunde heißt es:

„...dat wi (Graf Konrad I und seine Söhne) de stath to Oldenborch hebbet vryg ghegheven unde ghevet so vryg an deser jeghenwardighen scryft...“. Anstelle des, auf den Sachsenspiegel gegründeten, Landrechts wird jetzt ein städtisches Recht gesetzt; die Oldenburger sollen „ere recht in allen stucken holden [...] na der stath von Bremen“.

Der kurze Abriss soll hier genügen um zu zeigen, dass das Bremer Recht Grundlage der Oldenburger Stadtfreiheit war. Der Graf behielt sich jedoch weitgehende Rechte vor, die in anderen Städten der Rat übernommen hatte (so bleiben in Oldenburg auch die Rechte am Zoll, an der Mühle und an der Münze in gräflicher Hand).

Der erste Seminarabend

Der Volkshochschulkurs wird mit dem Thema der Stadtrechtsverleihung eröffnet. Als *Einstiegsabend* in den Kurs nimmt diese Stunde eine besondere Stellung ein, auf die die Verlaufsplanung Rücksicht nehmen muss. Zunächst einmal wird den Kursteilnehmern eine allgemeine Einleitung in den gesamten Kurs gegeben. Der Überblick über alle Themen und deren inneren Zusammenhang ermöglicht es später, immer wieder schnell darauf zu rekurrieren, damit die einzelnen Seminarabende nicht „in der Luft hängen“. Die Auswahl der Themen sollte genannt und auch begründet werden, damit die verschiedenen Facetten der Einbindung der Stadtgeschichte (lokal und überregional) deutlich werden. Die Dozentin formuliert die Ziele des Kurses (Lust an Geschichte wecken oder vertiefen, Kennenlernen der Oldenburger Geschichte in Grundzügen, Oldenburg als historischen Raum entdecken, in dem die gesamte europäische Geschichte ihre Spuren hinterlassen hat, heutige Bezüge auffinden und zur Heimatgeschichte in Beziehung setzen). Die Teilnehmer können ebenfalls eigene

Wünsche oder Vorstellungen zum Kurs äußern, die gemeinsam besprochen werden.

Nach der Erläuterung der einzelnen Themen wird das Arbeitsmaterial, der Reader, verteilt und der Umgang mit ihm erläutert. Anhand dieser Unterlagen können die einzelnen Themen noch einmal genauer vorgestellt und in das Gesamtkonzept eingebunden werden.

Nicht vergessen werden darf die Terminplanung und die Bekanntgabe der Exkursionstermine, die, bei Bedarf, noch korrigiert werden können.

Die seminareinleitenden, notwendigen organisatorischen Details des ersten Abends verkürzen die Arbeitszeit um mindestens eine halbe Stunde. Das gilt es bei der Stundenplanung zu bedenken, um den Einstieg in den Kurs nicht gleich zu überladen.

5.2.2.1.1 Lernziele

Über grundsätzliche Überlegungen, was eine Stadt eigentlich ausmacht, was sie als Lebensraum heute ist und was die Stadtgründung für die Menschen des hohen Mittelalters bedeutet hat, soll in dieser Einheit vermittelt werden, dass eine Stadt als rechtlich bestimmter Raum kein naturwüchsiges Gebilde ist, sondern ein bewusst geschaffener Status, der eine befestigte Siedlung von ihrer Umgebung trennt. Die Hintergründe und Absichten der Oldenburger Stadtgründung sollen die Gruppe zum Nachdenken über die Geschichtlichkeit des eigenen Lebensraumes anregen. Was bedeutete Stadtrecht für die Bürger? Stimmt unser heutiges Bild einer Stadt mit der Realität von 1345 überein? Was ist eine Stadt im Mittelalter und welches Interesse verfolgt Graf Konrad mit der Stadtrechtsverleihung? Diesen Fragen soll im Seminar nachgegangen werden.

5.2.2.1.2 Verlaufsplanung

1. Zunächst wird das Thema mit einem Kurzvortrag eingeleitet, der den historischen Hintergrund umreißt und die anschließende gemeinsame Arbeit vorbereitet.

Die Gruppe soll an diesem Abend in erster Linie Lust bekommen, sich auf die Themen einzulassen, und ermutigt werden, bei Interpretationen und Entdeckungen ihr vorhandenes Wissen einzusetzen. Die Motivation, die die Teilnehmer bereits in den Kurs mitbringen, soll in der ersten Sitzung noch verstärkt werden,

ohne durch zu viele Details oder komplizierte Zusammenhänge abzuschrecken. Die Anforderungen müssen demnach moderat gehalten werden. So ist z.B. der nachfolgende Quellentext zur Stadtrechtsverleihung transkribiert worden, um das Verständnis zu erleichtern (M1). Später, in der Seminarstunde zu Graf Anton Günther, müssen sich die Teilnehmer durch die schwierige Sprache des 17. Jahrhunderts arbeiten.

2. Die Quelle (die Stadtgründungsurkunde, Ukb, Nr. 34) wird in Auszügen vorgelegt, die Kursteilnehmer haben Zeit sich einzulesen, nicht verstandene Worte oder Passagen können erläutert werden. Die an die Quelle angelegten Leitfragen zur Stellung des Grafen zu seiner Stadt lassen sich nach der Vorbereitung durch den Kurzvortrag relativ leicht von den Teilnehmern beantworten und interpretieren. In dieser Einheit wird die Stadtgründung als ein Rechtsakt deutlich, den der Graf aus (in erster Linie) wirtschaftlichen Gründen veranlasst und der seine exponierte Position gegenüber der Stadt herausstellt.

3. Anschließend an die Quellenarbeit werden Größe und Aussehen der Stadt zur Zeit ihrer Gründung besprochen. Per Overheadfolie wird dem Kurs ein Modell der Stadt Oldenburg um 1350 gezeigt (M2)(das gleiche Bild liegt im Reader vor). Hieran kann diskutiert werden, was eine Stadt ausmacht, im hohen Mittelalter und heute. Dabei sind keine Definitionen gefragt, sondern allgemeine Überlegungen zu Einwohnerzahl, zu Stadtgrenzen oder Berufstätigkeiten der Bewohner. Dem Betrachter sticht das bäuerliche, für heutige Vorstellungen dörfliche Erscheinungsbild der jungen Stadt ins Auge. Moderne Bilder von Stadt (auch von Oldenburg) gilt es für das hohe Mittelalter zu revidieren.

4. Wenn es die Zeit erlaubt, werden die Siegel der Stadt Oldenburg und der Ratmannen, die ab 1366 bzw. ab 1307 verwendet wurden (Eckhardt/Elerd/Gäßler, S. 18-21) zum Abschluss der Stunde im Hinblick auf die Frage untersucht, in welchem Maße städtisches und/oder gräfliches Selbstbewusstsein durch sie vermittelt werden kann (M3). In Bezug auf die Interpretationen ist darauf zu achten, dass infolge der Schlichtheit der Siegel nicht zu viel in sie hineingedeutet wird. Sie können nur sehr vorsichtig auf eine unterliegende Selbstdarstellung hin untersucht werden, da aus Zeitgründen auf eine tiefergehende Quellenanalyse verzichtet werden muss. Die Interpretationsversuche sind, zumal in der ersten Seminarstunde, eher als eine Einladung zu gemeinsamem Arbeiten in einer noch fremden Gruppe zu sehen.

5.2.2.2 Die Lutherische Reformation in Oldenburg

In Stadt und Land Oldenburg fand in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kein dramatischer Kirchenkampf statt. Die lutherische Reformation setzte sich über 50 Jahre allmählich durch und Grafen wie Bevölkerung gewöhnten sich nach und nach an die neuen Verhältnisse (Hier und im Folgenden: Schäfer und Schmidt 1987, S. 97-179 und 1997).

Ab 1573 ist Hermann Hamelmann als Superintendent für die Kirchen der Grafschaft und Hofchronist in Oldenburg im Amt. Von ihm stammen die erste Oldenburger Kirchenordnung nach reformiertem Recht (1573) und die ersten Berichte über die Einführung der Reformation, auch wenn die Nachrichten nur über Hörensagen an den Chronisten gekommen waren. Seine Kirchengeschichte ist ganz in reformatorischem Geiste geschrieben, er bejubelt den Sieg des Evangeliums und der göttlichen Wahrheit in Oldenburg. In der Chronik wird als erster Prediger, der das Evangelium im Jahre 1527 „etwas klärlicher zu predigen“ begann, Walter Renzelmann genannt. Trotz spärlicher Quellenlage kann davon ausgegangen werden, dass mit einer behutsamen Umgestaltung des Gottesdienstes nicht vor dem Jahr 1526 begonnen wurde, dem Todesjahr Graf Johanns. Johann sowie seine Frau Anna blieben dem alten Glauben treu und erst in der nächsten Generation finden die neuen Ideen in Oldenburg Eingang. Verantwortlich hierfür ist Graf Christoph (geb. 1504), der, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Anton, der 1529 die Regierung übernimmt, gegen den Willen der Mutter die neue deutsche Liturgie in Oldenburg durchsetzt. Die Gräfinwitwe hatte noch den ersten Prediger Renzelmann aus seinem Amt entfernt und auf eine Pfarre in Schwei versetzt, gegen die nachfolgenden reformatorischen Theologen, die ihr Sohn in die Stadt holte, konnte sie nichts mehr unternehmen. Ummo Ulrich Ilksen wird in der Literatur als der wichtigste Neuerer des Kirchenlebens genannt. Er hatte in Wittenberg bei Melanchthon studiert. Ilksen provozierte die altgläubigen Kleriker und die Bettelmönche mit seiner scharfen Kritik an ihren „götzendienerschen und albernem“ Gottesdiensten und forderte sie zum öffentlichen Streitgespräch auf. Zusammen mit Graf Christopher plante er 1528 eine öffentliche Disputation, in der die Richtigkeit und Überlegenheit der Reformation jedermann bewiesen werden sollte. Der Augustinermönch, der als Prädikant die Kanzel in der Lambertikirche innehatte und die überkommene Lehre vertrat, erschien jedoch zu diesem Streitgespräch erst gar nicht, so dass

Ummius vom Grafen zum Sieger erklärt wurde, womit die neue Lehre als über die alte triumphierend erklärt wurde. Von da an gehörte die Kanzel im Kirchenschiff den Predigern der lutherischen Lehre und der deutschen Messe, dieses Datum kann als der offizielle Anfang der Reformation gelten. Bis zum Jahr 1529 allerdings konnte sich Ummius der Hoheit über die Kanzel keineswegs sicher sein, denn die Grafenmutter Anna unterstützte noch immer aktiv die altgläubige Gemeinde und Hamelmann berichtet, dass sich Ummius den Weg zur Kanzel einige Male handgreiflich freimachen musste, zuweilen „einen Mönch, der die Kanzel betreten wollte, an seiner Kutte“ herunterziehen musste, um das Volk zu belehren. Der Klerus der Stadt blieb weiterhin dem alten Glauben verhaftet und musste seine Hoffnungen auf eine Wiedereinsetzung erst mit dem Tode der Gräfinwitwe Anna 1531 begraben.

Der nun regierende Graf Anton I. unterstützte die neue Kirche zwar weiterhin, aber nurmehr verhalten (Hier und im Folgenden vgl. Schmidt, 1997, S.302f.). Ihn überzeugte an der Reformation vor allem, dass sie ihm erlaubte, Klosterbesitz und geistliche Pfründen an sich zu ziehen. Der Oldenburger Laien-Historiker H. Goens schreibt 1927: Man kann Graf Anton ...

„schwerlich in eine Reihe stellen mit so manchen tief religiösen, aufopferungsvollen und bekenntnisfrohen deutschen Fürsten, die in der Reformationszeit für das Evangelium kämpften, lebten und litten. Möglich, dass Anton sich zunächst aus innerer Überzeugung der evangelischen Lehre zuwandte, aber sein Verfahren bei der Neuerung lässt leider dem Argwohne Raum, dass als zweite Triebfeder – bewusst oder unbewusst – die Aussicht wirkte, die Kirche dabei um ihre Güter, Schätze und Pfründen *e r l e i c h t e r n* (sic) zu können. Sicher ist nur, dass er diesen Aderlass in ausgiebigstem Maße wirklich vollzogen hat“ (S. 16).

Der Autor spricht weiter von „unersättlicher Geldgier“, die geistliche und weltliche Untertanen gleichermaßen betroffen habe. Theologische Fragen hätten den Grafen kaum bewegt. In einer Zeit, da die konfessionellen Entwicklungen im Reich noch offen waren, vermied es Anton I. zudem, sich eindeutig auf eine bestimmte Glaubensrichtung festzulegen. Er behinderte die Reformation zwar nicht, sorgte aber dafür, dass sie keine größere Unruhe stiftete und duldete auch weiterhin altgläubige Gottesdienste. Die Kanoniker und Vikare von St. Lamberti konnten so noch jahrelang ihre Messen nach gewohnter Weise feiern, sie mussten sich dafür nur auf den Hochchor der Kirche zurückziehen, während die

lutherischen Gottesdienste auf den unteren Raum des Kirchenschiffes beschränkt blieben. Bei gleichzeitigen Gottesdiensten soll es, laut Hamelmann, recht laut und chaotisch zugegangen sein.

Nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 waren die altgläubigen Kanoniker in der Kirche jedoch lediglich geduldet und mussten froh sein, ihre Messe nach altem Ritus halten zu dürfen und nicht zur Konversion gezwungen zu werden.

5.2.2.2.1 Lernziele

In der zweiten Kurseinheit werden zwei Themen bearbeitet: zum einen das vor-reformatorische religiöse Leben und Selbstverständnis der Menschen in Oldenburg und zum zweiten der Verlauf der Reformation in der Stadt selbst; seine Hintergründe und Ereignisse.

Mit dem Kapitel zur Reformation wird ein lokales Beispiel für überregionale, europaweite Umwälzungen zentraler Lebensbereiche vermittelt. Ein bedeutender geschichtlicher Umbruch soll in seiner spezifischen lokalen Ausprägung gezeigt werden und erhält dadurch eine eigenständige heimatgeschichtliche Dimension. Die Luthersche Kirchenreformation wird im Allgemeinen mit Orten wie Wittenberg oder Eisleben in Zusammenhang gebracht. An jedem Reformationstag wird der 95 kirchenkritischen Thesen gedacht, die Luther an die Wittenberger Kirchentür geheftet haben soll. In dieser Kurseinheit wird nun gezeigt, wie die Reformation in Oldenburg Einzug gehalten hat. Die Kursteilnehmer lernen, dass Konfession in einer Region keine naturwüchsige Gegebenheit ist, die quasi seit Ewigkeiten besteht. Oldenburg ist protestantisch *geworden*, nicht schon immer gewesen. Die Reformation wurde in Oldenburg vom Grafen eingeführt und durchgesetzt. Dessen Absichten und Interessen werden im Kurs besprochen und zeigen eine enge Verzahnung von Religion und landesherrlicher Politik. Um den seit dem Ende des 16. Jahrhunderts evangelischen Oldenburger die grundlegende Umwälzung zu vermitteln, die die Reformation für das geistige Leben der Zeit bedeutete, ist es nötig, die Frömmigkeit der Menschen *vor* der Reformation zu vermitteln. Mit welchem Welt- und Gegenweltbild lebten die Oldenburger vor 1500? Auf welche Weise und in welchem Maße prägte die Kirche das Alltagsleben im ausgehenden Mittelalter?

5.2.2.2.2 Verlaufsplanung

1. Das Thema des Abends wird mit einem Kurzvortrag eingeführt. In diesem geht es in erster Linie um die Ziele und den Aufbau der Kurseinheit, weniger um konkrete Inhalte.

2. Die erste Kurshälfte wird mit gemeinsamer Textarbeit begonnen. Ein allgemeiner Bericht über das geistige Leben in Oldenburg vor der Reformation, der von der Dozentin zusammengestellt und im Reader vorgelegt wird, vermittelt zum einen die zentralen Glaubensinhalte des vorlutherischen Christentums, zum anderen werden die lokalen Bezüge hervorgehoben, wie z.B. die Bruderschaften oder die Kapelle zu den Heiligen Fünf Wunden am Damm, in der man sonn- und feiertags für eine definierte Andachtsleistung einen Ablass von 100 Tagen erlangen konnte (M4)(Vgl. Schäfer/ Kuropka, S. 201).

Bei der gemeinsamen Zusammenstellung der wichtigsten Glaubenslehrsätze, die, nach hinreichender Lesezeit für die Gruppe, anhand von Leitfragen aus dem Text gezogen werden sollen, kann es sich nur um einen groben Überblick über die Bedeutung des Glaubens für die Menschen der Zeit handeln.

3. Ihre Jenseitsorientierung und die Angst vor dem Fegefeuer lassen sich bildlich am Deckenfresko des jüngsten Gerichtes aus dem Chor der St. Johannes-Kirche in Bad Zwischenahn von 1512 finden. Die Darstellung des richtenden Jesus, von Maria und Johannes flankiert, der über die auferstehenden Seelen urteilt, ist ein drastisches Bild der lebenslangen Angst vor dem Fegefeuer, das von den Teilnehmern interpretiert werden kann (M5). Die Abbildungen liegen jedem Teilnehmer im Reader vor und werden zusätzlich über den Overheadprojektor an die Wand geworfen, damit die Gruppe einen gemeinsamen zentralen Blickpunkt hat.

4. Die Vielfalt des geistigen Lebens in der Stadt wird anhand der Stadtansicht von Pieter Bast (1598) verdeutlicht, in die die bestehenden geistlichen Gebäude der Vor-Reformationszeit eingezeichnet werden (M6). Dazu haben die Teilnehmer die Materialien vorliegen, auf Folien für den Overheadprojektor werden die Orte farbig markiert. Die erstaunliche Anzahl von acht geistlichen Gebäuden und Einrichtungen (für gut 2.000 Einwohner) verdeutlicht nochmals die herausragende Bedeutung der Kirche für das spätmittelalterliche Leben in Oldenburg.

Die selbständige Erarbeitung der vorreformatorischen Zustände in der Stadt und der heute schwer nachvollziehbaren Bedeutung von Religion im Leben der damaligen Menschen, ermöglicht es den Teilnehmern, den religiösen Wandel in seiner Tragweite nachzuvollziehen.

5. Im zweiten Teil der Stunde wird die Einführung der Reformation in Oldenburg selbst behandelt. Der historische Fokus wird vom allgemein Bekannten über die Reformation (Luthers 95 Thesen) auf die Jahre des Umbruches in Oldenburg seit 1527 gerichtet. Zunächst werden die zentralen Neuerungen Luthers besprochen, wobei davon auszugehen ist, dass die meisten Teilnehmer selbst evangelisch oder evangelisch erzogen worden sind.

6. Anschließend gibt es auch zu den ersten Schritten lutherischer Prediger in der Stadt einen beschreibenden Text im Reader, der gelesen und anschließend zusammengefasst wird (M7) (Hintergrund bildet hier ebenfalls die Oldenburger Kirchengeschichte von Schäfer/Kuropka et al., S. 192-212). Hierbei liegt der Schwerpunkt auf den konkreten Vorgängen in der Lambertikirche und den Auseinandersetzungen mit den Grafen und deren unterschiedliche Einstellungen zur Reformation. Besonders die Interessen der Landesherren (Vermehrung des staatlichen Besitzes durch Einziehung der Kirchengüter) werden diskutiert. Darüber hinaus werden auch die Veränderungen bezüglich der Armenfürsorge u. ä. besprochen, um die politische Dimension des Glaubensstreites zu verdeutlichen.

Das zum Teil anekdotenhafte Quellenmaterial, z.B. die Nutzung der Lambertikirche durch beide Konfessionen zur selben Zeit für Messe bzw. Gottesdienst, dient dabei zum einen der Beschreibung eines religiösen Zeitgemäldes, zum anderen zeigt es die Reformation als einen umwälzenden Prozess, der die Menschen zutiefst berührt und bis heute geprägt hat.

Das gemächliche Vorgehen der reformierten Kräfte in der Stadt, die nahezu gewaltfreie Einführung der Reformation und die politischen Hintergründe im Grafenhaus beleuchten verschiedene, auch politische Facetten des Geschehens.

7. Zum Abschluss des Abends wird die Exkursion ins Stadtmuseum besprochen. Leider ist es heute nicht mehr möglich, die Ereignisse des 16. Jahrhunderts in der Stadt bzw. in der städtischen Hauptkirche nachzuvollziehen. In der Lambertikirche ist nach den grundlegenden Umbauten des späten 18. Jahrhunderts nichts mehr aus der Zeit der Reformation übriggeblieben, das besichtigt

werden könnte. Daher wurde das Stadtmuseum zum Ziel für die Exkursion gewählt. Dort ist dem 16. Jahrhundert ein eigener Ausstellungsraum gewidmet. Dadurch wird es den Kursteilnehmern ermöglicht, eine Vorstellung von Oldenburg zur Zeit der Reformation, von seinem städtischen und religiösen Leben zu entwickeln.

5.2.2.2.3 Exkursion ins Stadtmuseum Oldenburg

Der Besuch des Stadtmuseums gilt dem Raum Nr. 3 der stadthistorischen Dauerausstellung, der dem 16. Jahrhundert in Oldenburg gewidmet ist. Ein *Tischmodell der Stadt um 1550* (nach dem Stich von Pieter Bast) bildet den Mittelpunkt des Raumes. Das Bild ist der Gruppe bereits aus dem Reader bekannt, so dass die Orientierung am Modell nicht schwer fällt und die bereits bekannten geistlichen und weltlichen Gebäude wiedergefunden werden können.

Des Weiteren ist für den Besuch des Stadtmuseums der ehemalige *Altar der Blankenburger Klosterkirche* von Bedeutung, der die sieben Schmerzen Mariens bildlich darstellt und der als spätgotisches Kunstwerk von überregionaler Bedeutung ist. Geschaffen wurde der Altar vom Meister von Osnabrück, um 1520-25, zu einer Zeit also, als die Reformation bereits in Kirchenkreisen für Aufregung sorgte (Wöbcken, S. 152ff.). Hier bietet sich Gelegenheit, anhand eines außergewöhnlichen Kunstwerkes auf ein heute unbekanntes Kapitel der Geschichte zurückzuschauen, bevor Oldenburg evangelisch wurde.

In einer Rückschau auf Raum Nr. 2, der ein Modell von Oldenburg um 1350 zeigt, kann an den ersten Seminarabend und das Thema der Stadtrechtsverleihung angeknüpft werden. Die typischen Merkmale einer mittelalterlichen Stadt können anhand der beiden Modelle verglichen werden und die Anschauung der frühen Stadt, deren Straßenanlage in der heutigen Innenstadt noch nachvollziehbar ist, erinnert noch einmal an die in der vorigen Seminarstunde herausgearbeiteten Ergebnisse.

5.2.2.3 Graf Anton Günther, der Oldenburger Pferdegraf

Graf Anton Günther ist *die* Oldenburger Identifikationsfigur schlechthin. Es ist allgemein bekannt, dass der Graf den Dreißigjährigen Krieg an Oldenburg vorbeilenken und die Tilly'schen Truppen aus der Stadt halten konnte (Vgl. auch Kap. 7.1). Anton Günther gilt als der Begründer der Oldenburger Pferdezucht

und trägt in der Bevölkerung den Beinamen der „Pferdegraf“. Weniger bekannt ist der absolutistische Landesausbau während seiner Regierungszeit und die starke Einschränkung der städtischen Selbstverwaltung sowie die politisch kluge Aneignung des Weserzolls. (Zu Leben und Zeit Anton Günthers: Lübbling 1967, Schaer 1984 u.1993, Schmidt 1983 u. 1997).

Die wirtschaftliche Basis des standesgemäßen Herrschaftslebens Anton Günthers waren die berühmte Oldenburger Pferdezucht und der Viehhandel, den der Graf in großem, internationalen Maßstab betrieb. Dafür wurde Jungvieh aus Dänemark auf den fetten Marschwiesen gemästet und dann in großen Viehtrecks nach Köln und Amsterdam getrieben, um es auf den dortigen Viehmärkten zu verkaufen. Bis 1623 waren dies die Haupteinkommensquellen des Landes. In diesem Jahr gelang, gegen den massiven Widerstand von Bremen, die Erlangung des kaiserlichen Zollprivilegs an der Weser bei Elsfleth. In der Folge machte dieser Zoll den weitaus größten Teil der Staatsfinanzen aus. Es gelang dem Grafen und seinen Beamten sogar, dieses Privileg im Westfälischen Friedensabkommen von 1648 festschreiben zu lassen. Das Zollrecht blieb bis zum Reichsdeputationshauptschluss von 1803 bestehen und ist eine der Hauptursachen für die jahrhundertelange Auseinandersetzung und Antipathie zwischen Bremen und Oldenburg.

Während des Dreißigjährigen Krieges erwarb sich Anton Günther durch seine friedenserhaltende strenge Neutralitätspolitik den Ruf des friedliebenden Landesvaters, der sein Bild in der Region bis heute prägt. Anton Günther demonstrierte allen kriegsteilnehmenden Mächten gegenüber Unabhängigkeit bzw. Wehrlosigkeit – unter der Hand unterhielt er jedoch traditionell gute Beziehungen zum dänischen Hof und zum Reich.

Nahte ein kriegsführendes Heer, ließ sich der Graf vom Heerführer einen Schutzbrief (*salva guardia*) ausstellen, die den friedlichen Charakter seiner Politik beurkundete. Diese Schutzbriefe waren nicht leicht zu bekommen und belasteten die Staatskassen schwer, denn die Unterschriften der Feldherren mussten mit Bestechungsgeldern, Darlehen und, vor allem mit Pferden, teuer erkaufte werden.

Die Politik des Verhandeln und Lavierens hatte meistens, jedoch nicht immer Erfolg. Zwischen 1627 und 1631 quartierten sich kaiserliche Soldaten in Teilen der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ein. Offene Kampfhandlungen,

sowie allzu große Übergriffe auf die Bevölkerung konnten aber verhindert werden. Im Bewusstsein der StadtOldenburger Bürger war dies die herausragende Leistung des letzten Oldenburger Grafen.

Zu seiner Legendenbildung hat sicher auch das persönliche Schicksal Anton Günthers beigetragen. Einer unstandesgemäßen Liaison mit Elisabeth von Ungnad (1614?-1683) entstammte der 1633 geborene Sohn Anton, dem die Erbfolge allerdings versagt bleiben musste. Die standesgemäße Ehe, die der damals schon 51-jährige Anton Günther 1635 mit Sophie Katharine von Schleswig-Holstein-Sonderburg einging, blieb dagegen kinderlos. Damit starb das Oldenburger Stammhaus mit dem letzten Grafen aus und fiel einem auswärtigen, lediglich weit entfernt verwandten Herrscher zu. Der Hofhistoriograf Winkelmann notiert 1647 die Worte des Grafen: „es schiene [der göttlichen] Allmacht gefällig zu sein, daß er [Anton Günther] die Thür zumachen und die Schlüssel mit sich zu Grabe nehmen sollte ...“. Diese Worte soll der Graf bei der Beerdigung seines Veters Christian IX. von Delmenhorst gesprochen haben, der kinderlos verstarb. Bedeutsam ist dieses Datum für die Bildnisgeschichte des Grafen. Wie Michael Reinbold ausführlich darstellt, interessierte sich Anton Günther erst ab 1647 vermehrt für eine Bildnisdokumentation seiner Person und des Hauses Oldenburg (S. 26f.). Im modernen Stil des frühen Barock nutzte Anton Günther die Medien seiner Zeit, um nicht nur seine Person, sondern auch seinen Stand, seine Herrschaftslegitimation mit der Bevölkerung zu kommunizieren. Das berühmteste Bildnis des Grafen aber, das in der Stadt an vielen Stellen präsent ist und bei den meisten Oldenburgern als bekannt gelten kann, wurde erst nach dem Tod des Grafen für die Winkelmann'sche Chronik geschaffen. Der Hofmaler Heimbach orientierte sich dabei an der bereits bestehenden Anton-Günther-Ikonographie, die den Grafen fast ausschließlich als alten Mann zeigt, und komponiert ihn auf seinem berühmten Lieblingspferd „Kranich“ (der zu der Zeit bereits seit etlichen Jahrzehnten tot war), in der für den alten Regenten typisch gewordenen schlichten Kleidung vor einer Vedute von Oldenburg.

5.2.2.3.1 Lernziele

Wie schon beschrieben, handelt es sich bei Graf Anton Günther um die regional bedeutsamste historische Persönlichkeit, die als legendäre Figur noch heute in der Stadt und bei Festivitäten (z.B. Umzügen) präsent ist.

Die Kursgäste sollen den Grafen als historische Persönlichkeit kennenlernen, als Politiker und Diplomaten seiner Zeit. Dieses Bild dürfte für die Teilnehmer neu sein und muss vorsichtig in die Vorstellungen über Stadtgeschichte eingepasst werden. Die im Kurs erwünschte historische Aufklärung zeigt, dass Oldenburg keineswegs die idealisierte Vergangenheit mit Graf Anton Günther als rein gütigem Landesvater hatte, die im lokalen Heimatbewusstsein präsent ist. Neben dem Nachweis, dass die bewusstseins- und identitätsbildende Geschichte vielschichtiger ist als die tradierte, soll erkannt werden, dass auch Gegensätze, die als naturgegeben betrachtet werden, sich durch historische Prozesse wandeln können und z.T. auch müssen.

Hauptziel dieser Kurseinheit ist aber die Vermittlung des Unterschiedes von Legende und historischer Person. Die Teilnehmer sollen erkennen, dass Legenden nur aus der Verkürzung einer historischen Realität entstehen können und dass sie dem Facettenreichtum eines Lebens nicht gerecht werden können. Die Grundlage der didaktischen Arbeit in dieser Kurseinheit beruht auf der Vorgabe, dass historische Identität nicht zerstört oder geradegerückt werden darf. Es werden daher dem bekannten Bild des Landesherrn mehrere neue Perspektiven *hinzugefügt* und dabei die bisherigen Identifikationsmuster überprüft und kritisch hinterfragt.

In der Seminarstunde wird die Ikonografie des berühmtesten Grafenbildes untersucht. Dabei ist das Ziel der Bildinterpretation das Hinterfragen der persönlichen Vorstellungen bzw. der allgemeinen Klischees über historische Personen und ihre Darstellungen.

5.2.2.3.2 Verlaufsplanung

1. Am Seminarabend wird, nach einer einleitenden Sammlung des vorhandenen Wissens bzw. der allgemein existierenden Vorstellungen über den Grafen ein kurzer Lebenslauf gegeben, in den die Teilnehmer ihr Vorwissen einflechten können.
2. Die Beschäftigung mit einer regionalen historischen Identifikationsfigur soll in der Seminarstunde dazu dienen, die eigenen Vorstellungen, die über die his-

torische Figur existieren, zu verdeutlichen und anschließend kritisch in Frage zu stellen. Dazu sind im Reader Text-Materialien zusammengestellt, die den Grafen von verschiedenen Seiten zeigen: zum einen von einer volkstümlichen Seite, wie sie in einer Erzählung, die Anton Günther im Gespräch mit einem Bauern zeigt, tradiert wird (M8). Der Graf erscheint hier als älterer Mann, der auf humorvoll-menschliche Art und Weise seine Verbundenheit mit der bäuerlichen Bevölkerung ausdrückt (Strackerjan, S. 277). Die kurze Erzählung (von denen es eine ganze Reihe gibt) wird gemeinsam gelesen und es wird herausgearbeitet, in welcher Form der Graf darin vorgestellt wird. Das Ergebnis wird mit den Vorstellungen und Legenden, die in der Einleitungsphase gesammelt worden sind, abgeglichen.

3. Danach wird den Teilnehmern ein Auszug aus der Instruktion zur Anordnung der Vermögensbeschreibung und Erhebung der Kontributionssteuer für die Stadt Oldenburg vom 7. Oktober 1626 vorgelegt (M9)(Meyer S.131ff.). Der trocken-juristische Text zeigt dem heutigen Leser einen Grafen, der nicht unbedingt in das bestehende Klischee vom freundlich-väterlichen Landesherren passt. Die Einführung einer Kriegssteuer zu Kriegszeiten mag noch in die notwendigen Zwänge der Zeit gehören; die grundlegende Finanz- und Verwaltungsreform aber, die der Graf in seiner Regierungszeit anstrebte, und die jede bürgerliche Mitsprache kategorisch ausschloss, lässt auf einen frühbarocken, absolutistischen Herrscher schließen, der auf der Höhe seiner Zeit agierte und regierte und in seinem kleinen Land weitreichende politische Entwicklungen anzuregen versuchte, die den absolutistischen Landesausbau vorantreiben sollten.

Mit dieser Textquelle stellen sich für die Gruppe mehrere Aufgaben. Die Sprache, die nur minimal moderner Rechtschreibung angepasst wurde, ist für Ungeübte nicht leicht zu lesen (komplizierte Ausdrücke werden jedoch erläutert). Dazu kommen die juristischen Fachtermini, die auf heutige Begriffe zu übertragen sind. Zum Dritten ist der Text, der anhand der beigeordneten Leitfragen zu bearbeiten ist, als Hausaufgabe vorzubereiten gewesen, d.h. die Teilnehmer sollen versuchen, sich der sperrigen Sprache des 17. Jahrhunderts allein zu stellen. Dies ist notwendig, da für die gemeinsame Interpretation *und* eine erste Textlesung zu wenig Zeit am Seminarabend bleibt; die Teilnehmer sollen die Quelle zumindest schon einmal kennengelernt haben, was ein gemeinsames

Lesen in der Stunde erleichtert. Die Leitfragen dienen sowohl für das private Lesen als auch am Seminarabend der gemeinsamen Textarbeit und zeigen der Gruppe einen bisher unbekanntem Landesherrn, der auf seinen herrschaftlichen Rechtsanspruch wohl bedacht war und dem es in der Folge nahezu zur Gänze gelang, das Naturalabgabensystem in ein modernes Finanzsystem umzuwandeln.

4. Nachdem die Gruppe mit dem „anderen“ Anton Günther bekannt gemacht worden ist, wird im Hauptteil des Seminars eine intensive Bildinterpretation durchgeführt. Diese wird mit einer Reihe von Jugendbildnissen Anton Günthers (aus der Winkelmann-Chronik) eingeleitet, die gemeinhin unbekannt sein dürften. In ihnen erscheint der junge Graf als typischer regierender Adliger seiner Zeit in der entsprechenden Tracht und mit den dazu gehörenden Insignien wie dem Wehrgehenk und dem Wappen. Der Schwerpunkt liegt aber auf der Untersuchung des berühmtesten Bildes des Pferdegrafen, dem Altersbild auf seinem Pferd „Kranich“ vor einer Vedute der Stadt Oldenburg (M10). Die Besonderheiten des Grafenbildes aus der Winkelmann-Chronik hat Michael Reinbold für sämtliche relevanten Bildteile erarbeitet, so dass die Untersuchung sich daran entlang verlässlich entwickeln kann (Reinbold, S. 30f.). Nach einer allgemeinen Einleitung in die Quellenarbeit mit Bildern werden die Teilnehmer durch gezielte Hinweise auf Bildaufbau, typische Symbole (wie, z.B. die Taube mit dem Zweig) sowie zeitliche Einordnung des Bildes in die Lage versetzt, sich das Material möglichst eigenständig zu erarbeiten.

Ein Vergleich mit anderen berühmten Herrscherbildern des Barock (z.B. das berühmte Staatsgemälde Ludwigs XIV.) kann die Ergebnisse vertiefen und das Typische dieses Genres verdeutlichen. Herrschaftsporträts und Reiterporträts verlieren damit das Besondere und Individuelle, das sie bei singulärer Betrachtung fälschlicherweise leicht gewinnen. Die Ikonografie des „Kranich-Bildes“ stellt Anton Günther in die lange Reihe typischer barocker Selbstinszenierungen.

5. Die abschließende Zusammenfassung betont noch einmal die Ambivalenz der „historischen Wahrheit“ und die fragwürdigen Aussagemöglichkeiten von Bildern als Quellen. Dieser letzte Punkt wird an Bildnissen zeitgenössischer Persönlichkeiten (z.B. Politiker) verdeutlicht und damit in die heutige Zeit transportiert.

5.2.2.3.3 Exkursion ins Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte

Das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte widmet Graf Anton Günther einen eigenen Raum, in dem die erhaltenen Totengewänder des Grafen, eine noch erhaltene Orantenstatue des zerstörten Grabmales und verschiedene persönliche Gegenstände des Regenten präsentiert werden. Abgesehen von den verschiedenen Örtlichkeiten in der Stadt, die sich mit dem Namen oder dem Bild des Grafen schmücken, ist dies der einzige Ort, der etwas von dem „wirklichen“ Anton Günther zeigt.

Ein Beginn der Führung in den Räumen des 17. Jahrhunderts verlebendigt unterschiedliche Aspekte des Lebens in der Stadt, von der Wirtschaft über das Leben bei Hofe bis hin zu bürgerlichem Alltag. Der Anton-Günther-Raum konfrontiert dann die Teilnehmer mit den Relikten des „echten“ Grafen. Im Seminar war die Gruppe nicht auf die Exponate im Museum eingestimmt worden, dadurch wurde die lebensgroße Figur in einer sarggroßen Vitrine zu einer quasi lebensechten Inszenierung. Die Kursteilnehmer waren von dieser „Begegnung“ beeindruckt. Sie konnten hier, nach der theoretischen und ikonografischen Auseinandersetzung sozusagen den Grafen persönlich kennen lernen (so drückte es eine ältere Teilnehmerin aus) und hinter der historischen Figur den Menschen erahnen.

Die noch erhaltenen Totengewänder zeugen von einer imponierenden Größe und Leibesfülle und bezeugen in ihrer Schlichtheit den betont konservativen Kleidungsstil, den Anton Günther im Alter bevorzugte.

Die noch erhaltene marmorne Betfigur aus dem großen Grabmal in der Lambertikirche können die Teilnehmer weitestgehend selbständig interpretieren, zumal ein aus Kork gearbeitetes Modell des Epitaphs ebenfalls ausgestellt ist (das Original hatte eine Größe von ca 7 x 8 Metern und ist bei einem Gewölbeeinsturz der Lambertikirche zerstört worden). Je nach Interessenlage der Gruppe bieten sich verschiedene Möglichkeiten, an die Seminarstunde anzuknüpfen, so dass der Museumsbesuch von einzelnen Teilnehmern kreativ mitgestaltet werden kann.

5.2.2.4 Herzog Peter Friedrich Ludwig und der Oldenburger Klassizismus

Der von Peter Friedrich Ludwig in Oldenburg Ende des 18. Jahrhunderts eingeführte Klassizismus prägt die Architektur und die Anlage der Stadt Oldenburg außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern bis heute. Der Name des ersten Herrschers, der nach der knapp hundertjährigen dänischen Verwaltung wieder in der Stadt residierte, wird aber selten mit dem Ausbau der Residenzstadt zu einer modernen klassizistischen Gartenstadt in Verbindung gebracht, sein Name steht im Allgemeinen für ein kulturelles Veranstaltungsgebäude in dem gleichnamigen ehemaligen Hospital, das allerdings von Peter Friedrich Ludwigs Sohn, Paul Friedrich August, erbaut worden ist.

Die Regierungszeit des Herzogs fällt in die Jahre des ausgehenden Absolutismus nach 1815, das patriarchalische Selbstverständnis des Herzogs, das im 18. Jahrhundert äußerst modern erschienen war, galt in der Zeit des aufkommenden bürgerlichen Selbstbewusstseins als zunehmend verknöchert und restriktiv. Dennoch ließen sich die Oldenburger von seinen stadtplanerischen Ideen anstecken und leiten. Unter seiner Ägide wurde Oldenburg zu einer typischen modern verwalteten Residenzstadt mit Schlossgarten, Militärbauten und Niederlegung der mittelalterlichen Stadtmauern (Krüger).

Mit Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Gottorp (1755-1829) erhielt Oldenburg nach über einhundertjähriger externer Regierung wieder einen Regenten vor Ort. Nach einer fundierten und modernen Ausbildung, die von der russischen Zarin Katharina II. angeleitet worden war, übernahm Peter Friedrich Ludwig 1785 zunächst die Stelle als Landesadministrator in Oldenburg für seinen geistesschwachen Vetter, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, aus den Händen seines Onkels Friedrich August, Fürstbischof von Lübeck.

Der neue Landesherr übernahm eine wirtschaftlich ausgezehnte Stadt ohne politische Eigendynamik. Die dänische Landesregierung, unter der Oldenburg zu einer Festungsstadt mit überdimensionalen Verteidigungsanlagen ausgebaut worden war, hatte auf wirtschaftliche Prosperität keinen Wert gelegt (Vgl. Schmidt 1979, Vierhaus). Der Charakter der Stadt sollte sich in den kommenden einhundert Jahren hin zu einer modernen, d.h. klassizistischen Gartenstadt wandeln. Die Voraussetzungen dazu lagen in der wirtschaftlichen Schwäche der Stadt auf der einen Seite, auf der anderen in der starken Persönlichkeit Peter

Friedrich Ludwigs, der mit planerischem Gestaltungswillen die Residenz nach seinen Vorstellungen modernisierte. Der neue Regent und seine architektonischen Ratgeber setzten deutliche, weithin sichtbare städtebauliche Zeichen (Niederlegung der Wälle, Umbau der Lambertikirche, Errichtung des Mausoleums, Ausbau Rastedes zur Sommerresidenz, Anlage des Schlossgartens als Landschaftsgarten) und steckten damit den Rahmen des neuen Konzeptes ab. Man bediente sich des auf die Antike zurückgehenden Programms des Klassizismus, mit dem Ziel der baulich-ästhetischen „Öffnung“ der mittelalterlichen Stadt. Ganz im Geiste der Aufklärung entstand unter Peter Friedrich Ludwig ein moderner spätabolutistischer Kleinstaat, der architektonisch den Vergleich mit anderen modernen Fürstentümern der Zeit nicht zu scheuen brauchte (Vgl. Vierhaus S. 62ff.). Die *klassizistische Prägung des Stadtbildes*, die bis in die heutige Zeit hinein nachwirkt, ist nahezu vollständig während der Regierungszeit von Peter Friedrich Ludwig und der seines Sohnes und Nachfolgers Paul Friedrich August (1829-1853) entstanden. Am deutlichsten ist dies an der Straßenanlage rund um den mittelalterlichen Stadtkern sowie an der Bausubstanz des erweiterten Ringes um die Stadt festzustellen. Nach der Niederlegung der Stadtwälle, mit der bereits vor Regierungsantritt des neuen Landesverwalters begonnen worden war, konnte Oldenburg, zum ersten Mal seit Errichtung der ersten Stadtmauer im hohen Mittelalter überhaupt, über seine gewohnten Grenzen hinaus wachsen (Vgl. Hinrichs 1996, S. 486f.). Die ersten Häuser dieser Bauphase stehen an der Huntestraße, die noch heute als außerhalb der früheren Stadtmauer liegend zu erkennen ist. Hier wurden die ersten acht Wohnhäuser für Hofbedienstete und Privatleute gebaut. Für den Herzog wurden allerdings zwei andere Bauvorhaben zu besonderen persönlichen Anliegen: der Um- bzw. Neubau der Lambertikirche (ab 1791) und die Errichtung des Mausoleums auf dem Gertrudenkirchhof mit einer neugestalteten Straßenführung in die Stadt (Vgl. hier und im Folgenden: Gäßler 1991, S. 14ff.). Der Umbau der Lambertikirche wurde notwendig wegen des schlechten Bauzustandes. Der Landesherr erhielt damit aber zugleich die Gelegenheit, seinen in der „Theologie der Aufklärung“ wurzelnden religionspolitischen Vorstellungen architektonischen Ausdruck zu verleihen.

Das *Mausoleum* wurde in den Jahren 1785-92 als Grablege für die im dritten Kindbett verstorbene junge Herzogin Friederike errichtet und gab wichtige städtebauliche Impulse. Denn das imposante Bauwerk

„trug dazu bei, daß die Situation vor dem Heiligengeisttor und damit die Zuwegung von Norden neue Gestalt gewann: Eine neue Brücke wurde gebaut, die Straße nach Norden begradigt und verbreitert und in ihrer Führung so gestaltet, daß sich von einem Punkt knapp einhundert Meter jenseits der Brücke bis zur Pforte des Gertrudenfriedhofs und zum Mausoleum eine gerade Linie, die berühmte „Blickachse“, ergab“ (Hinrichs 1997, S. 488).

Von der umgestalteten *Lambertikirche* ist heute noch der ungewöhnliche Innenraum mit der klassizistischen Rotunde geblieben, die so gar nicht zum neogotischen Mantel der Außenfassade passen will. An der Ostseite der Kirche ist zwischen den Klinkern des späteren Umbaus allerdings noch ein klassizistischer Giebel zu entdecken.

Ebenso wie die Neuanlage der Heiligengeiststraße wurden unter Peter Friedrich Ludwig auch alle anderen Zuwegungen zur Stadt neu konzipiert und „aus einem Guss“ gestaltet. Die ehemaligen Stadtwälle wurden zu prunkvollen Flanierstraßen, an denen die modernen Häuser (die nun ihre Schauseite nicht mehr in Richtung der Stadt haben, sondern ins Grüne gerichtet sind) einen einheitlichen Eindruck bilden.

Die vom Herzog gesetzten Markierungen außerhalb des eigentlichen Stadtkerns, der von den Umbaumaßnahmen nicht berührt wurde, bildeten somit einen baulichen Rahmen, der peu à peu von den Bürgern aufgefüllt wurde. Dabei hielt man sich durchweg an die von der Herrschaft vorgegebenen Stilmerkmale des Klassizismus, der auch für den privaten Wohnhausbau in Oldenburg bis ca. 1860 prägend blieb (Vgl. Asche in Gäßler 1991, S. 259-279).

5.2.2.4.1 Lernziele

Die Kursteilnehmer sollen Herzog Peter Friedrich Ludwig als einen der prägenden Landesherren der Oldenburger Geschichte kennenlernen. Neben einer grundlegenden Stilkunde zum Klassizismus wird deshalb eine grob skizzierte Vorstellung von den gesellschaftlichen Wandlungen des frühen 19. Jahrhunderts vermittelt. Diese Grundlagen werden benötigt, um die räumlichen und baulichen Veränderungen in Oldenburg nachvollziehen zu können.

Die Hauptlernziele der Stunde liegen auf einer anderen Ebene: Die Teilnehmer sollen lernen, Architektur und Stadtentwicklung als eine historische Quelle zu lesen, die Aufschluss über ihre Entstehungszeit gibt; dass und wie Stadtwandel einer planerischen Absicht unterlag (und unterliegt), die als Intention einer Person oder einer Zeit zu interpretieren ist. Erst wenn deutlich wird, dass Stadtplanung keine organisch-selbstverständliche Entwicklung bedeutet, sondern eine Wandlung, an der gesellschaftliche Befindlichkeiten abzulesen sind, können heutige Fragestellungen (z.B. Straßenbau, Planung von Freizeitstätten u. ä.) kritisch begleitet und mitgestaltet werden.

5.2.2.4.2 Verlaufsplanung

1. Zunächst präsentiert ein Vortrag den historischen Hintergrund, das politische Geschehen in der zu behandelnden Zeit und zu den beiden Großherzögen Peter Friedrich Ludwig und Paul Friedrich August. Da es in der Stunde um die konkreten Veränderungen in der Stadt geht, bilden die einleitenden Informationen mehr einen allgemeinen Hintergrund als dass detaillierte Fakten vermittelt werden müssen.
2. Auf die Person des ersten regierenden Herzogs vor Ort wird genauer eingegangen, da er, zumindest als Statue und als Namenspatron der zentralen Kultureinrichtung der Stadt, dem Namen nach geläufig ist.
3. Auf einen allgemeinen Text im Reader kann deshalb verzichtet werden, zugunsten von mehr zeitgenössischem Bildmaterial, das Oldenburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt. Den Teilnehmern soll das Aussehen der Stadt zur damaligen Zeit verdeutlicht werden, um das Gravierende der landesherrlichen Veränderungen herauszuarbeiten. Dazu eignet sich ein Stadtplan aus dem Jahr 1840, in dem die besondere Lage von Mausoleum, Hoftheater und Peter Friedrich Ludwigs-Hospital außerhalb der alten Stadtmauern sichtbar wird. Ebenso kann an diesem Plan die neue Straßenanlage mit den modernen Sichtachsen nachvollzogen werden.
4. Am deutlichsten wird das Spiel mit gedachten und tatsächlichen Blickachsen bei der Planung des Mausoleums auf dem Gertrudenkirchhof. Auf einer Skizze aus dem Jahr 1791/92 ist die Umgestaltung der Straßenanlage vor dem Heiligengeisttor zu sehen, die ihren Endpunkt im Eingang zum Mausoleum findet (die Kirchofkapelle steht allerdings im Weg) (M12). Zusammen mit einer Ve-

dute, die die Größe des Mausoleums in der damals noch fast leeren Landschaft hervorhebt, bietet sich hier ein Anknüpfungspunkt zur Diskussion über das herzogliche Selbstverständnis, das sich in dieser Raumgestaltung ausdrückt (M13).

5. Die Stilmerkmale des klassizistischen Hausbaus werden anhand von Overhead-Folien vorgestellt. Auf alten Ansichten der Stadt wird dabei diesen damals neuen Gestaltungsmerkmalen nachgespürt. Es soll im Kurs kein architektonisches Lexikon angelegt sondern lediglich die grundlegenden Merkmale in Erinnerung gerufen werden.

Das Bildmaterial im Reader, das in der Seminarstunde auch auf Folien gezeigt werden kann, ist eine wichtige Grundlage für den anschließenden Stadtrundgang, auf dem Einiges von dem bereits Gesehenen im Original wiederentdeckt werden kann und Einiges neu zu entdecken ist.

5.2.2.4.3 Stadtrundgang zum Klassizismus

Begonnen wird zweckmäßigerweise am *Schlossplatz*, auf dem sich die Statue Peter Friedrich Ludwigs befindet (Rundgangskizze M 14). Nach einem kurzen Blick auf das kleine klassizistische Giebelstück an der Ostseite der Lamberti-kirche wendet sich die Gruppe, am Holmer-Flügel des Schlosses vorbei, dem Paradewall zu. Hier ist zum einen die Begrenzung der Stadt bis ins 19. Jahrhundert nachzuvollziehen, zum anderen kann von hier aus die gesamte noch vorhandene Erstbebauung der Huntestraße eingesehen werden. Das vollkommen Neue an der Lage und dem Stil dieser Häuser wird in der Ansicht deutlich. Der nächste Halt ist am *Casinoplatz*. Hier ist eine Informationstafel zur Baugeschichte der Stadt angebracht, auf der sich der Casinoplatz durch alle Wandlungen der Geschichte wiederfinden lässt. Bedeutsam ist diese Stelle wegen der deutlichen Blickachse in die Gartenstraße und auf die zentrale Lage und Größe des Schlossgartens, die erst dann auffällt, wenn er mit der Größe der Stadt vor 200 Jahren in Beziehung gesetzt wird.

Der Rundgang wird auf dem *Theaterwall* fortgesetzt. Die Gruppe ist nun bereits in der Lage, die grundsätzlichen Details wie Stadtgrenze, Innen und Außen der Stadt selbständig zu erkennen und mit dem bisher Gesehenen zusammenzufügen.

Zur Erinnerung und zum Abgleich mit dem „Urzustand“ der Bebauung auf dem Theaterwall betrachtet die Gruppe noch einmal die Bilder aus der Seminarstun-

de. Diese zeigen auch die Weitläufigkeit der Straßenanlage, die erst durch die späteren Entwicklungen verengt wurde.

Das Theater selbst wird nicht in eine Stilanalyse einbezogen, da seine Baugeschichte zu komplex ist und der heutige Zustand nicht mehr in die besprochene Zeit fällt. An dem Bau ist lediglich die Lage außerhalb des Walles von Bedeutung für das Thema des Rundganges.

Ein Blick in die Straßen der alten Stadt lassen das Geplante, Offene der klassizistischen Straßenanlage augenfällig werden. Die Straßen innerhalb der ehemaligen Stadtmauer sind verwinkelt, schmal und eng bebaut. Anders am Theaterwall: Mit über elf Metern Breite diente er für Paraden und als Prachtstraße der Stadt, die angrenzenden Häuser haben ihre Schauseite ins (damals noch ländlich) Grüne. Die annähernd gleiche Geschosshöhe und einheitliche Schmuckelemente verstärken den raumgreifenden Eindruck des Bauensembles. Im Vergleich mit den engen Gassen der Innenstadt können die Teilnehmer selbst die Unterschiede zwischen den gewachsenen Strukturen im Inneren der Stadt und den geplanten einer modern angelegten Stadt interpretieren.

Am Julius-Mosen-Platz ist die einheitliche Bebauung im Halbrund bemerkenswert sowie die ehemalige katholische Kirche, den Oldenburgern noch als Hotel „Wieting“ bekannt.

Auf den Anlagen des *Heiliggeistwalles* ist die Struktur der früheren Schutzanlagen um die Stadtmauer herum am besten nachzuvollziehen. Die Gruppe ist hier wieder selbständig in der Lage, die Position des Peter Friedrich Ludwig-Hospitals als außerhalb der eigentlichen Stadt zu verorten.

Höhepunkt und Abschluss des Stadtrundganges bildet die runde Granitplatte in der Heiligengeiststraße. Hier steht man im Scheitelpunkt der Blickachse von der Stadt auf das Mausoleum auf dem Gertrudenkirchhof, dessen Giebel durch die Bäume noch zu sehen ist. An dieser Stelle ist eine der zentralen städtebaulichen Maßnahmen des Klassizismus noch durch die Überbauungen späterer Jahre zu entdecken.

Das begleitende Bildmaterial ermöglicht es der Gruppe, ohne Schwierigkeiten den Originalzustand der Erstbebauung zu entdecken und damit ein Ensemble, das die Stadt Oldenburg über 80 Jahre lang geprägt hat.

Der Stadtspaziergang endet hier, kann aber noch zu einem Rundgang geschlossen werden, wenn man die Staulinie bis zum Schloss zurückgeht.

5.2.2.5 Ludwig Starklof, das Biedermeier und der Kampf um eine Verfassung in Oldenburg

Die bürgerliche Revolution von 1848 wird fast ausschließlich mit der Frankfurter Paulskirche in Verbindung gebracht. Aber auch im provinziellen Oldenburg haben die fernen Ereignisse ihren Widerhall gefunden. Bürgerliche Literatur- und Bildungsvereine z.B. schufen auch hier die Grundlage für einen politischen Gestaltungswillen, der sich jedoch auf Landesebene noch nicht ausdrücken konnte. Mit Ludwig Starklof wird eine der herausragenden Persönlichkeiten jener Zeit vorgestellt, der typisch für die unruhige Epoche steht und dessen Leben von der Auseinandersetzung mit den herrschenden Gewalten und der Revolution geprägt ist. Als Hofrat und Begründer des Oldenburgischen Staatstheaters findet Starklof heute im Bewusstsein der Stadt nur noch wenig Beachtung, sein politisches, künstlerisches und gesellschaftliches Engagement in verschiedenen Vereinen und vielen Schriften ist nahezu vergessen. In den Kursen steht Starklof stellvertretend für die frühe bürgerliche Bewegung, die ihrem Drang nach Mitsprache und gesellschaftlicher Verantwortung auf vielfältige Weise Ausdruck verschaffte.

Anhand der Biographie Ludwig Starklofs (1789-1850) lassen sich viele Facetten der politischen und kulturellen Entwicklungen in Oldenburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts exemplarisch vorstellen. Der Geh. Hofrat Christian Ludwig Starklof war eine der vielseitigsten und aktivsten Gestalten des öffentlichen Lebens seiner Zeit: als Staatsdiener, der zur oldenburgischen Gesandtschaft auf dem Wiener Kongress 1814/15 gehörte, als Repräsentant liberaler Ideen im „Vormärz“, als zeitkritischer Literat. Starklof ist der eigentliche Gründer und erste Intendant des oldenburgischen Theaters und ein engagierter Ideengeber für die wirtschaftliche, kulturelle und politische Entwicklung des Landes.

„Der weltoffene Starklof lebte in einer abgelegenen Ecke Deutschlands, deren provinzielle Enge er häufig als drückende Fessel empfand, von der er sich aber nicht zu lösen vermochte. Der Geheime Hofrat und Kabinettssekretär eines absolut regierenden Fürsten war auch ein politisch engagierter Schriftsteller, der gegen die Verhältnisse opponierte, denen er als Beamter zu dienen verpflichtet war. Er rieb sich an diesen Widersprüchen auf und scheiterte letztlich an dem unter den Bedingungen seiner Zeit und

Umwelt kaum realisierbaren Anspruch, gleichzeitig Hofrat und Rebell zu sein“ (Friedl, S. 9).

Die Ideen des Liberalismus, denen Starklof nahestand, wurden in Oldenburg, wie im übrigen Deutschland, von den akademischen Kreisen und der höheren Beamtschaft vertreten. Die interessierten Männer schufen sich 1839 mit dem „Literarisch-geselligen Verein“ einen Kreis, in dem sich die geistigen Vordenker zusammenschlossen. Dieser Kreis, der in wenigen Jahren von 30 auf über 50 Mitglieder anwuchs, stellte bald in Oldenburg eine geistige Macht dar (Vgl. Wegmann-Fetsch, S. 24f.). Von diesem Verein ging auch die Gründung der „Neuen Blätter für Stadt und Land“ 1843 aus, dem ersten Ansatz einer liberalen Presse in Oldenburg überhaupt. Ein Jahr später erschien mit dem „Beobachter“ ein weiteres liberales Blatt, das sich vor allem die Kritik an den bestehenden Zuständen zur Aufgabe machte. Dazu Wegmann-Fetsch (S. 25):

„Oldenburg war damals wohl das einzige Land, in dem praktisch Pressefreiheit herrschte. Es gab keine andere Zensur als die, welche durch die Bundesgesetze angeordnet war, und auch diese wurde sehr milde und großzügig gehandhabt. So konnten die öffentlichen Zustände ungehindert in Wort und Schrift besprochen werden“.

Die Zeit des Biedermeier, der Übergang von der absoluten Monarchie zu Ansätzen einer bürgerlichen Gesellschaft, die Entwicklung bürgerlicher Ideale in den verschiedensten Bereichen des Lebens – für nahezu sämtliche Facetten des Zeitgeistes lassen sich in Starklofs Biographie sprechende Beispiele finden.

Der politische Konservatismus, wie er unter Peter Friedrich Ludwigs Regierung geprägt wurde, beließ Oldenburg in einer provinziellen Rückständigkeit, gegen die die bürgerliche Moderne vergebens anzukämpfen versuchte.

Auf der politischen Ebene wird dies besonders deutlich im Kampf um eine Verfassung, die laut Artikel 13 der Bundesakte bereits seit dem Wiener Kongress Vorschrift gewesen war (Vgl. dazu und im Folgenden: Wegmann-Fetsch, S. 20ff.). Die komplizierte räumliche Gestaltung des oldenburgischen Hoheitsgebietes und die ablehnende Haltung des russischen Zaren ebenso wie das politische Desinteresse der Oldenburger Landeskinder machten eine endgültige Entscheidung hierüber zu Peter Friedrich Ludwigs Regierungszeit unnötig. Ab 1830 waren es vor allem die nördlichen Marschenbewohner und die Kreise des Oldenburger Münsterlandes, die mit der Bitte um Einführung einer konstitutio-

nellen Verfassung bei Großherzog Paul Friedrich August vorstellig wurden. Zu dieser Zeit konnten die Ämter und Kreise allerdings noch mit einer neuen Gemeindeverordnung beruhigt werden, die 1831 in Kraft trat.

Erst 1847 regte sich wieder politisches Leben im Land Oldenburg; verschiedene Gemeinden und Kreise aus allen Landesteilen reichten dringende Petitionen um Einführung einer Verfassung bei Hofe ein. Am 12. April 1847 wies der Stadtrat von Oldenburg den Großherzog auf sein Vespochen vom Jahre 1838 hin, nach Einführung der Gemeindeordnung nun auch eine landständische Verfassung zu erlassen. Im November desselben Jahres berief der Großherzog endlich eine Verfassungskommission mit Beamten aus allen Landesteilen ein, „aber als diese Männer ihre Arbeit vollendet hatten, da war das Ergebnis ihrer Bemühung veraltet und durch die Entwicklung der Märztage des Jahres 1848 überholt“ (Pleitner I, S. 494).

In Oldenburg verlief die „Revolution“ außerordentlich ruhig und bürgerlich-diszipliniert. In langen Verhandlungen mit dem Kabinett und dem Großherzog wurden verschiedene Vorschläge debattiert und verworfen, bis am 18. März eine öffentliche Erklärung proklamiert wurde, die den entscheidenden Satz enthielt: „Kein Gesetz solle anders als mit Zustimmung der Stände erlassen, geändert oder aufgehoben werden“ (Pleitner II, S. 8).

Damit war die Verfassungsfrage des Großherzogtums Oldenburg entschieden; noch bevor Nachrichten von den Berliner Straßenkämpfen im Lande ankamen, herrschte hier wieder das herzliche Einvernehmen zwischen Landesherren und Landeskindern, von dem die gesamte „Revolution“ im Großen und Ganzen geprägt worden war.

In den Starklof'schen Erinnerungen sind die entscheidenden Tage bis zur Verfassungsproklamation anschaulich beschrieben und spiegeln ein sehr persönliches Bild von Stadt und Hof wieder (Niemann, S. 170-83). Ebenso lässt sich aus dem individuellen Blick auf die damalige Gesellschaft der Zustand des bürgerlich-biedermeierlichen Selbstverständnisses ablesen, für das Ludwig Starklof stellvertretend steht.

5.2.2.5.1 Lernziele

Mit diesem Kapitel werden drei Ziele verfolgt: Zum einen sollen die bürgerlichen Ideale und Ziele des 19. Jahrhunderts, die Verbindung von politischer

Mitbestimmung, allgemeiner Bildung, kritischer Kunst und Wirtschaftsförderung mit den bestehenden klischeehaften Vorstellungen über das Biedermeier als rückschrittliche Zeit konfrontiert, zum zweiten soll der Begriff der Revolution von 1848 konkret an den Geschehnissen in Oldenburg erläutert werden. Drittens werden diese Vermittlungsinhalte an der Biographie Ludwig Starklofs nachvollzogen, der den Oldenburgern als schillernde und zerrissene Persönlichkeit seiner Zeit bekannt gemacht wird.

In dieser Einheit geht es nicht vornehmlich um Stadtgeschichte an sich, sondern vielmehr um die allgemeine gesellschaftliche Umbruchzeit im Biedermeier, die alle bürgerlichen Kreise berührte. Die heimatgeschichtliche Komponenten (Verlauf der Revolution in Oldenburg, Starklof als einer ihrer Vertreter) zeigen auch bei diesem Thema wieder die Eigenständigkeit lokaler Geschichte.

Die Diskussion über den traditionsbildenden Wert einer Persönlichkeit wie Ludwig Starklof soll die Gruppe dazu anregen, über die Legendenbildung „großer Männer“ in der Geschichte nachzudenken..

5.2.2.5.2 Verlaufsplanung

1. Der Kursabend wird mit einem einführenden Kurzvortrag zum Thema und zu den Zielen der Stunde eingeleitet. Dabei wird das bestehende Wissen um die Vorgänge von „1848“ gesammelt und zur Basis für die weitere Arbeit gemacht.
2. Im Reader sind die Geschehnisse des Jahres 1848 in Frankfurt, Berlin und in Oldenburg im Datenüberblick zusammengefasst, gemischt mit Beschreibungen von Zeitzeugen, die das Verhalten und die Stimmungslage der Oldenburger illustrieren (M15). Leitfragen bezüglich des Verlaufs der Revolution und der Befindlichkeit der Bürger regen zum genaueren Durchlesen an und verweisen auf Unterschiede zu den überregionalen Vorgängen.
3. Die Biographie Ludwig Starklofs, entnommen aus dem Biographischen Handbuch des Landes Oldenburg, schließt sich an. Die Teilnehmer sollten diese 2 ½ Seiten bereits zu Hause einmal gelesen haben, so dass in der Seminarstunde selbst nur die Zeit zur Auffrischung des bereits Bekannten gegeben werden muss. Der Text wird mit Illustrationen zum bürgerlichen Leben der Zeit bereichert, die wiederum die Grundlage für die Besprechung des biedermeierlichen Lebens in Oldenburg bilden.

4. Zum Abschluss wird ein Gespräch darüber angeregt, wie und warum Personen über ihre Lebenszeit hinaus prominent bleiben. Warum z.B. ist Ludwig Starklof in Oldenburg völlig vergessen, Graf Anton Günther aber zu einer Traditionsfigur geworden?

5.2.2.6 Großbürgerliches Leben der Jahrhundertwende

Theodor Francksen – Privatier und Mäzen

Oldenburg war an der Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert eine aufstrebende Landeshauptstadt, die stark von den landwirtschaftlichen Strukturen der einzelnen Landesteile geprägt wurde. Die Einwohnerzahlen wuchsen rasant von knapp 15.000 im Jahr 1871 auf 30.200 Personen im Jahr 1910 (Vgl. von Reeken, S. 227-236). Industrie und moderne Wirtschaftsförderung konnten sich etablieren. So entstanden die wichtigsten Institutionen der wirtschaftlichen Selbstverwaltung im Oldenburger Land gleichzeitig im Jahr 1900: die Handwerkskammer, die Landwirtschaftskammer und die Industrie- und Handelskammer. Der allmählich größer werdende Einfluss von Industrie und handwerklichen Manufakturen, der sich auch in den Kammergründungen ausdrückt, nimmt allerdings nie auch nur annähernd den Stellenwert der agrarischen Produktion einschließlich Verarbeitung und Vermarktung ein.

Aufschwung und Aufstieg der ländlichen Oberschicht seit den 1860er Jahren erlaubte vielen Bauern und Händlern, sich ein großbürgerliches Altenteil in der Stadt einzurichten. Sie bildeten mit 59 % Anteil am Gesamtvermögen mit Abstand die vermögendste Gruppe in der Stadt und prägten dadurch, neben dem zahlenmäßig starken Militär und den Beamten, das gesellschaftliche Leben. Der herzogliche Hof spielte im gesellschaftlichen und sozialen Leben der Stadt keine exponierte Rolle, er hatte in Oldenburg vielmehr eine indirekte Bedeutung dadurch, dass viele Verwaltungs- und Regierungsbehörden an den Hof gebunden waren, wodurch hier eine große Prozentzahl von Beamten und Verwaltungsangestellten lebten.

Zu der Gruppe der Rentiers gehörte auch Theodor Francksen (1875-1914) (Vgl. Strahlmann / Gilly). Sein Vater entstammte einer Butjadinger Bauernfamilie und hatte mit Getreide- und Mühlenhandel ein internationales Geschäft gegrün-

det. Die Familie gehörte seit der Niederlassung in der Hauptstadt 1860 zum angesehenen und wohlhabenden Bürgertum.

Am 2. April 1875 wird Theodor Francksen in die behütete Welt der städtischen Bürgerschaft hineingeboren. Nach humanistischer Schulausbildung und dem Abitur 1896 beginnt Theodor Francksen ein Jurastudium, das ihn nach Lausanne, Berlin und Heidelberg führt. Er sieht sich allerdings im Sommer 1900 gezwungen, das Studium aufzugeben. Francksen litt von Kindesbeinen an unter Tuberkulose. Häufige Kuren und Klimawechsel hatten ihm schon kaum eine normale Kindheit erlaubt, nun attestiert sein Hausarzt:

„Dem Rechtskandidaten Herrn Theodor Francksen zu Oldenburg bescheinige ich hiermit, daß er schon in seiner Kindheit sehr zart und schwach entwickelt war, und alles aufgeboten wurde, um ihn körperlich so weit zu kräftigen, dass er das Gymnasium absolvieren konnte. Eine reizbare Schwäche, Herzklopfen, Kopfdruk und Vergeßlichkeit gestatteten ihm nicht längere geistige Tätigkeit“ (Strahlmann, S. 42f.).

An einen Studienabschluss und einen Beruf ist nicht zu denken; der junge Mann muss sich neu orientieren. Mehrere ausgedehnte Reisen nach Italien und Frankreich sollen seine Gesundheit befördern und der kunsthistorischen Erbauung und Bildung dienen. Theodor Francksen beginnt, angeregt von seinen Reiseeindrücken, eine umfangreiche Privatsammlung anzulegen. Zuerst kauft er nach Neigung und Laune auf den Reisen Terrakotten und Antiquitäten, später systematisiert er seine Sammeltätigkeit mit erheblichem finanziellen Aufwand und richtet in der elterlichen Villa seine Sammlungen zu einem Privatmuseum ein.

Francksen sammelte aber nicht nur klassisch antike Stücke, sondern baute auch eine außerordentliche graphische sowie eine kunsthandwerkliche Sammlung vom 17. bis 20. Jahrhundert mit regionalem Bezug auf. Mit diesen Stücken richtete er die elterliche Villa nach einer eigenwilligen Konzeption ein: Den einzelnen Räumen wurden historische und kulturgeschichtliche Themen zugewiesen und die Ausstattung mit Möbeln, Gemälden und geschichtsträchtigen Objekten einer bestimmten kunstgeschichtlichen Epoche realisiert. Als das Elternhaus die Sammlungen nicht mehr fassen konnte, kaufte Francksen 1908 die benachbarte Villa dazu und präsentierte nun seine Kunstschatze und seine Sammlung zur Stadt- und Landesgeschichte in ebenfalls dafür durchkomponierten Räumen, die er interessierten Besuchern zugänglich machte.

Es ist bemerkenswert, dass Theodor Francksen schon seit 1908 Kontakt zu den Malern der „Brücke“ in Dangast gefunden hatte und mehrere ihrer Werke erwarb, die leider später verloren gingen. Francksen kannte die Kunstdiskussionen seiner Zeit, das beweist schon der fast komplette Ankauf der Grafik Max Klingers und Francisco de Goyas 1908 sowie der Erwerb einer umfangreichen Sammlung japanischer Farbholzschnitte des 18. und 19. Jahrhunderts. Die gesamte Sammlung umfasste ca. 7.000 Blätter.

Theodor Francksen, der kunstsinnige Privatier, vermachte bei seinem Tod 1914 seinen gesamten Besitz inklusive aller Sammlungen der Stadt Oldenburg, die das Erbe 1915 antrat und die Villen als *Heimatmuseum*, später als *Stadtmuseum* der Öffentlichkeit zugänglich machte. Die wertvolle Kunstsammlung bildete den Grundstock der städtischen Kunstsammlung.

5.2.2.6.1 Lernziele

In dieser Einheit des Volkshochschul-Seminars werden Ziele auf unterschiedlichen Ebenen verfolgt. Die weitgehend unbekannte Persönlichkeit Theodor Francksens soll den Teilnehmern vorgestellt werden und die Gruppe soll mit der geistigen Gemengelage des Historismus zwischen Tradition und Heimatidylle auf der einen Seite und modernem Aufbruch auf der anderen vertraut gemacht werden. In der Biographie und der Arbeit Francksens spiegeln sich mannigfaltige Facetten des gesellschaftlichen Lebens im Kaiserreich. Theodor Francksen ist ein Vertreter seiner Zeit, der es verstand, die aufkommende Heimatkunstbewegung und das Interesse an folkloristischer Tradition mit fundiertem Wissen über aktuelle Kunstströmungen zu verbinden und nahezu bruchlos miteinander zu vereinen.

Ein weiteres Anliegen dieser Kurseinheit ist es, das Stadtmuseum selbst in der Bevölkerung bekannt zu machen. Es ist immer wieder festzustellen, dass Oldenburger, selbst wenn sie sich deutlich mit ihrer Stadt und deren Geschichte identifizieren, das Stadtmuseum überhaupt nicht oder nur sehr oberflächlich kennen. Die Exkursion in die noch von Francksen kulturgeschichtlich eingerichteten Räume des Museums sollten deshalb nicht nur biografisch vorbereitet sein, sondern möglichst ein individuell-vertieftes Verständnis der ungewöhnlichen Raumgestaltung ermöglichen. Das nahezu unveränderte Raumensemble stellt auch überregional eine kunsthistorische Besonderheit dar, das für die

Heimatgeschichte bisher nicht genutzt worden ist. Last but not least dient das Thema als Vorbereitung auf das Abschlusskapitel des Seminars über den Historismus und die Moderne in der Architektur.

5.2.2.6.2 Verlaufsplanung

1. Ein kurzer Einführungsvortrag bereitet auf das Thema und den Stundenverlauf des Kursabends vor.
2. Die Biographie Francksens wird besprochen vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungen des Kaiserreiches, wobei die Teilnehmer eingeladen werden, ihr Wissen von der Epoche einzubringen (z.B. familiengeschichtliche Details etc.). Das Readerkapitel enthält einen umfangreichen Text- und Bildteil zur Biografie Theodor Francksens, der das heutige Museum als bewohntes und belebtes Haus zeigt. So gibt es im Museumsbestand eine Reihe von Fotos, die Francksen bei Familienfesten oder allein in seinen Räumen zeigen (M16). Das dient dazu, Francksen von vornherein als einen „wirklichen Menschen“ zu präsentieren, nicht als einen weltfernen Museumsmenschen, der außerhalb der Gesellschaft steht.
3. Um einige Fragestellungen bezüglich des sozialen und gesellschaftlichen Gefüges in der Stadt um die Jahrhundertwende bearbeiten zu können, werden die Teilnehmer mit Statistiken konfrontiert, die sie, anhand von Leitfragen, interpretieren sollen (z.B. eine Statistik zur Verteilung von Einkommen und Vermögen in Oldenburg 1907 oder die Bevölkerungsentwicklung der Stadt und ihrer Umgebung 1871-1919 (M17)).
4. Allgemein illustrierendes Fotomaterial zu Aussehen, Entwicklungsstand und Leben in Oldenburg werden von der Dozentin eingebracht und helfen beim Verständnis der heute fremd erscheinenden Zeit. Dieses Gefühl der Fremdheit, das sich leicht einstellt, wenn man die heute geläufigen Straßenzüge auf Fotos kaum wiedererkennt oder die Kleidung von damals betrachtet, bietet einen guten Ansatzpunkt, um über Veränderung und Kontinuität in einer Stadt und in einer Gesellschaft zu sprechen.

5.2.2.6.3 Exkursion ins Stadtmuseum

Der Besuch des Stadtmuseums beschränkt sich auf die kulturgeschichtlichen Räume der Theodor Francksen-Stiftung, die stadthistorische Dauerausstellung wird nicht gemeinsam besucht. Es kann bei einer einstündigen Besichtigung der außergewöhnlichen Räume nicht darum gehen, den Historismus anhand der Stilrichtungen sämtlicher Zimmer in ihren Details zu analysieren. Vielmehr soll die dahinterliegende Absicht des Sammlers erfasst werden, in jedem Raum einen bestimmten kunsthistorischen Stil zum Leben zu erwecken. Nur so kann der Bruch zwischen der Anton-Günther-Halle, die im Stil des Oldenburger 17. und 18. Jahrhunderts eingerichtet ist, und dem Weißen Salon, der in üppigem Schleiflack das verschnörkelte Rokoko nachempfunden, in einen inhaltlichen Zusammenhang gebracht werden. Fotos, die Theodor Francksen in seinem Wohnhaus zeigen, vermögen das Museale des Raumes aufzulockern und gleichzeitig das Außergewöhnliche eines solchen Lebensstils zu verdeutlichen. Die Teilnehmer sollen durch die einführenden Worte und den vorbereitenden Kursabend in die Lage versetzt werden (bzw. versetzt worden sein), die Räume selbständig zu interpretieren, eventuell die Stilrichtungen zu erkennen und das Gesamtkonzept auf verschiedene Details anzuwenden.

5.2.3 Baukunst in Oldenburg zwischen Historismus und Moderne: Architektur von 1880 – 1930 als Ausdruck des Zeitgeistes

Im Folgenden soll das Konzept der heimatgeschichtlichen Geschichtsdidaktik in seiner praktischen Anwendung an einem Beispiel *ausführlich* und *kleinschrittig* beschrieben werden. Ich möchte an diesem Beispiel zeigen, wie komplex die Zusammenhänge für die Planung und Durchführung einer Veranstaltung in der historischen Erwachsenenbildung sind. Wie in den vorhergehenden Kapiteln folgt zunächst eine Erläuterung der *Inhalte* (Sachanalyse) und *Lernziele*. Daran schließt sich die *Verlaufsplanung* für die Unterrichtseinheit im Seminar an. Ebenso wird die *Exkursion* (in diesem Falle ein Stadtrundgang durch Oldenburg) ausführlich beschrieben.

In direkter Anknüpfung an das vorherige Thema wird im letzten Thema des Kurses der *Zeitgeist zwischen Kaiserreich und den dreißiger Jahren in der zeit-*

genössischen Architektur gespiegelt. Begriffe wie *Bauhaus* oder *Moderne* sind den Menschen heute geläufig, ohne dass sie konkrete Bauwerke in ihrer Umgebung diesen Begriffen zuordnen würden. Beispiele für das typisch Neue dieser Baukunst lassen sich vor Ort in der Stadt ebenso finden wie die für Oldenburger Bürgerhäuser typischen Stilmix-Villen, die heute als besonders wohnlich und herrschaftlich-gemütlich gelten. Die Architektur zwischen Historismus und Moderne umfasst eine große Spannbreite zwischen idyllisierender, eklektischer Rückwärtsgewandtheit und funktionaler, nüchterner Industriekultur. Eine genauere Untersuchung der vielfältigen Facetten und emotionalen Bedeutung von Architektur leistet in dieser Kursstunde einen Beitrag zum tieferen Verständnis einer von Auflösung und Übergängen geprägten Zeit. Eine Übertragung auf zeitgenössische Diskussionen bezüglich Bauprojekten in der Stadt Oldenburg kann durch einen kritischen Rückblick anregend sein, denn die Architektur der Jahrhundertwende zeigt eine Bandbreite von Stilen und Lösungen für damals neue Herausforderungen (Fabrikbau), die auch heute noch beeindruckend sind. Zudem sind in Oldenburg noch in großer Zahl Bauwerke aus dieser Zeit erhalten, der Krieg hat die Stadt nahezu unzerstört gelassen, so dass es Besichtigungsziele in ausreichender Menge gibt.

5.2.3.1 Inhalte einer Unterrichtseinheit zur Baugeschichte der Jahrhundertwende

Der Titel zu dieser Einheit enthält den Zusatz: „...als Ausdruck des Zeitgeistes“. Dadurch wird die Unterscheidung von den ereignisgeschichtlichen Themen deutlich gekennzeichnet. Der Kurs war bereits zuvor mit einem kunstgeschichtlichen Thema konfrontiert worden (dem Klassizismus). Im Unterschied zu der Seminarstunde zu Peter Friedrich Ludwig und dem klassizistischen Stadtumbau behandelt diese Einheit die Besonderheit der Ausdrucksformen *verschiedener* zeitgenössischer Architekturstile. Daran wird die Historizität von gesellschaftlichen Stimmungen verdeutlicht.

In den historisierenden Baustilen des ausgehenden 19. Jahrhunderts fand eine gesamtgesellschaftliche Grundstimmung ihren Ausdruck (vgl. Hammer Schmidt). Nach der Reichsgründung standen die Menschen durch die Industrialisierung, mit ihren grundlegenden ökonomischen und sozialen Veränderungen in einem Spannungsfeld zwischen Altem und Neuem, zwischen der Be-

wahrung alter Werte und dem Einbruch neuer Verhältnisse (Wehler). Das Großbürgertum übernahm mit der Industrialisierung die führende wirtschaftliche Rolle im Deutschen Reich. Die Anerkennung für seine Leistungen wurden ihm aber verwehrt, die erhoffte gesellschaftliche Gleichstellung mit dem Adel gelang nicht, die politisch-militärische Macht verblieb in dessen Händen (Ebenda). Die mangelnde politische Partizipation wurde vom Bürgertum kompensiert, indem es sein Selbstbewusstsein in anderen Bereichen entwickelte und stärkte, z.B. in der Wirtschaft, der Kunstförderung und auf dem Gebiet technischer Erfindungen. Die hierarchische gesellschaftliche Grundstruktur mit dem Kaiser an der Spitze wurde dabei nicht in Frage gestellt. Das neue Selbstbewusstsein suchte sich statt dessen seinen Ausdruck (und seine Wurzeln) in den künstlerischen Darstellungsformen der Geschichte, aus denen man Traditionen entlehnte (Sheehan). Man umgab sich mit künstlicher Geschichte, einer künstlichen Ahnengalerie und versuchte den gesellschaftlichen Makel auszugleichen, quasi den fehlenden Adelstitel zu vertuschen.

Die Menschen strebten der existenziellen Verunsicherung durch den grundlegenden Wandel der Gesellschaft zu entkommen, indem sie sich auf künstlerischem und architektonischem Gebiet ihres „historischen Erbes“ versicherten, d.h. sie suchten in den alten, bewährten Stilen Sicherheit und Zuflucht vor dem erschreckenden Neuen zu finden. Sie bedienten sich dafür verschiedener historischer Baustile und Ornamente (Ebenda).

Diese Bauweise ist durch die überladene willkürliche Mischung architektonischer Ornamente charakterisiert. Es entstanden eklektizistische Schlösser als Wohnhäuser, an denen Details aus 700 Jahren Baugeschichte zu finden sind (siehe in Oldenburg die Bebauung zwischen Cäcilienplatz und Gartenstraße).

Den Historismus könnte man also als Tendenz bezeichnen, an die Macht der Geschichte in einem solchen Maße zu glauben, dass innovatives Handeln erstickt und durch ein Wiederholen ersetzt wird, das von einer vergangenen Epoche inspiriert ist.

"Die ästhetischen Refombestrebungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind sowohl Ausdruck der Unzufriedenheit mit den gesellschaftlichen Zuständen als auch der Unfähigkeit, ihre Veränderung politisch anzupacken. Vielmehr drückt sich in dem Ausweichen auf ästhetisch-pädagogische und lebensreformerische Aktivitäten die Resignation des (Klein)Bürgertums vor der Politik [...] aus. Hier sitzt dem Bürgertum schließlich die

zweimalige Unterdrückung aller fortschrittlichen Ansätze (nach 1815 und nach 1848) und die zweimalige Flucht in die Innerlichkeit im Nacken" (Kerbs/Lagerstein/Sonnenmann, S. 37f.).

Erst mit dem zunehmenden Selbstbewusstsein der Unternehmer und ihrer steigenden Akzeptanz gesellschaftlicher Veränderungen fanden Bauherren und Architekten den Mut, der neuen Zeit entsprechend einen spezifischen Ausdruck zu gestalten. Es galt, das als Zwang empfundene historische Erbe hinter sich zu lassen und eine eigene Formensprache zu entwickeln. Die neue Baugesinnung brachte eine Ästhetik des Funktionalen hervor, die sich deutlich von den ornamentalen Zitate des Historismus lossagte.

Mit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte der historisierende Stil in der Architektur seinen Höhepunkt erreicht. Dies war der Moment, an dem eine Gegenbewegung in der Öffentlichkeit begannen, sich Gehör zu verschaffen. In England hieß dieser Stil "Modern Style", in Frankreich und Belgien "Art nouveau", in Deutschland "Jugendstil". Den Künstlern dieser neuen Bewegung war die völlige Ablehnung jeglicher Formen vergangener Baustile gemeinsam, aber auch die Suche nach einer neuen Ornamentik, die Ausdruck der eigenen Zeit sein sollte. Sie forderten organisch-einheitliche Formen, die gleichsam wie gewachsen erscheinen sollten. Damit suchten sie Räume zu schaffen, die der biologischen Natur des Menschen entsprachen. Zugleich sollte dieser neue Stil der um sich greifenden Versachlichung durch den Ingenieurbau entgegenwirken (Vgl. Asche, S. 10ff.).

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich der Beruf des Bauingenieurs unabhängig neben dem des Architekten entwickelt. Die Ingenieure strebten nach der reinen, funktionalen Konstruktion, die auf ästhetische Gewohnheiten keine Rücksicht nehmen muss. Diese Ideen wurden mit neuen Baumaterialien umgesetzt, hauptsächlich mit Stahl, dessen enorme Konstruktionsmöglichkeiten seit den vierziger Jahren entdeckt wurden. Erstmals war es möglich, Höhen und Weiten trägerlos zu überspannen und Standfestigkeit ohne Mauerwerk zu gewährleisten. Die stählerne Konstruktion, die anfangs noch zögerlich im Gebäudeinneren versteckt wurde, trat bald schon als Formelement auch des Außenbaus in Erscheinung. Im Jahr 1851 baute John Paxton in London die Ausstellungshalle zur Weltausstellung. Der Kristallpalast, ganz aus Glas und Stahl, bedeckt eine Fläche von 72.000 qm. Bauten wie diese fanden erst Jahr-

zehnte später eine Wiederaufnahme in anderen Entwürfen. Die Ingenieure, die sich mit dem Konstruktionsbau gegen die von der Kunst dominierte Architektur behaupteten, setzten dem neuen Denken mit dem 1889 errichteten Eiffelturm ein monumentales Denkmal. Stahl (später die Weiterentwicklung Stahlbeton) wurde zu dem Baustoff, mit dem sich die Absichten der neuen Ästhetik ideal umsetzen ließen.

Der Jugendstil blieb aber eine Übergangserscheinung. Für die Traditionalisten bedeutete er eine Provokation, für die Fortschrittlichen ein Signal zum Aufbruch.

Die größte Bedeutung des Jugendstils lag auf dem Gebiet des Kunsthandwerks. Die Entwicklung von organischen Strukturen und pflanzenhaft bewegten Linien fand in der Architektur nicht ihren adäquaten Ausdruck (Asche, S. 12). Einige führende Köpfe des Jugendstiles wendeten sich von der Ornamentbetonung ab und übernahmen aus der Ingenieurbaukunst die Ideen einer neuen Funktionalität. Damit wurden sie die Pioniere der Moderne.

Der Leitsatz des neuen Stils lautete: Die Funktion bestimmt die Form! Die Ästhetik suchte nach einem neuen Ausdruck durch das Aufspüren der inneren Struktur des Objektes, die in eine materialgerechte Form umgesetzt werden sollte (Vgl. Müller-Wulckow S. 3ff.). Das neue Selbstverständnis der Architekten ließ sich am ehesten in Bauwerken der Technik und des Verkehrs realisieren. Diese "traditionslosen" Gebäude waren nicht an eine für den Betrachter gewohnte Ästhetik gebunden. Mit diesen neuen Bauten trat die Moderne in Erscheinung. Die konstruktive Sachlichkeit des Zweckbaues sollte hervorgehoben werden, in dem man nicht mehr versteckte, was in ihm gearbeitet wurde. Im Unterschied zu den palastartigen Fabrikbauten wie z.B. der Haupthalle der Nordwolle in Delmenhorst wurden bei modernen Fabriken die inneren Arbeitsstrukturen im Bauplan berücksichtigt (Ebenda). Im Mittelpunkt der Planung von Produktionsstätten stand der arbeitende Mensch, nach dessen Anforderungen und Bedürfnissen sich die Gestaltung des Arbeitsplatzes zu richten hatte. So wurde z.B. die Lichtführung in den Produktionshallen verbessert. Die modernen Materialien ermöglichten aber nicht nur hellere, sondern auch besser isolierte Maschinenhallen.

Die neuen sachlichen Ideen, wie sie für Fabriken und verkehrstechnische Bauten typisch wurden, fanden allerdings erst sehr viel später, zu Beginn der drei-

ßiger Jahre, Eingang in den privaten Hausbau. Private und öffentliche Repräsentationsbauten blieben bis dahin im Allgemeinen den historisierenden Stilen verhaftet, wobei in den jungen industriellen Ballungszentren, wie Berlin und dem Ruhrgebiet, die moderne Bauphilosophie schon recht früh, teilweise vor der Jahrhundertwende, auf den Mietskasernenbau und auf große öffentliche Bauten, wie z.B. Sporthallen, übergriff.

5.2.3.2 Didaktisch/methodische Vorüberlegungen

Bei den Vorüberlegungen zu einer Unterrichtseinheit über die Baugesinnung der Jahrhundertwende in Oldenburg ist davon auszugehen, dass es innerhalb der Gruppe keine gemeinsame Wissensbasis über die Architekturgeschichte der letzten einhundert Jahre gibt. In den zur Verfügung stehenden 90 Minuten können deshalb nur grundlegende Zusammenhänge erarbeitet werden. Detailreichtum wird zumindest in der Planung vermieden, um den „roten Faden“ nicht zu verlieren. Es soll aber der zeitliche Rahmen so flexibel gestaltet werden, dass bei weitergehendem Interesse auf Details (z.B. auf einzelne Stilornamente) genauer eingegangen werden kann. Das unterschiedliche Vorwissen der Teilnehmer bedingt eine sorgfältige Materialauswahl, die weder über- noch unterfordern darf. Die Texte und Bilder zur Entwicklung der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts sollen Anregung bieten, sich über gesellschaftspolitische Hintergründe auszutauschen. Für die Methodik in der Erwachsenenbildung gilt generell der Vorrang des Dialogs vor den rezeptiven Unterrichtsformen (Vgl. Pöggeler 1974, S: 95-133 / Raapke, S. 48).

In dem hier vorgestellten Fallbeispiel wechseln sich die textrezeptiven mit den diskursiven Methoden ab. Anders als politikhistorische Themen ist die Architekturgeschichte nicht ausgesprochen emotional besetzt. Daher liegt der Schwerpunkt im Gespräch nicht auf dem (intergenerationellen) Diskurs, es geht vielmehr um ein gemeinsames Nachspüren der hinter der Baugeschichte stehenden Gesinnung und Ästhetik.

Die Dozentin hat deshalb auch bewusst darauf verzichtet, Quellen, die sich ausschließlich auf Oldenburg beziehen, zu verwenden, um den allgemeingültigen Charakter einer solchen Darstellung zu verdeutlichen.

5.2.3.3 Lernziele

Die hier benannten Lernziele sollen den Rahmen, in dem eine historische Aufklärung geleistet werden kann, bestimmen. Die Gliederung der Wissens-, Lern-, und Erkenntnisziele orientiert sich an den in Kapitel 2 genannten Kategorien.

Die *kategorialen Lernziele der Heimatgeschichte* beabsichtigen allgemein:

- dass die abstrakten historischen und gesellschaftlichen Fragestellungen in der Alltagswelt konkret erfahrbar werden. Dazu dienen die verwendeten Medien, Diskursformen und in besonderem Maße die Exkursion vor Ort
- dass die anonyme Geschichte in den Lebensraum der Teilnehmer transportiert werden soll. Die Gruppe soll die Besichtigungsobjekte in allgemeine kulturpolitische Zusammenhänge einordnen können
- dass die Gruppe sich aktiv am Diskurs beteiligt und die Veranstaltung mitgestaltet, wodurch die Interaktionsfähigkeit ausgebildet wird
- dass die Teilnehmer sich der Historizität ihres Lebensraumes bewusst werden und dadurch ein modernes Geschichts- und Heimatbewusstsein entwickeln (oder stärken) sollen.

- *Wissensziele:*

- Grundkenntnisse der Architekturmerkmale des Historismus (Stilgemisch aus mehreren Jahrhunderten)
- Grundlegende Kenntnisse über den Jugendstil als Ablehnung des Eklektizismus und Forderung nach organischen Formen
- Grundkenntnisse der Merkmale der Moderne (die Form folgt der Funktion) als Überwindung der ornamentalen Formen in einer konstruktiven Sachlichkeit
- Kennenlernen von Bauten des Verkehrs und der Technik als Vorläufer eines neuen Stils, der einer geänderten Lebenseinstellung entspricht und von den Zeitgenossen als revolutionär empfunden wurde
- Die Teilnehmer sollen mit dem Auszug aus Müller-Wulckows "Deutsche Baukunst der Gegenwart" Kenntnis über eine der wichtigsten programmatischen Schriften der Moderne erhalten. Gleichzeitig wird an

die Person Müller-Wulckows erinnert, der ab 1920 Leiter des Gewerbemuseums in Oldenburg war.

Die Teilnehmer sollen beim Thema der modernen Architektur in Oldenburg zu der *Erkenntnis* geführt werden:

- dass Architektur als historische Quelle interpretiert werden kann im Hinblick auf kultur- und gesellschaftsgeschichtliche Fragestellungen. Sie spiegelt den Zeitgeist der Epoche wider und bedeutet einen eigenständigen Zugang zur (Kunst-)Geschichte.
- dass die Oldenburger Stadtgeschichte keine singuläre Erscheinung ist, sondern dass sich in der (Bau-)Geschichte der Stadt typische Gesellschaftsstrukturen der Vergangenheit entdecken lassen, die generell auch auf andere Städte übertragbar sind.
- dass die Ästhetik einer Zeit und einer Gesellschaft eine Vielzahl von Gründen und Ausdrucksweisen hat, die interpretierbar im Hinblick auf die Befindlichkeit dieser Gesellschaft sind.

5.2.3.4 Verlaufsplanung

1. Zu Beginn der Stunde werden die Inhalte und Ziele der Unterrichtseinheit in den Kontext der Gesamtveranstaltung eingebunden. Dies erfolgt in Form eines Kurzvortrages. Wenn dann die jeweils erarbeiteten Ergebnisse der folgenden Textarbeit eingeordnet werden können, ergibt sich die Möglichkeit einer dynamischen Gesprächsführung und der aktiven Mitgestaltung der Teilnehmer.

2. Zu Beginn der eigentlichen Arbeit am Thema zu beginnen, soll ein gemeinsamer Ausgangspunkt ermittelt werden. Durch die vorhergegangenen Kursabschnitte ist die Gruppe nahezu selbständig in der Lage, ein vielschichtiges Bild der Gesellschaft nach der Reichsgründung zu zeichnen. Auf diese Weise kann bestehendes Vorwissen auch über nichtpolitische Themen wie Kunstgeschichte oder Kunsthandwerk ermittelt werden. In dieser Phase des Seminars sollen in erster Linie Assoziationen geweckt und bestehende Vorstellungen über die Zeit abgefragt werden.

3. Der nächste Schritt leitet zur Architekturgeschichte über. Der Begriff Historismus wird definiert und anhand der bestimmenden Stilmerkmale dargestellt.

An mehreren kurzen Quellentexten werden die Grundlagen des historisierenden Bauens als Ausdruck des Zeitgeistes im Kaiserreich erarbeitet (M18). Die Auseinandersetzung mit dem veränderten Kunstempfinden der Jahrhundertwende lässt sich gut mit Zitaten von Zeitgenossen anregen (z.B. Friedrich Naumann über den Eiffelturm (M19)). Dafür werden in einem Zeitraum von 30 Minuten 15 Minuten Lesezeit eingeplant und 15 Minuten für die gemeinsame Besprechung. Das Ziel dieser Arbeitsphase ist, den Historismus als eine Sackgasse der Architekturgeschichte zu erkennen, die den Wandlungen und neuen Anforderungen des Bauens nicht adäquat war.

4. Die Phase der Ablehnung des historisierenden Bauens und der Entwicklung des Sachlich-Organischen wird anhand der Einleitung von Walter Müller-Wulckows "blauen Büchern" behandelt - ein Text, in dem alle Ideen zur Moderne von einem ihrer Vordenker zusammengefasst und erklärt sind (M3).

Die Verwendung von Quellentexten halte ich an diesem fortgeschrittenen Punkt des Kurses persönlich für besser geeignet als selbstgeschriebene Zusammenfassungen, weil die Teilnehmer durch die Zeitzeugnisse näher an die Geschichte herangeführt werden (die Texte werden z.B. in der Original-Fraktur im Reader wiedergegeben) und auf diese Weise eine Einführung in den Umgang mit historischen Quellen erhalten. Die Quellenkritik fällt dabei weitgehend weg bzw. wird von der Kursleitung vorgenommen. Anhand der Leitfragen sollen die zentralen Textaussagen erarbeitet werden, mit denen eine Definition des Begriffes modern entwickelt wird. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Technikbezogenheit der neuen Architektur, die Funktionalität, die Traditionslosigkeit und die Ablehnung von Zitaten früherer Bauästhetik.

5. In einem abschließenden Schritt sollen die Ergebnisse der beiden Textarbeitsphasen zusammengefasst und verglichen werden. Die Teilnehmer werden dazu angeregt, die Stilmerkmale mit einer entsprechenden Aussageebene zu verbinden (dies kann auch über die Architektur hinausgehen).

6. Das Gespräch leitet auf die weitere Entwicklung der Architektur über, die den Teilnehmenden an typischen Beispielen aufgezeigt wird (Overheadfolien). So kann auf der erworbenen Grundlage z.B. auch die nationalsozialistische Baugesinnung interpretiert werden. Dieser Teil ist als offenes Gespräch geplant, in dem die Seminarleitung sich möglichst auf die Moderation beschränken und eventuell weitere Beispiele oder Argumente als Impulse geben soll.

5.2.3.5 Stundenplanung

| Zeit | Ziel | Inhalt | Methode/Medien |
|--------------------------------|--|---|---|
| 5 Min. | Einbindung des neuen Themas in den Kurs zusammenhang | Anknüpfen an die Themen, die das Kaiserreich und die Industrialisierung betreffen, Verweis auf das Gesamtkonzept | Kurzvortrag |
| 10-15 Min. | Einführung in das Thema, Vorwissen erkunden und gemeinsamen Ausgangspunkt erkunden | Es wird an den gesellschaftlichen Wandel im Kaiserreich und durch Industrialisierung erinnert, die Vorstellungen der Teilnehmer über Zeitgeist, Kunst, Mode, Handwerk etc. werden erfragt | gelenktes und assoziatives Gespräch; Folien zur Anregung |
| 30 Min. davon 15 Min. Lesezeit | Grundlagen des Historismus in der Kunst vermitteln, Bezug zur gesellschaftlichen Befindlichkeit herstellen | Definition Historismus erarbeiten, typische Stilelemente benennen und deren Ausdruckswert bestimmen Unfähigkeit zur Neuerung ableiten (M1) | Quellentexte lesen, gemeinsame Auswertung, Ergebnisse fixieren |
| 30 Min. davon 15 Min. Lesezeit | Erkennen und Nachvollziehen der Grundideen der Moderne, des Selbstbewusstseins der neuen Konstruktion gegenüber der Verkleidung | Zentrale Aussagen des Müller-Wulckow-Textes erarbeiten und sammeln: Technikbezogenheit, Funktionalität, Ausdruck einer neuen Zeit (M2, M3) | Quellentexte lesen; Ergebnisse der Textarbeit werden in der Gruppe gesammelt und besprochen, Folien zur weiteren Illustration |
| 10-15 Min. | Allgemeingültiges über Zeitgeist in Kunstgeschichte und Architektur ableiten, Wandlung der Ästhetik in diesem Jahrhundert nachvollziehen und erkennen, daß diese mit gesellschaftlichen Bedingungen korreliert | Unterschiede zwischen den Blöcken zusammenfassen, Stilmerkmale mit Aussageebene verbinden, weiterleiten auf jüngere Architekturgeschichte der 30er, 50er, 70er Jahre | Gruppengespräch, evtl. OHP zur Anregung |
| 5 Min. | Ausblick auf Exkursion | Route für Stadtrundgang bekanntgeben, Treffpunkt und Uhrzeit besprechen | Reader |

5.2.3.6 Stadtrundgang zur historisierenden und modernen Architektur in Oldenburg

Im Folgenden wird der Rundgang mit den Besichtigungszielen vorgestellt, an denen sich die Kursinhalte besonders deutlich zeigen lassen (M21).

Der Stadtrundgang erhebt keinen Anspruch darauf, die Phase zwischen Gründerzeit und Moderne in ihrer Gesamtheit darzustellen, sondern es soll an typischen Beispielen das Besondere des jeweiligen Baustils und die dahinterstehende Aussageabsicht herausgearbeitet werden. Die Teilnehmer sollen in die Lage versetzt werden, über die Stilanalyse hinaus Bauwerke als historische Quellen zu interpretieren. Das kann während des Rundganges auf verschiedene Weise geschehen, indem man z.B. die einzelnen Gebäude miteinander in Beziehung setzt. Dabei ist zuallererst das Entstehungsdatum von Bedeutung, dann ist es hilfreich, den Träger oder Bauherren zu kennen, um dessen Intention bei der Ausgestaltung nachzuspüren. Aber auch das allgemeine Erscheinungsbild, die relative Größe und die Wirkung auf den Betrachter sind wichtige Elemente bei der Interpretation.

Treff- und Ausgangspunkt ist das *Rathaus am Marktplatz*. Der dreieckige Backsteinbau, der 1888 eingeweiht wurde, war in seinem Stilgemisch aus Neogotik und Neorenaissance bereits bei Zeitgenossen umstritten. Die Meinungen schwankten zwischen "Monstrum curiosum" und "zu den originellsten Gebäuden der Gründerzeit zählend" (Hier und im Folgenden: Brake/Krüger und Deuter). Wenn man die Größe des Rathauses in Beziehung setzt zur Größe der Lambertikirche und der des dahinterliegenden Schlosses, lässt sich daraus einiges über das Selbstbewusstsein eines Residenzstadtrates in einem mittelgroßen Fürstentum in den Gründerjahren ablesen. Durch die Wahl der historisierenden Baustile stellt sich dieser in die Tradition der mittelalterlichen Städte, deren relative Selbständigkeit durch die engen Beziehungen zum Kaiser bedingt war. Der Oldenburger Stadtrat war hingegen von herzoglichen Entscheidungen abhängig. Diese politische Dominanz lässt sich am Rathaus daran feststellen, dass auf der Westseite, in dem neogotischen Eckturm, ein Balkon für den Herzog eingeplant wurde. Der Herzog hatte den Bau eines neuen Rathauses finanziell unterstützt.

Vom Rathaus wendet sich die Gruppe dem Gebäude der Bremer Landesbank aus dem Jahre 1911 zu. Hier wird die Selbstdarstellung des Stadtrates mit dem

Ausdruck des gewachsenen Selbstbewusstseins der Finanzunternehmer nach der Reichsgründung verglichen. Die Bremer Landesbank auf der Ostseite des Marktes repräsentiert den monumentalen Geschäftshausstil, wie er sich nach der Jahrhundertwende etabliert. Die neoklassizistische Kolossalordnung der Schauseite wirkt im Vergleich mit der zierlichen, durch Sandsteindekore farbig aufgelockerten Fassade des Rathauses mächtig und stolz.

Am Marktplatz liegt ebenfalls die *Lambertikirche*. Ihr heutiges Äußeres von 1887 stellt den - vorläufigen - Endpunkt in einer „lebhaften“ Baugeschichte dar. Im 18. Jahrhundert wurde der ehemals spätgotische Kirchenbau in klassizistischer Manier umgebaut und erhielt eine dem römischen Pantheon nachempfundene Rotunde im Inneren. 1875 wurde mit dem Bau eines neuen Kirchturms begonnen, nachdem der Vorgänger baufällig geworden war. Der Turm wurde nach den Plänen von Ludwig Klingenberg in neogotischem Stil errichtet (nach dem kirchlichen "Eisenacher Regulativ" von 1861 waren sämtliche Kirchen in gotischem Stil zu bauen). In der Stadt gab es heftigen Widerstand gegen das disharmonische Bild von klassizistischer Kirche und gotischem Turm. Es dauerte aber noch zehn weitere Jahre, bis genügend Mittel bereitgestellt wurden, um mit dem Umbau der gesamten Kirche fortzufahren. Die bloße Umhüllung des antikisierenden Innenbaues mit backsteinener Gotik ist bemerkenswert. Die Tatsache, dass an der Ostseite, dem ehemaligen Eingangsportal, unter der neuen Hülle noch der ursprüngliche klassizistische Giebel zu sehen ist, lässt die in der Seminarstunde erarbeitete Erkenntnis, dass erst seit der Moderne mit der Außenansicht von Bauwerken eine innere Aussageebene korrespondiert, anschaulich werden.

An diesem Schaupunkt wird der Wandel vom klassizistischen Prinzip der Vernunft und der göttlichen Ordnung des Kosmos hin zum Rückbezug auf die mittelalterliche Kirchenherrlichkeit augenfällig.

Der Rundgang führt weiter über den Schlossplatz, den Berliner Platz, den Paradeplatz und die Poststraße in Richtung Stau. Auf dem Weg dorthin wird bereits auf das Gebäude der ehemaligen Hauptpost (heute Telegraphenamt) hingewiesen, dessen genauere Betrachtung besser zu einem späteren Zeitpunkt des Spazierganges, von der gegenüberliegenden Straßenseite aus, vorgenommen werden kann.

Durch die Gottorpstraße - in der auf Parallelen zwischen dem Baustil der Oldenburgischen Landesbank und dem des Gebäudes der Bremer Landesbank hingewiesen wird - und die Bahnhofstraße, erreicht man in wenigen Minuten den *Bahnhofplatz* (M22).

Der Anschluss Oldenburgs an das Eisenbahnnetz erfolgte erst sehr spät, im Jahre 1867. Der erste Bahnhofsbau aus den 1870er Jahren war schon bald zu klein und so wurde bereits 1910 der Auftrag für einen Neubau an den Architekten Friedrich Mettegang erteilt. Der Architekt erhielt vom Stadtrat die Vorgaben, dass der neue Bahnhof den agrarischen Charakter des Oldenburger Landes widerspiegeln sollte, und er sollte landestypische Baustoffe verwenden (Brake/Krüger, S. 236ff.). Auf diese Weise entstand 1911-1915 das überdimensionierte Niedersachsenhaus, das mit seinen Nebengebäuden noch bis heute unverändert ist. Die Vorderansicht des traufständigen Bauwerkes ist mit Ornamenten aus Bockhorner Klinker in stilisierter Ährenform, mit Schlangen- und Linienmustern plastisch aufgelockert. Der hohe Uhrenturm steht in der Mitte des Seitengiebels und zeichnet die Anlage als ein Bauwerk der modernen Welt aus, in der der Tagesrhythmus von der Uhrzeit und nicht mehr von den Kirchenglocken bestimmt wird. Die asymmetrische Ordnung der Fassade ist bedingt durch die dahinterliegende Raumaufteilung. Sie gliedern zusammen mit der eigenwilligen Lichtführung in den oberen Wandabschnitten die Außenfront.

Der Hauptbahnhof ist für Oldenburg das erste öffentliche Gebäude, das nicht im Stadthaus- oder Palaischarakter gebaut wurde. Man verzichtete völlig auf historisierende Ornamente, der Fassadenschmuck aus Klinkern stellt in der Stadt den ganz eigenständigen Versuch dar, einen neuen Stil zu verwirklichen. Dazu muss bemerkt werden, dass der Architekt Mettegang Königlicher Oberbaurat der Eisenbahndirektion Mainz war und sicher weiterreichende Erfahrung mit modernem Bauen hatte als die ortsansässigen Architekten (Ebenda).

Der Rundgang geht durch die Kaiserstraße über den Stau weiter in die Huntestraße. Deren ehemalige geschlossene Bebauung im frühklassizistischen, schlichten Stil ist noch heute zu erkennen. Ältere Teilnehmer erinnern sich vielleicht noch an das frühere Aussehen der Straße und können das Bild vervollständigen. Der nächste Haltepunkt ist gegenüber der *ehemaligen Hauptpost*. Von hier aus ist das imposante Gebäude auf der anderen Seite des Jordan

(ein Reststück der Mühlenhunte) in seiner Gesamtheit zu betrachten (M23). Es wurde 1900-1902 errichtet, heute ist darin das Telegraphenamnt untergebracht (Deuter, S. 176). Es stellt eine Besonderheit des historisierenden Bauens in Oldenburg dar, weil es in einem reinen Neo-Renaissance-Stil erbaut wurde, ohne den sonst zu dieser Zeit üblichen ornamentalen Eklektizismus. Die niederdeutsche Renaissance lebt in dem repräsentativen Schmuckgiebel des hervortretenden Mittelteils wieder auf, während der Korpus im ganzen schlichter gehalten ist.

Das Monumentale des Telegraphenamtes kann seine Wirkung auf den Betrachter am besten entfalten, wenn man versucht, sich die heute umstehenden Gebäude (besonders das große Kaufhaus und das Hallenbad) wegzudenken. Hier hat die Exkursionsgruppe ein Beispiel für die Fixierung auf historische Ornamente, wie sie um die Jahrhundertwende stark ausgeprägt war und die, wie an diesem Beispiel deutlich zu sehen, in keiner Weise mit der Funktion der Gebäudes korreliert.

Am Ende der Huntestraße führt die Strecke links den Damm hinunter in Richtung der *Cäcilienbrücke*. Die klassizistische bzw. spätklassizistische Bebauung des Damms soll nicht ausführlich besprochen werden. Hier genügen einige zusammenfassende Hinweise. Zielpunkt bildet die 1927/28 von Adolf Rauchs erbaute Cäcilienbrücke (Deuter, S. 202). Die Hubbrücke wurde mit der Anlage des Küstenkanals errichtet. Sie hat eine Spannweite von vierzig Metern, was zur Zeit ihrer Erbauung eine technische Meisterleistung darstellte. Die vier Klinkertürme sind in ihrer funktionalen Schlichtheit der Strenge des technischen Bauwerkes angepasst, die Ziegelreliefs bilden minimale Schmuckornamente. Hier lassen sich alle im Vorbereitungsseminar erarbeiteten Merkmale der Moderne wiederfinden: die Reduktion des Fassadenschmuckes und die Betonung der reinen Funktion sind deutlich zu erkennen. So fehlen z.B. Torbögen zwischen den einzelnen Pylonen und die Seilführung ist von außen sichtbar, sie wird nicht versteckt. Nach dem Rathaus, der ehemaligen Hauptpost und dem klassizistischen Baustil am Damm wird der starke Kontrast zur Moderne für die Teilnehmer eindrücklich nachvollziehbar.

Der Weg zu den folgenden Besichtigungsobjekten führt durch die Schleusenstraße in den Schlossgarten. Wenn es von der Gruppe gewünscht wird, kann am Rosengarten eine Erholungspause eingelegt werden. Die weitere Strecke

führt in der mittleren Höhe der *Gartenstraße* aus dem Schlossgarten heraus. Von hier aus bietet sich der Gruppe ein guter Überblick über die Bebauung dieser ehemals vornehmsten Wohnstraße der Stadt. Nach einem kurzen Hinweis darauf, dass nun nach den öffentlichen und Repräsentationsbauten der private Wohnhausbau der Jahrhundertwende betrachtet wird, sollte die Gruppe in der Lage sein, an ausgewählten Beispielen die Interpretation selbständig vorzunehmen. Besonders typisch für ein Privathaus eines damals sogenannten "Kommerziellen" ist das für den Getränkefabrikanten Hullmann 1902 erbaute Haus Gartenstraße Nr.8 (M24). Sämtliche Stile seit der Gotik lassen sich hier wiederfinden, womit die Villa aus der Reihe der klassizistischen Häuser der Hofbeamten, die den Großteil der Anwohner der Gartenstraße ausmachten, heraussticht.

Auch in der *Roggemannstraße* lassen sich Wohnhäuser aus der Gründerzeit finden, so z.B. das "gelbe Schloss", Nr. 25, von Klingenberg erbaut. Die Villen Nr. 5 und 7 sind mit ihren eklektizistischen Fassaden eine Fundgrube zur Stilkunde, und sie sollten, von den bereits geübten Teilnehmern, ohne Probleme interpretiert werden können. Die Ergebnisse der gemeinsamen Untersuchung können in ihren Aussagen noch verstärkt werden, indem zum Vergleich auf den betont schlichten Baustil der sehr frühen im Volksmund sogenannten „Hundehütte“, Nr. 9, hingewiesen wird. Dieser für Oldenburg typische bürgerliche Haustyp, der den Einfluss niedersächsischer Hallenhäuser als Zeichen seiner häufig aus dem ländlichen Umland zugezogenen Bewohner nicht leugnet, entwickelte sich seit der Biedermeierzeit. Die Frontseite ist in der anfänglichen Ausformung schmucklos gehalten, sie wird allerdings dem Geschmack der Zeit angepasst und in den späteren Jahren mit historisierenden Ornamenten verziert.

Am Ende der Roggemannstraße gelangt die Gruppe auf den *Cäcilienplatz*, an dem eine der wenigen erhaltenen geschlossenen Platzbebauungen der Gründerzeit zu finden ist. In den Häusern um diesen Platz ist der herrschaftliche Anspruch der Bürger und Bauern aus dem Umland deutlich zu spüren, die in diesem erst um die Jahrhundertwende erschlossenen Wohngebiet ihren neuerworbenen Reichtum repräsentierten und damit ihren Anspruch auf Gleichberechtigung im gesellschaftlichen Leben anmeldeten (Brake / Krüger, S. 183).

Das letzte Besichtigungsobjekt auf diesem Stadtrundgang ist das Oldenburgische *Staatstheater* (M25). Das 1893 eingeweihte Haus erscheint heute in einem etwas gemäßigeren Stil der Neorenaissance und der Neoklassik, verglichen mit dem 1891 abgebrannten Vorgängerbau, der nur zehn Jahre gestanden hatte (Deuter, S. 166).

Die Teilnehmer erhalten Kopien mit Abbildungen der verschiedenen Bauphasen des Theaters. Ein einfacher Größenvergleich des Theaters mit dem Rathaus macht der Exkursionsgruppe die unterschiedliche gesellschaftliche Stellung, die beiden zugemessen wurde, deutlich: die imposante Ausstrahlung, die das Theatergebäude auf den Betrachter hat, steht in einem starken Kontrast zu dem eher beschaulichen Charakter des Rathauses.

Der Weg führt durch die Bergstraße zurück zum Marktplatz, wo der Rundgang mit einem gemeinsamen Cafébesuch endet. Bei einem abschließenden Gespräch wird den Teilnehmern noch einmal Gelegenheit gegeben, ihre Eindrücke zu sammeln und in Worte zu fassen, das Erlebte und Gelernte wird noch einmal für alle zusammengefasst.

Der Baustil des Klassizismus wurde auf der Exkursion in kleinen Teilen berücksichtigt, um die Kontraste der Epochen noch stärker zu verdeutlichen. Das Interesse der Teilnehmer, vermehrt Details über klassizistische Architektur zu erfahren, war bereits im Vorbereitungskurs deutlich geworden. Die Bauwerke aus der Zeit Peter Friedrich Ludwigs (1755-1825) und Paul Friedrich Augusts (1783-1853) prägen das Bild der meisten Straßenzüge um die Innenstadt, sie sind deshalb auf einem Stadtrundgang nicht zu umgehen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, Fragen zu Bauwerken wie dem Landesmuseum für Natur und Mensch am Damm nicht durch ein zu starres Konzept abzublocken, sondern während des Stadtrundganges thematisch flexibel zu bleiben. Bei der Planung des Rundganges sind deshalb bereits die im Seminar deutlich gewordenen Teilnehmerinteressen ausdrücklich zu berücksichtigen. Dabei bleibt zu bedenken, dass bei einer größeren Anzahl der zu erkundenden Stilepochen die Untersuchung der einzelnen Bauwerke recht oberflächlich werden kann. Die Fragestellungen zu den jeweiligen Bauten müssen dieses Problem berücksichtigen. Die Gestaltung eines Stadtrundganges unterliegt gewissen Sachzwängen: mit der Streckenführung, der zumutbaren Gesamtdauer und der Auswahl der Besichtigungsobjekte können hier nicht alle bedeutenden Bauwerke aus

den Gründerjahren und der frühen Moderne berücksichtigt werden. Wichtige Gebäude für die Baugeschichte in Oldenburg bleiben hier unerwähnt, wie z.B. die alte Fleischwarenfabrik, die ein Beispiel für den frühen Fabrikbau darstellt, die frühen sozialen Wohnungsbauprojekte an der Nadorster Straße oder die Schleuse am Niedersachsendamm. Allerdings würde die Aufnahme von noch mehr Zielpunkten den zeitlich und räumlich zumutbaren Rahmen für die (Fuß-)Exkursion sprengen und, nicht zuletzt, die Aufnahmefähigkeit der Teilnehmer über Gebühr beanspruchen.

5.3 Fazit

An der Wahl der Themen für die Volkshochschulkurse ist zu erkennen, wie die erklärte Absicht umgesetzt wird, der Geschichtlichkeit des eigenen Lebensraumes nachzuspüren. Die ausgewählten Sujets spiegeln nationale und europäische Historie wider, die das Erscheinungsbild Oldenburgs entscheidend geprägt haben, dem Einzelnen aber nicht als Ausdruck eines überregionalen Geschichtsprozesses bewusst sind.

Alle Kursthemen und Exkursionsziele werden zu ihrer geschichtlichen Bedeutung für die Region befragt. Die Exkursionsziele dienen nicht nur zur bloßen Illustration des im Seminar Erarbeiteten, sondern als sinnlich wahrnehmbarer Ausfluss der Geschichte im Heimatraum.

Die Bandbreite der Ziele und Schaustücke, die ausgewählt werden können, zeigt den Teilnehmern zum einen, dass sie überall in ihrer Heimatregion die Spuren der großen Geschichte finden können, zum anderen regt diese Vielfalt die Phantasie der Kursgäste an, selbst auf historische Entdeckungsreise zu gehen. Die Gruppe lernt, Geschichte in der eigenen Heimat zu erforschen. Immer wieder berichten Teilnehmer, dass sie ihre Stadt nach einer Veranstaltung mit „ganz anderen Augen“ sähen.

Über den Ansatz, alle Erscheinungen der Wirklichkeit als historische Quelle zu untersuchen, wird es möglich, die Kursteilnehmer mit ungewohnten Sichtweisen auf ihre Alltagswelt zu konfrontieren. Auf diese Weise erfahren auch kunstgeschichtliche Themen durch eine veränderte Betrachtung eine geschichtliche Umdeutung. Bauwerke und Fassaden der Jahrhundertwende z.B. können somit auf die zugrundeliegenden gesellschaftlichen Bedingungen ihres

Entstehens befragt werden, ohne dass die Gruppe im kunsthistorischen Nachzeichnen und Benennen der Ornamentik steckenbleibt; Kunst wird nicht nur unter kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten interpretiert, sie wird zu einem Medium der Geschichte.

Das Veranstaltungskonzept hat in der praktischen Umsetzung ergeben, dass Heimatgeschichte ein vorzügliches Sujet für historische Erwachsenenbildung ist. Der moderne und kritische Blick auf die Geschichte der Region fügt dem bekannten Bild verschiedene Dimensionen hinzu, *ohne* dass die Lernenden den emotionalen Zugang zur Geschichte verlieren und *ohne* dass die Heimat ihre historische Eigenständigkeit aufgeben muss. Geschichtsbewusstsein und regionale Identität werden hier nachvollziehbar angesprochen und angeregt.

6 Modell 2: Museum und Exkursion

Der zweite Modelltypus ist an den Dauerausstellungen des *Stadtmuseums* entwickelt worden. Er stellt ein niedrigrschwelliges „Einsteiger“-Angebot für Interessierte dar, die sich noch wenig mit Stadtgeschichte beschäftigt haben.

Zunächst werden hier die grundlegenden thematischen Entscheidungskriterien und die Vorüberlegungen zum Adressatenkreis, der von diesem Modelltyp besonders angesprochen werden soll, dargestellt. Daran schließen sich die ausführlichen Veranstaltungskonzepte an, mit Lernzielen, Verlaufsplanungen und Exkursionsplanung. Zum Abschluss fasst ein Fazit noch einmal die spezifischen Möglichkeiten und Vorteile dieses Modelltypus zusammen.

Die Grundstruktur ist bei den Veranstaltungen dieses Modelles gleich. Ausgangspunkt ist das Stadtmuseum, der wichtigste Ort für die Beschäftigung mit Stadtgeschichte. Hier findet jeweils der erste Teil des Modells *Museum und Exkursion* statt. Die Gruppe trifft sich hier und nimmt an der Führung zum Thema teil. Diese dauert ca. eine Stunde. Der Schwerpunkt liegt bei diesem Veranstaltungsmodell aber auf dem zweiten Teil, auf den Exkursionen, denn die Teilnehmenden sollen in erster Linie *das Entdecken lernen* und *Freude am Entdecken* gewinnen.

Es werden zwei Veranstaltungen vorgestellt, die sich mit dem 19. Jahrhundert bzw. mit einem Vergleich des frühen 20. Jahrhunderts und heute beschäftigen. Der *Oldenburger Klassizismus* (Kap. 6.1.1), den Herzog Peter Friedrich Ludwig in der Stadt eingeführt hat, prägt den Ring um die alte Stadtanlage bis heute. Das *großbürgerliche Wohnen der Jahrhundertwende und heute* (Kap. 6.1.2) vergleicht den Zeitgeist, der sich im jeweiligen Wohnen ausdrückt.

In Kapitel 6.1.1 werden zunächst die Sammlungsbestände und die Dauerausstellungen des Stadtmuseums beschrieben. In diesem Rahmen wird auf eine Reihe von regional spezifischen oder besonderen Ausstellungsstücken hingewiesen, die sich für weitere Veranstaltungen dieses Typs eignen. Dies dient als Beweis dafür, dass die ausgearbeiteten Veranstaltungsbeispiele nicht die einzigen sind, sondern dass sich hier leicht zeigen lässt, dass dieses Modell auf vielfältigste Weise umgesetzt werden kann.

Die Villen des Museumsgründers Theodor Francksen stehen im Mittelpunkt des zweiten Veranstaltungsbeispiels. Sie werden zu Beginn von Kapitel 6.1.2 beschrieben. Ihr Sammlungs- und Einrichtungskonzept bildet den Rahmen für die Veranstaltung zum Wohnen im Oldenburg der Jahrhundertwende.

Thematische Überlegungen

Die Veranstaltungen umfassen jeweils einen *Museumsbesuch* und eine *Exkursion*. Sie sind, anders als der Volkshochschulkurs, auf *ein Thema* beschränkt.

Die geschichtlichen Themen wurden so gewählt, dass sie

- etwas typisch Oldenburgisches repräsentieren
- ein Phänomen der allgemeinen Geschichte aufzeigen
- auch für Laien einen leichten Zugang bieten, so dass diese sich nach kurzer Vorbereitungszeit in der Lage fühlen, die Exkursionsziele selbständig und erfolgreich zu interpretieren (die Teilnehmenden haben nur sehr begrenzt Arbeitsmaterial zur Hand)
- sich gut mit einer Anzahl von Exkursionszielen in der Stadt verknüpfen lassen. Die Exkursionsobjekte müssen das im Museum Gelernte nachvollziehbar widerspiegeln und zusätzlich dazu geeignet sein, diese Erkenntnisse zu vertiefen und in den Betrachtenden zu verankern
- das Heimatgefühl der Oldenburger anrühren können und durch die kritische Beschäftigung auf ein höheres, d.h. bewussteres Niveau heben

Zur Lernsituation in der Teilnehmergruppe

Wie schon erwähnt, richtet sich dieses Angebotsmodell an die historisch interessierten Laien, die sich noch wenig oder gar nicht mit Geschichte in ihrem Heimatraum beschäftigt haben. Die Veranstaltungen können in die allgemeinen Veranstaltungskalender z.B. des Museums aufgenommen und regelmäßig angeboten werden. Ein offenes Angebot würde die Zusammensetzung der Teilnehmergruppe überaus heterogen gestalten, eine Vorhersage zu Alter, sozialem oder Bildungsstand wäre dann nicht mehr möglich. Über die Grenzen der eigentlichen Erwachsenenbildung hinaus ist dieser Veranstaltungstyp durchaus auch für Familien geeignet, denn er bietet einen nicht geringen Freizeit- und Unterhaltungswert.

6.1 Das Stadtmuseum Oldenburg

Das Stadtmuseum Oldenburg befindet sich seit 1915 im Besitz der Stadt Oldenburg. Hervorgegangen aus den privaten Sammlungen von Theodor Francksen, wird hier seit fast einhundert Jahren eine umfassende Sammlung zur Geschichte von Region und Stadt auf- und ausgebaut. Daneben umfasst das Museum die städtische Kunstsammlung mit einem umfangreichen Bestand an Graphik und regionaler Kunst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. 1910 machte der Oldenburger Kaufmannssohn, Jurist und Kunstsammler Theodor Francksen seine private Kunst- und Geschichtssammlung in seinem Wohnhaus öffentlich zugänglich. Bei seinem Tode 1914 vererbte er seinen Kunstbesitz und seine beiden Villen der Stadt Oldenburg und verband dieses Erbe mit der Verpflichtung, aus der privaten Sammlung ein öffentliches Museum zu machen. (Das heutige Stadtmuseum firmierte lange Jahre unter dem Namen Heimatmuseum!) 1986 wurde die Ballin'sche Villa dem Stadtmuseum zugeordnet und in ihr ist seitdem die stadtgeschichtliche Dauerausstellung untergebracht. Die 2001 erweiterte und modernisierte Ausstellung stellt die wichtigste Anlaufstelle für überblicksartige Informationen zur allgemeinen Entwicklungsgeschichte der Stadt dar.

In chronologischer Ordnung werden hier in Räumen die wichtigsten Entwicklungsstadien des Stadtkörpers dargestellt. Die didaktische Besonderheit der Dauerausstellung bilden sechs Tischmodelle im Maßstab 1 : 400, die ein möglichst originalgetreues Abbild der Stadt um 800, um 1350, um 1550, um 1650, um 1750 und um 1850 wiedergeben. Diese Modelle definieren die Räume zeitlich. Dazu kommt in jedem Raum ein thematischer Schwerpunkt, der zu dem Stadtmodell und dem dargestellten Entwicklungsstadium der Stadt in enger zeitlicher Beziehung steht (Vgl. Kap. 6.1.1)

Die Ausstellung muss sich den räumlichen Gegebenheiten eines Wohnhauses anpassen, und die Begrenztheit bedingt nicht nur die thematische Auswahl, sondern auch die Anzahl der Objekte, so dass die jeweiligen Themen nicht umfassend präsentiert, sondern lediglich umrissen werden können.

Die Ausstellung ist vorrangig an den Modellen und an den Objekten orientiert und vermeidet Textlastigkeit zugunsten einer Vielfalt von Begegnungsmöglichkeiten mit Originalobjekten.

Die Theodor Francksen-Stiftung umfasst, neben der Kunst- und Antikensammlung, die Wohn- und Arbeitsräume des Museumsgründers. Der kunst- und kulturhistorisch interessierte Sammler hatte kurz nach 1900 begonnen, sein Elternhaus nach einem sehr eigenwilligen Konzept einzurichten. Jedem Raum wurde ein historisches und kulturgeschichtliches Thema zugewiesen und dementsprechend wurden Einrichtung und Gestaltung einer stilgeschichtlichen Epoche zugeordnet. So ist die (heutige Eintritts-) Halle, die „Graf Anton Günther Halle“, ganz im Stil des norddeutschen Barock des 17. und 18. Jahrhunderts eingerichtet. Vom Parkett bis zur (falschen) Balkendecke, mit kostbaren Antiquitäten, zeitgenössischen Gemälden und Stilmöbeln erscheint der Raum „aus einem Guss“.

Der Speisesaal hingegen, der weiße Salon, wurde im Stil des Rokoko eingerichtet. Die Ausstattung ist bis ins Detail mit historisierender Genauigkeit ausgeführt und macht den Bruch mit der Halle umso deutlicher. Es gibt ein niederdeutsches Trinkzimmer, antikisierende und klassizistische Salons. Zeitgenössisch modern, sind das Arbeitszimmer und die Bibliothek des Hausherrn in einem zurückhaltenden Jugendstil eingerichtet.

Der verwirrende Stilmix der Räume wird für die Besucher erst durch eine vermittelnde Einführung verständlich, die das zugrunde liegende Konzept Francksens verdeutlicht. Die eigentümliche Mischung aus Antiquitätensammlung und historisierenden Nachbauten bietet die einmalige Gelegenheit, dem Lebensgefühl des Großbürgertums, wie es sich in seinem Wohnumfeld ausdrückte, nachzuspüren. Die Spannweite zwischen dem Bewahren alter, heimatlicher Formen und überregionalen Stilen bis hin zur Nachahmung höfischer Lebensformen gewährt einen Einblick in das auch historisch verankerte Selbstverständnis der Oldenburger Oberschicht um 1900.

Es gibt noch zwei weitere Ausstellungsbereiche im Stadtmuseum Oldenburg, die allerdings in der hier anschließenden Untersuchung keine Berücksichtigung finden können. Es handelt sich dabei um Sammlungen, die nahezu ausschließlich in den Bereich der bildenden Kunst fallen und deren didaktische Bearbeitung mit den Mitteln und in den Kategorien der historischen Erwachsenenbildung nicht ausreichend erfasst werden können. Die Bernhard-Winter-Stiftung und das Horst Janssen-Museum haben gleichwohl einen starken Stadt- und Re-

gionsbezug und bieten, in Teilen, interessante Ansatzmöglichkeiten für Bildungsveranstaltungen zur Gesellschafts- und Geistesgeschichte.

Einen vertiefenden Einblick in das Lebens- und Heimatgefühl der Oldenburger in der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg gibt die *Bernhard-Winter-Stiftung*, die nach dem Tod des Künstlers dem Stadtmuseum vermacht worden ist und in der angeschlossenen Ballinschen Villa Aufstellung gefunden hat. Der Maler Bernhard Winter (1871-1964) ist für viele Oldenburger noch heute eine identitätsstiftende Persönlichkeit, deren Porträts und Heimatgemälde eine breite Öffentlichkeit ansprechen. In der Region sind noch viele Winter-Gemälde (vor allem Porträts) in Privatbesitz, und Veranstaltungen zur Person und zum Werk von Bernhard Winter finden großen Anklang. Für die historische Bildungsarbeit sind im Stadtmuseum besonders die Bilder mit Darstellungen des Landlebens von Bedeutung, da an ihnen explizit verdeutlicht werden kann, was die Heimatschutzbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts motiviert hat und welche Auswirkungen dies auf eine kritische Geschichtsbetrachtung hat. Bernhard Winter, der einer der Mitbegründer der Heimatbund-Bewegung war, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das nordwestdeutsche bäuerliche Leben in seinen Gemälden zu dokumentieren. Seine Gemälde sind durch große Detailfülle gekennzeichnet, die seine Kunst zu einem Bildarchiv des bäuerlichen Lebens macht. Sobald er sich aber mit der Darstellung historischer Begebenheiten auseinandersetzte, wird die Geschichts-Konstruktion ungenau und seinen idyllischen Vergangenheitsvorstellungen gemäß geschönt. Gerade durch diesen Bruch in seiner Arbeit wird Winter für die historisch-politische Bildungsarbeit interessant, werden Bildinterpretationen auf verschiedenen Ebenen zu einer spannenden Zeituntersuchung.

Das *Horst Janssen-Museum* ist seit 2001 an das Stadtmuseum angeschlossen und zeigt in Dauer- und Wechselausstellungen Leben und Werk des in Oldenburg geborenen Graphikers und Zeichners. Eine mögliche historisch-didaktische Bearbeitung der Museumsschau könnte den Lebensstationen des Künstlers in der Stadt folgen von dem Haus, in dem er seine Kindheit verlebte, bis hin zu seinem Grab auf dem Gertrudenkirchhof. Allerdings müsste die Behandlung von Person und Werk Janssens sich nahezu ausschließlich auf die Kunstpädagogik beschränken und die historischen Details, die die Geschichts-

didaktik dazu liefern könnte, wären marginal. Demzufolge wird eine solche Erörterung hier nicht vorgenommen.

6.1.1 Die stadtgeschichtliche Dauerausstellung

Im folgenden Kapitel wird die Ausstellung zur Geschichte der Stadt Oldenburg beschrieben, wobei in den einzelnen Räumen auf die wichtigsten Objekte verwiesen wird und besonders populäre oder gut umzusetzende historische Themen angesprochen werden. Parallel zum deskriptiven Teil werden einzelne Ausstellungsstücke in ihrer besonderen Bedeutung für die Oldenburger Geschichte und in ihrem didaktischen Wert, als Anschauungsobjekt für heimatgeschichtliche Inhalte, beschrieben.

Die Dauerausstellung zur Geschichte der Stadt Oldenburg hat ihren Platz in der Ballin'schen Villa gefunden, die seit 1986 ein Teil des Stadtmuseums ist. Im Jahr 2001 wurde die Ausstellung mit erneuerter Konzeption und leicht veränderter Raumstruktur wiedereröffnet. Durch die neue Eingangssituation, mit dem Horst-Janssen-Museum als Hauptattraktion des Museumsensembles, liegt die stadtgeschichtliche Ausstellung ein wenig versteckt, sozusagen im äußersten Winkel des Museums.

Der Rundgang beginnt im Flur des oberen Stockwerkes des ehemaligen bürgerlichen Wohnhauses, wo anhand von originalen Karten seit dem 16. Jahrhundert und Schautafeln die naturräumlichen Gegebenheiten des Oldenburger Landes wiedergegeben sind (hier und im Folgenden: Stadtmuseum/Gäbler, S. 47-59). Aus der Entwicklung der Wasserläufe und Wegesysteme wird ersichtlich, welche äußeren Bedingungen dazu geführt haben, dass an der Huntefurt eine Befestigung, später eine Burg, eine Siedlung und endlich eine Stadt gegründet wurde. Die Karten und Pläne spiegeln die Entwicklung der Stadt und des Umlandes bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts wider, so dass viele Oldenburger die großen Straßenanlagen und Trassierungen der heute bekannten Stadt wiedererkennen können.

Die Einleitung der stadtgeschichtlichen Schau anhand von vermeintlich trockenen Karten verlockt viele Besucher, so meine persönliche Beobachtung, in einer Rückwärtsbewegung das Werden der Stadt zurückzuverfolgen, vom bekannten heutigen Zustand zurück zu dem, was vorher war. Die Veränderungen des Naturraumes und das Zusammenwirken von Siedlung und Umland laden ein zum

untersuchenden Schauen, auch wenn die Karten kaum mit erläuternden Texten versehen sind. Die Verweildauer von Besuchern, die mit Muße die Ausstellung besuchen, ist vor den historischen Landkarten erstaunlich hoch, so dass davon auszugehen ist, dass dieses Material, das didaktische Medium und Ausstellungsobjekt zugleich ist, viele, besonders ältere Besucher in hohem Grade anspricht und museumspädagogisch kreativ genutzt werden kann.

Im *ersten Raum* wird die frühe Besiedlung vom 7. bis zum 10. Jahrhundert der späteren Stadt Oldenburg nachgestellt, wie sie nach Grabungsbefunden im heutigen Altstadtbereich rekonstruiert werden konnte. Dazu sind die Gründungsmythen der Stadt (der Löwenkampf des Grafen Friedrich) und die erste urkundliche Erwähnung „Aldenburchs“ im Jahre 1108 in der Art einer mittelalterlichen Buchillustration dargestellt. Diese „Bilder“ von Geschichte veranschaulichen, dass die ersten Spuren der heutigen Stadt sich meistens nicht aus schriftlichen Quellen speisen, sondern aus archäologischen Befunden abgeleitet werden müssen. Daneben ist ein (maßstäblich verkleinertes) Bodenprofil aus der heutigen Innenstadt zu sehen, auf dem sich die deutlichen Merkmale der Stadtgeschichte (wie der Stadtbrand von 1676) vom 8. bis zum 18. Jahrhundert im Erdhorizont ablesen lassen und in das einzelne Fundstücke eingearbeitet sind. Die Rekonstruktionsarbeit vorschrittlicher Geschichte kann so vom Besucher nachvollzogen werden. Das Tischmodell „um 800“ zeigt die topographische Situation der frühesten nachweisbaren Siedlung, die auf dem Geestsporn rund um den heutigen Marktplatz entstanden war. Die ältesten Fundstücke der innerstädtischen Grabungsarbeiten, keramische Gefäße aus dem 7./8. Jahrhundert, sind in einer Vitrine zu besichtigen.

Der zweite Raum behandelt die Phase der Stadtgründung im Jahre 1345. Auf dem Modell „um 1350“ ist gut nachzuvollziehen, dass die Hauptstraßenanlagen sich bis heute erhalten haben und wie diese die natürlichen Gegebenheiten des Landes aufgenommen haben. Der Begriff „Stadt“ bekommt eine besondere Note, wenn die Größe bzw. geringe Größe der Siedlung Oldenburg bei ihrer Stadtwerdung sichtbar wird. Auf einem Stadtplan von heute oder bei einer Stadtbegehung ist es schwer zu vermitteln, dass Oldenburg bei seiner Gründung nur eine kleine Ansiedlung im Schatten der Burg gewesen ist, ohne Infrastruktur oder städtisches Ansehen. Auch das Aussehen des heutigen Schlosses, damals noch eine Ringburg mit beherrschendem Burgfried, ist heute

in natura nicht mehr zu erkennen. Die Größenverhältnisse von Burg und Siedlung, wie sie im Modell wiedergegeben sind, lassen auch auf das Verhältnis von Graf und Bürgern schließen. Ebenso können die politischen und wirtschaftlichen Ziele der Grafen bei der Gründung der Stadt hier nachvollziehbar vermittelt werden. Die ausgestellten Siegel und die Gründungsurkunde verdeutlichen, dass die Stadt eine funktionierende Verwaltung entwickelte, das gräfliche Richtschwert weist aber darauf hin, dass der Graf auch weiterhin die Hochgerichtsbarkeit ausübte, und damit der eigentliche Herr der Stadt blieb. Die Reihe der städtischen Insignien, die bis zu ihrer modernen, in heutigem Gebrauch stehenden Form zu sehen sind, sind für eine Besuchergruppe gut geeignet, Überlegungen anzustellen über den Wandel des städtischen Selbstbewusstseins und wie sich die Stadt als Institution heute darstellt bzw. in der Öffentlichkeit auftritt.

In diesem Raum wird ein didaktisches Detail augenfällig, das auch in allen folgenden Räumen zu finden ist und eine sehr gute Möglichkeit zeigt, die auf dem Modell dargestellte, uns fremd erscheinende Stadt im heutigen Oldenburg wiederzufinden: Auf einen modernen Stadtplan ist das jeweilige Modell als Schatten eingezeichnet, so dass Größe und Lage mit dem jetzigen Zustand relativ leicht in Beziehung zu setzen sind. Dazu sind die wichtigsten Gebäude (Burg, Lambertikirche, Rathaus, Lappan) mit einem Foto ihres heutigen Aussehens in den Stadtplan eingearbeitet, so dass ein Wiederfinden noch einfacher wird. Mit diesem Mittel gelingt es hervorragend, eine Verbindung von Innen- und Außenraum herzustellen, an die Rückbezüglichkeit zwischen Modell und Wirklichkeit zu erinnern. Der Umgang mit den Raummodellen wird auf diese Weise für die Besucher noch leichter.

Die Entwicklung der Kirchen und das kirchliche Leben im Mittelalter und in der frühen Neuzeit werden im *dritten Raum*, mit dem Modell „Oldenburg um 1550“, thematisiert. Hier ist bereits die Lambertikirche zu sehen, die noch heute, nach Neu- und Umbauten, den Marktplatz prägt. Aber auch die anderen Kirchen und Kapellen, die im Mittelalter das Stadtbild prägten, sind auf diesem Modell zu finden und stellen ein eindrückliches Bild der vorreformatorischen Religiosität in der Stadt dar (Vgl. das Volkshochschul-Kapitel zur Reformation in Oldenburg). Hierfür steht beispielhaft der Altar der sieben Schmerzen Mariens aus dem ehemaligen Kloster Blankenburg - eines der wenigen Objekte,

das die Reformation überdauert hat. Er ist in den Jahren 1520-1525 entstanden, in der Werkstatt des Meisters von Osnabrück (Vgl. Wöbcken). Sein Entstehungsdatum in der Frühphase der Reformation und seine Stellung als bedeutendes spätgotisches Kunstwerk machen den Altar zu einem herausragenden Objekt, dessen Bildsprache heute allerdings von kaum einem Besucher selbständig entschlüsselt werden kann. Die gemeinsame Interpretationsarbeit bringt hier spannende Ergebnisse, die bei vielen älteren Besuchern Erinnerungen an Bibellectüre, Konfirmandenunterricht etc. auslöst. Eine Erklärung und gemeinsame Deutung der einzelnen biblischen Bildgeschichten hat in Veranstaltungen jedes Mal dazu geführt, dass sich eine lebhafte Diskussion entspannt über die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von katholischer und protestantischer Kirche in der heutigen Zeit. Die Geschichte der heiligen Kümmerin auf dem rechten Altarflügel ist den Besuchern heute jedoch fremd, nahezu gänzlich unbekannt und wird, auch in der Diskussion, eher als freundliche Anekdote denn als Heiligenlegende verstanden.

Von den mittelalterlichen Kirchen und Kapellen in der Stadt (Nikolaikirche, Heiligengeistkapelle mit Lappan) ist fast nichts erhalten geblieben. Auf dem Tischmodell aber (dessen graphische Vorlage, ein Stich von Pieter Bast aus dem Jahr 1598, über dem Modell hängt) ist allein schon durch die Anzahl der religiösen Einrichtungen im mittelalterlichen Stadtbild die tiefe Religiosität und die mystische Frömmigkeit der Menschen zu erkennen (Vgl. Schäfer, Kuropka u.a., S.192-212). Für die Stadt-Oldenburger der heutigen Zeit, die sich in ihrem Selbstverständnis als Protestanten empfinden, deren Kirche allein das Stadtbild mit der Lambertikirche prägt, enthält die vorreformatorische Stadtansicht eine Reihe von Erkenntnis- oder Diskussionsmöglichkeiten: die heute als fremd empfundene tiefe Marienverehrung des hohen Mittelalters, die in Nordwestdeutschland kaum mehr nachzuvollziehen ist; die Tatsache, dass das protestantische Bekenntnis keine naturwüchsige Sache ist, sondern eine spezifische Entwicklungsgeschichte hat, vor deren Erscheinung die Kirche und das religiöse Leben eine gänzlich andere Färbung hatten; die Verquickung von Kirchen- und weltlicher Politik (die kräftige Einflussnahme der Grafen auf die reformatorischen Vorgänge in ihrem Land usw.).

Der vierte Raum, der auch der größte der Ausstellung ist, bearbeitet die Blütezeit Oldenburgs während der Regierungszeit des Grafen Anton Günther (1603-

1667). Dem wichtigsten Oldenburger Grafen ist eine ganze Vitrinenwand der neuen Ausstellung gewidmet. Hier finden sich, anhand von Kupferstichen, Stationen aus dem Leben Anton Günters. Er ist zu sehen als Jüngling, als älterer Graf mit schon grauem Haar und auf dem Totenbett aufgebahrt. Dazu ist seine Wappentafel ausgestellt (ebenfalls ein Kupferstich). Die ausgewählten Bilder zeigen den Landesherrn in seiner für ihn typischen schlichten und markanten Tracht, machen zugleich aber deutlich, dass der Oldenburger Graf sich mit den Insignien des barocken absolutistischen Herrschers präsentierte. Zusammen mit der ausgestellten Hamelmann-Chronik von 1599, der Winkelmann-Chronik von 1671 und einer Sammlung von Rechtsschriften, die Oldenburger und Delmenhorster Grundbesitz betreffen (um 1650), zeigt sich das stimmige Bild einer barocken Grafschaft. Das spezifisch Oldenburgische ergibt sich aus den persönlichen Details, die auf die historische Figur Anton Günters verweisen: ein Gemälde des Kranich, des Lieblingspferdes des Grafen (mit einer Schweiflänge von angeblich über 4 Metern), und eine kleine Spule mit einzelnen Schweifhaaren des Pferdes, die aus dem Nachlass Theodor Franckens, des Museumsgründers, stammt. Diese Kuriosa laden ein, über die Legendenbildung um den Grafen und sein Pferd nachzudenken und zu überlegen, wie uns der historische Anton Günther heute überliefert wird und inwieweit dies einer geschichtlichen Person gerecht werden kann.

Zwei Jahre nach dem Tod des Grafen wurde Oldenburg zu mehr als zwei Dritteln von einem schweren Feuer verwüstet (Vgl. Wachtendorf). Nach dem Tod des beliebten Grafen, unter dem Oldenburg den Dreißigjährigen Krieg unbeschadet überstanden hatte, und dem Pestzug, der im vorherigen Jahr in der Stadt gewütet hatte, war damit die Blütezeit der Stadt schlagartig vorbei. Anhand einer vergrößerten schematischen Ansicht der Stadt wird dieses Ereignis dargestellt. Farblich herausgehoben sind die Ausgangsstellen des Feuers, in die der Blitz eingeschlagen hatte, die zerstörten und die teilweise zerstörten Häuser. Das Ausmaß der Katastrophe kann so recht einfach nachvollzogen werden, ebenso die Unmöglichkeit, mehr vor den Flammen zu retten, da das Feuer an drei verschiedenen Stellen zugleich ausgebrochen war.

Neben diesem Schema ist ein weiteres Bodenprofil angebracht (wie das im ersten Raum im Maßstab 1 : 3), in dem die Brandschicht von 1676 deutlich zu

erkennen ist. In einer nebenstehenden Vitrine sind eine Reihe von Scherben aus dieser Schicht zu sehen.

Das Tischmodell „um 1650“ zeigt eine Stadt, die sich bereits in wichtigen Zügen dem heutigen Aussehen nähert. Am wichtigsten für diese Anmutung ist sicher der Umbau der Burg zu einem Renaissanceschloss, den Anton Günther angeregt hatte. Der Rat der Stadt hat, mit Genehmigung des Grafen, ein Rathaus auf dem Marktplatz errichtet und damit sein Selbstbewusstsein demonstriert. Gleichzeitig kann dies aber auch als ein Zeichen dafür gesehen werden, dass die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten einen Umfang angenommen hat, der eigens dafür bestimmte Räumlichkeiten nötig machte. Das Rathaus steht auf dem selben Platz wie der heute noch erhaltene Nachfolgebau von 1888, es vervollständigt das Kernensemble Schloss/Kirche/Rathaus mit den jeweiligen Plätzen dazwischen, das - nahezu unverändert - bis auf den heutigen Tag gleich erscheint..

Der Niedergang der Stadt Oldenburg nach dem Tode Anton Günters, dem Stadtbrand und dem Übergang der Stadt an Dänemark, von dem sie sich in den nächsten einhundert Jahren nicht erholen sollte, wird in der Ausstellung kaum kommentiert. Zur Illustration des vornehmen Lebens der Zeit steht das Gemälde des Oldenburgisch und Delmenhorstischen Forstmeisters Ahlers von 1766, der mit seiner Familie auf seinem Gut in Wehnen abgebildet ist. Der Forstmeister hatte u.a. das Eversten Holz umgebaut und den Bürgerbusch angelegt. Diese beiden Grünanlagen sind in Oldenburg noch heute feste Institutionen für Freizeit und Sport und werden den Museumsbesuchern auf diese Weise als Landschaftsbauprojekte des 18. Jahrhunderts bekannt gemacht. Auch hier besteht wieder die Möglichkeit, die Stadt und ihr Umland als historisch gewachsen kennenzulernen, als geplantes Konstrukt, das in seiner heutigen Erscheinungsform aus unterschiedlichen Epochen stammt und dessen grundsätzliche Veränderbarkeit immer wieder diskutiert werden kann.

„*Oldenburg um 1750*“ zeigt im *fünften Raum* das Modell einer Stadt, die auf den ersten Blick kaum wiederzuerkennen ist. Die Stadt wird dominiert von immensen Festungsanlagen, die sich im heutigen Stadtbild nicht mehr wiederfinden lassen. Lediglich die Schanzenstraße im Gerichtsviertel erinnert noch an die Audehnung der Festung Die dänischen Landesherren hatten Oldenburg zur uneinnehmbaren „Königsfeste“ ausbauen lassen, einem Abwehrvorposten für

das Königreich. Die Umsetzung bedeutete konkret, dass in großem Umfang künstliche Wasserzüge angelegt und gewaltige Erdmassen bewegt werden mussten. Die Last bei diesen Arbeiten trug die Bevölkerung, das Landvolk musste bei den Außenanlagen Hand- und Spanndienste leisten, die Stadtbevölkerung war für die stadtseitigen Arbeiten zuständig. Die höheren Steuern, die nach Kopenhagen flossen, und vor allem die Zwangseinquartierungen des Militärs, von zeitweilig bis zu 1.000 Soldaten, ließen die Bevölkerung unter der fernen Herrschaft leiden. 1741 war die Festung fertiggestellt, sie wurde aber schon 1764 aus dem Register der Königsfestungen gestrichen, und damit nicht länger gepflegt und ausgebaut. Die weiterentwickelte Artillerietechnik des Siebenjährigen Krieges (1756-1763) hatte gezeigt, dass konventionelle Festungsanlagen keinen Schutz mehr vor Angriffen boten. Es kam zur „Entfestung“, das Gelände wurde eingeebnet und verkauft.

Das Tischmodell präsentiert die Stadt mit den gewaltigen Festungsanlagen in ihrer größten Ausdehnung. Ähnlich wie an dem Modell „um 1550“ kann in diesem Raum die Bedeutung des Innen- und Außenraumes einer Stadt diskutiert werden. Die gigantischen Festungsanlagen der Zeit lassen Oldenburg größer erscheinen, als es zu der Zeit war. An diesem Modell wird ebenso augenfällig, dass es Phasen in der Geschichte der Stadt gegeben hat, die uns heute kaum noch wirklich zugänglich sind und die im modernen Erscheinungsbild wenig Spuren hinterlassen haben. Es ist eben für uns nicht mehr vorstellbar, dass eine einzelne (uns heute sehr klein erscheinende) Stadt mit solchen Verteidigungsanlagen (und damit auch mit der ständig drohenden Kriegsgefahr) lebte.

Der Raum thematisiert die für Oldenburg immer von großer Bedeutung gewesene Militärgeschichte. Ob es der Dreißigjährige Krieg war, der an Oldenburg vorbeiging, oder, wie im o.g. Fall, dänische Soldaten, die in der Stadt einquartiert wurden (und für die Bevölkerung eine große Belastung darstellten), oder schließlich das Oldenburger Infanterie-Regiment, das von Peter Friedrich Ludwig 1813 gegründet worden war. Mit dem Bau der ersten Kaserne am Pferdemarkt 1819 war das Militär in der Stadt eine eigenständige und sichtbare Institution geworden, die das Stadtbild prägend mit beeinflusste. Bis 1918 stellten z.B. Militärpersonen mit ihren Familien 10-15% der Bevölkerung in Oldenburg. Auch wenn Militärgeschichte heute im Allgemeinen nicht mehr zu den gesellschaftlich relevanten historischen Themen gehört, so war sie im letzten Jahr-

hundert von großer Bedeutung und ein wichtiger Identitätsfaktor. Dies wird an einer Reihe von Objekten deutlich, die in einer großen Standvitrine zu sehen sind. Es sind Erinnerungsstücke an die Militärzeit, wie sie Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts bei Soldaten üblich waren (Pfeifen, Krüge und Teller). Daneben zeugen verschiedene Helme und Zierwaffen von der kunsthandwerklichen Bedeutung, die allem Militärischen zugesprochen wurde. Die ungebrochene Militär-Begeisterung, die mit diesen Objekten transportiert wird, zeigt uns die Menschen der Zeit in einiger Entfernung zur heutigen diesbezüglichen kritischen Haltung der Bevölkerung. Auf der anderen Seite bekommt damit der Themenkreis um Krieg und Kriegsbegeisterung eine individuelle Note, die bei einem strukturhistorischen Vermittlungsansatz leicht verloren gehen kann.

Im Vergleich mit den Militaria des 19. Jahrhunderts wirken die Uniformen der Bundeswehr, die von der Militärgeschichte Oldenburgs nach der Gründung der Bundesrepublik zeugen, eher schlicht. Sie repräsentieren die Fortsetzung der Geschichte bis in die achtziger Jahre hinein. Die jeweilige Präsenz des Militärs im Stadtbild wird von einer Reihe von Fotos anschaulich gemacht, die eine Wand des Raumes einnehmen.

Mit der Auflösung der letzten Kaserne in Oldenburg 1984 und der Aufhebung des Fliegerhorstes in Metjendorf hat die Militärgeschichte in Oldenburg ein vorläufiges Ende gefunden.

Dieses Ende des Militärs vor Ort wird sicher vielen Besuchern in Erinnerung sein und bietet sich an zu Gesprächen und Diskussionen über Militärgeschichte überhaupt. Die anschauliche Veränderung von Schutzanlagen bis hin zu deren Niederlegung und (gefühlter oder echter) ständiger Bedrohung für die Bevölkerung, ist in der Verbindung von alter Stadt im Modell und moderner Stadt / modernem Militär zu diskutieren.

Auch in diesem Raum hängt über dem Tischmodell wieder ein aktueller Stadtplan, auf dem der Umriss des Modells als Schatten eingezeichnet ist. Ein Vergleich mit dem vorherigen Raum zeigt, dass die Stadt selbst nicht sehr gewachsen ist; der wirtschaftliche Niedergang durch den Stadtbrand und die Aufwendungen für die Festungswerke haben dies nicht zugelassen. Hier ergibt sich ein Anknüpfungspunkt für ein Gespräch über das Wachstum bzw. dem Empfinden von *organischem* und ständigem Wachsen, das oft für Siedlungen angenommen wird. Äußere und innere Faktoren (keine ortsansässige Regierung, wirtschaftli-

che Flaute bzw. schleppender Wiederaufbau) können an diesem Beispiel erläutert werden und laden zu einer Übertragung auf heutige Probleme der Stadtentwicklung ein.

Der *sechste und letzte Raum* der zusammenhängenden Dauerausstellung behandelt Oldenburg „um 1850“. Er soll etwas genauer beschrieben werden, da sich die anschließende Veranstaltungsplanung hauptsächlich auf diesen Raum bezieht. Hier ist das Tischmodell selbst schon ein besonders großes Objekt, das keine räumlich anspruchsvollen Ausstellungsstücke neben sich zulässt. Trotzdem ist der Raum, der das 19. Jahrhundert behandelt, thematisch der vielfältigste. Das Modell ist für den heutigen Besucher besonders leicht fassbar, da viele Gebäude und Straßenanlagen nahezu unverändert im heutigen Stadtbild zu entdecken sind.

Die Wände bieten die Ausstellungsfläche für die Themen der politischen und gesellschaftlichen Veränderungen im 19. Jahrhundert. Auf der ersten Wand ist, zum Vergleich mit dem Tischmodell, ein Stadtplan von 1876 gehängt, der in Form einer geographischen Landkarte die weitere Entwicklung der Stadt und ihrer Infrastruktur (z.B. Eisenbahn) zeigt. Eine Reihe von Stadtansichten von Presuhn vermittelt einen Eindruck vom Leben und der Innenansicht Oldenburgs im Biedermeier.

Die Verbindung von Stadtmodell, Karte und Stadtansichten ermöglicht eine bildliche Vorstellung von den großen Umgestaltungen Oldenburgs zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Bedeutung der Niederlegung des Stadtwalles kann für die Städter als nicht groß genug eingeschätzt werden. Die Wahrnehmung von Landschaft als wertvolles ästhetisches Moment des Lebensalltags, freizügige Bewegungsmöglichkeit außerhalb einengender Stadtmauern, Gestaltung der Landschaft zum persönlichen Vergnügen (z.B. Anlage des Schlossgartens) usw.; solche Themen können hier angesprochen und entwickelt werden.

Die Stirnwand wird vom Themenkomplex der Verfassungsgebung 1848 eingenommen. Objekte sind hier ein Zeitplan zu den politischen Ereignissen 1848 in Oldenburg, die Landesherrliche Bekanntmachung vom 18. März 1848 (die die revolutionäre Bewegung in Oldenburg beendete, noch bevor in Berlin die Barrikadenkämpfe begannen), ein Exemplar der Grundrechtserklärung des deutschen Volkes von 1848/49 sowie die schwarz-rot-goldene Fahne der Oldenbur-

ger Bürgerwehr, die der Magistrat der Stadt am 6. August 1848 der Bürgerwehr verliehen hatte.

Die bürgerliche Revolution von 1848 ist sicher so etwas wie ein Pflichtthema in einer stadthistorischen Ausstellung. Leider bietet die eine Wand in diesem Raum nicht genügend Platz, um dem Thema annähernd gerecht zu werden, da Hintergrundinformationen kaum gegeben werden können.

Um die politischen Geschehnisse der 1848er Revolution im Ganzen zu vermitteln, reichten das gezeigte Ausstellungsmaterial und der Platz nicht aus. Der Oldenburger Sonderweg (mit dem frühen und weitgehenden Entgegenkommen des Großherzogs) ist nur schwerlich aufzuzeigen, wenn der Hintergrund der anderen Länder, bzw. der Ereignisse in Frankfurt nicht ebenfalls dargestellt ist. Es bedarf eines Kurzvortrages, bzw. einer intensiven Vorbeschäftigung, um die Objekte beurteilen, und die Geschehnisse Schritt für Schritt nachvollziehen zu können. Das allerdings kann, in einer Art Rollenspiel auf dem Tischmodell inszeniert, sehr anschaulich werden (so kann z.B. nachgestellt werden, welche Gruppen wann, wo aufmarschiert waren, in welchen Lokalen sich die politischen Gruppen trafen usw.)

Die napoleonische Zeit wird auf der dritten Wand behandelt. Von 1811-13 gehörte Oldenburg unter französischer Regierung zum Departement Wesermündung. Dargestellt wird in der Ausstellung beispielhaft für die Zeit das Drama um von Berger und von Finck, die als Aufständische von der französischen Besatzung erschossen und 1813 vom aus dem russischen Exil zurückgekehrten Herzog Peter Friedrich Ludwig rehabilitiert wurden. Die Gouache ihres Denkmals auf dem Gertrudenkirchhof sowie die Rehabilitierungsschrift des Herzogs verweisen auf die politische Bedeutung dieses Aktes. Das Denkmal auf dem Gertrudenkirchhof, das von der Nadorster Straße aus gut zu sehen und vielen Oldenburgern bekannt ist, wird so in historische Ereignisse eingebunden, die heute nicht mehr zum Allgemeinwissen gehören. Hier empfiehlt sich z.B. eine Auseinandersetzung über politische Denkmale, im Vergleich mit anderen Erinnerungsstätten im städtischen Bereich.

An der vierten Wand wird die Oldenburger Marine behandelt, ein nahezu unbekanntes Kapitel Oldenburgischer Geschichte. Ausgestellt sind Objekte zur Geschichte der Marine, zu Admiral Brommy und den Braker Schiffswerften. Die

Objekte und kurzen Texte werfen Schlaglichter auf ein heute aus dem Bewusstsein der Oldenburger nahezu komplett verschwundenes Thema.

Den thematischen Abschluss dieser Einheit zum 19. Jahrhundert ist in einem Nebenkabinett zusammengestellt: das bürgerliche Leben im Oldenburg des Biedermeiers anhand von Objekten zum Vereins- und geselligen Leben. Gruppengemälde, auf denen die meisten Personen identifiziert werden konnten, spiegeln ein selbstbewusstes Gruppengefühl der Handwerker und Händler auf der einen Seite, und (wahrscheinlich) der Casinogesellschaft (der gehobenen Gesellschaft) auf der anderen Seite wider. Die Darstellung einer männlichen Kegelgesellschaft und der Vitrinenschrank des Männergesangsvereins „Liederkrantz“ (gegr. 1856) runden die Darstellung dieses gesellschaftlichen Themas ab. Hier findet sich ein guter Anknüpfungspunkt für Gespräche, die das Vereinsleben mit seinem gesellschaftlichen Hintergrund von bürgerlichem Selbstbewusstsein mit dem heutigen Vereinsleben in der Stadt (z.B. Sportvereine) vergleichen.

Der Ausstellungsbereich zur *Geschichte Oldenburgs im 20. Jahrhundert* liegt von der bisher beschriebenen Ausstellung räumlich getrennt, in der ehemaligen Eingangshalle des Stadtmuseums, dem Erdgeschoss der neuen Galerie. Dieser Raum dient als Durchgangsraum in die neue Galerie und auch als Zugang zu den Francksen-Villen, so dass die Ausstellung einigen Anforderungen genügen muss, die eine geschlossene Raumgestaltung schwierig machen.

Da es zu diesem Zeitabschnitt der Oldenburger Geschichte kein Tischmodell mehr gibt (die Ausmaße würden die Räumlichkeiten sprengen), muss sich die Präsentation größtenteils mit Flachware und mit kleinformatigen Objekten begnügen, da wegen der Durchgangssituation des Raumes ein breiter Gehweg erhalten bleiben muss. Wie schon im Raum zum 19. Jahrhundert ist auch hier eine Fülle von Themen angerissen, die die Stadt im vergangenen Jahrhundert geprägt haben. Die Stellwandkonstruktion des Rundganges ist mit blaugraugetönten und vergrößerten Fotografien bezogen, die den Hintergrund bilden für Texttafeln und verschiedene Bildobjekte. In der Ausstellung werden thematisiert: das gesellschaftliche Leben bei Hofe und in der Stadt (mit den wachsenden Auseinandersetzungen zwischen den Gruppen), die Bedeutung des Militärischen in Oldenburg zu Beginn des 1. Weltkrieges. Weiter die Folgen des 1. Weltkrieges für die Stadt und die Revolution 1918, die im Oldenburgischen

Wilhelmshaven ihren Ausgang nahm. Im nächsten Abschnitt wird der aufkommende Nationalsozialismus mit seiner besonderen Oldenburger Prägung (Oldenburg war die erste nationalsozialistisch regierte Stadt im Deutschen Reich) unter dem Gauleiter Karl Röver thematisiert, der Krieg, der Oldenburg so gut wie gänzlich verschont hat und – in umfang-reicherem Maße – die Nachkriegszeit, mit dem großen Flüchtlingsstrom, den Oldenburg aufnehmen und integrieren musste.

Die äußerlichen Veränderungen in der Stadt werden von Fotoobjekten dokumentiert, die den Stadtausbau seit den fünfziger Jahren zeigen, mit Kaufhausbau und Straßenneubau / Autobahnbau aber auch mit Bauten, die kaum mit der Nachkriegszeit in Verbindung gebracht werden, wie z.B. Kirchnerneubauten.

Die relativ umfangreiche Dokumentation zur Stadtentwicklung und –veränderung kann mit und von Besuchern direkt vor der Haustür des Museums problematisiert werden, da man aus der ehemaligen Eingangstür des Museums direkt auf den Umbau des CCH Oldenburg schaut, eines großen Kaufhauskomplexes, der seit über zwanzig Jahren die wandelnden Geschehnisse des Kaufhauswesens widerspiegelt.

Die Fotoschau entspricht in ihrem Wesen den Tischmodellen, die die Stadtentwicklung in den anderen Räumen der Ausstellung beschreiben. Mit dem Medium der Fotografie ist es seit dem 20. Jahrhundert möglich, in kleineren Schritten den Wandel des Ortes zu dokumentieren und auf vielfältigere Weise auf Veränderungen aufmerksam zu machen. Da ein Stadtmodell allein aus räumlichen Gründen nicht mehr ausstellungsgerecht wäre, bilden Fotos und eventuell Karten eine adäquate Alternative zu einem Modell. Allerdings hat der Besucher hier nicht mehr die Möglichkeit, wie in den anderen Räumen, die Modelle direkt miteinander zu vergleichen; er muss quasi aus dem Foto- und Kartenmaterial sein eigenes Modell im Kopf konstruieren.

Die räumliche Begrenztheit der gesamten Ausstellung und die Tatsache, dass sie mit den Gegebenheiten eines privaten Wohnhauses auskommen muss und nicht in einen Museumsbau einziehen konnte, schränkt nicht nur die thematische Auswahl sondern auch die Anzahl der Objekte ein, so dass die jeweiligen Themen nicht umfassend präsentiert, sondern lediglich umrissen werden können.

Die Ausstellung ist in erster Linie an den Modellen und an den Objekten orientiert und vermeidet Textlastigkeit zugunsten einer Vielfalt von Begegnungsmöglichkeiten mit Originalobjekten. Die Vermittlungsarbeit muss sich demnach ebenfalls hauptsächlich auf die Tischmodelle konzentrieren. Die Schau vermittelt an erster Stelle die Entwicklung der Stadt als Baukörper, die Veränderungen durch bauliche Maßnahmen des Raumes innerhalb und außerhalb der Stadtmauern. Das gesellschaftliche, religiöse und militärische Leben wird durch Texte und Objekte beschrieben, die den Modellen und ihrer Zeit zugeordnet werden. So lässt sich in jedem Raum zum einen das Typische einer Epoche (z.B. Festungsanlagen, Umbau zur Gartenstadt) für eine mittlere Residenzstadt bestimmen, zum anderen lassen sich die Oldenburger Besonderheiten in jeder Zeit ausmachen. Die Vermittlungsarbeit kann also jeweils die allgemeine Strukturgeschichte mit den Oldenburger Spezifika verbinden.

Als besonders unglücklich muss die Tatsache bezeichnet werden, dass die Dauerausstellung zur Geschichte Oldenburgs im 20. Jahrhundert räumlich so weit von der Hauptausstellung entfernt ist. Dazu kommt die andersartige Gestaltung, was Farbe und Textform betrifft (übermannsgroße Hintergrundfotografien in blaugrau und Großtexte), so dass kaum eine gedankliche Fortführung des Ausstellungskonzeptes für die Besucher nachzuvollziehen ist. Nicht nur, dass es für Oldenburg um 1950 kein Tischmodell mehr gibt, die Auswahl der Objekte und der chronologische Aufbau im (Durchgangs-)raum machen die Schau zur Geschichte des vergangenen Jahrhunderts zu einer eigenständigen Einheit, die mit der restlichen Dauerausstellung kaum in Verbindung zu bringen ist.

6.1.2 Oldenburg im Klassizismus – Stadtplanung in herrschaftlichem Stil

Der Klassizismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts prägt bis heute das Erscheinungsbild Oldenburgs. Die beiden Großherzöge Peter Friedrich Ludwig (reg. 1785-1829) und sein Sohn Paul Friedrich August (reg. 1829-1853) waren die entscheidenden Persönlichkeiten während dieser grundlegenden Umgestaltung der Stadt (Vgl. hier und im Folgenden: Elerd und Gäßler 1991, Hinrichs 1997). Der aufgeklärte Absolutismus ihrer Regierung machte die geschlossene Bauform, der auch die städtischen Bürger folgten, möglich.

Die nach der dänischen Regierungszeit wieder hier vor Ort installierte Regierung bedeutete für Oldenburg das Ende des mittelalterlichen Stadtwesens. Peter

Friedrich Ludwig ließ die immensen Wälle niederlegen und in landschaftliche Spazieranlagen umbauen. Auch die Anlage des Schlossgartens nach dem Vorbild englischer Parks geht auf seine Initiative zurück. Der neue Herzog war auch der erste, der außerhalb der ehemaligen Stadtmauern für seine Hofbedienten Wohnhäuser bauen ließ (Huntestraße). Damit zusammen fiel die Gelegenheit, die gesamte Straßenanlage außerhalb des Stadtkerns nach zeitgenössischem Verständnis modern zu gestalten. Der Herzog ließ die Straßen begradien, zum größten Teil neu anlegen und vor den Toren in den Straßenverlauf die damals modernen Blickachsen einarbeiten (Vgl. hier und im Folgenden: die Beschreibungen zum entsprechenden Abschnitt in Kap.5.2.1 im Volkshochschulkurs).

Das *Mausoleum auf dem Gertrudenkirchhof*, das Peter Friedrich Ludwig 1785, nach dem Tod seiner Frau Friederike in Auftrag gab, ist sicher eines der wichtigsten Gebäude der Stadt aus dieser frühen Umgestaltungsphase. Das Mausoleum und die darauf hinweisende Blickachse der Heiligengeiststraße bilden den Höhepunkt und Abschluss des Stadtrundganges, da an dieser Blickachse das herrschaftliche Selbstverständnis des Herzogs vorzüglich nachempfunden werden kann.

Aus der Zeit Peter Friedrich Ludwigs ist auch noch der Umbau der Lamberti-kirche zu erwähnen, von dem allerdings heute nur noch der klassizistische Innenraum erhalten ist, der mit dem neugotischen Außenkleid disharmoniert.

Aus der Regierungszeit Paul Friedrich Augusts sind als bedeutende Bauwerke die Kasernenanlagen des Pferdemarktes zu erwähnen, die seit 1819/20 auf- und ausgebaut wurden. Auch das Theater (allerdings nicht in seinem heutigen Erscheinungsbild) und das Peter Friedrich Ludwigs Hospital (gebaut: 1838-41) gehen auf seine Initiative zurück und sind noch heute jedem Oldenburger selbstverständliche Orientierungspunkte in der Stadtachitektur.

Neben dem mittelalterlichen Stadtkern ist diese kurz skizzierte Grundanlage der Stadt bis heute in den Hauptzügen unverändert erhalten und bildet in ihrer stilistischen Geschlossenheit ein hervorragendes Beispiel absolutistischer Residenzarchitektur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Klassizismus prägt das Erscheinungsbild des Oldenburger Stadtzentrums bis heute. Es ist, seit dem Stadtum- und Neubau vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, nahezu unverändert geblieben.

Die Fürsten verstanden sich dabei selbst als Vorbilder ihrer Landeskinder, für deren Aufklärung und Bildung durch die klassischen zeitgenössischen Ideale sie sich verantwortlich fühlten. Die neue und moderne Stadt wurde somit zu einem Abbild fürstlichen Selbstverständnisses, einem Gesamtkunstwerk, das für die Bürger ein nachahmenswertes Ideal vorstellte.

6.1.2.1 Didaktisch/methodische Vorüberlegungen

Eine Bildungsveranstaltung, die den Klassizismus für moderne Erwachsenenbildung aufschließen und diesen mit Heimatgeschichte verbinden will, darf nicht in einer bloßen Stilkunde stehenbleiben. Sie wird den Anforderungen heutiger Geschichtsdidaktik nur gerecht, wenn das zeitgenössisch Besondere herausgearbeitet werden kann und für die heutigen Betrachter zugänglich gemacht wird.

Das bedeutet für den Themenkreis „Klassizismus“: die Modernität und Philosophie des Klassizismus für die Zeitgenossen muss nachvollziehbar werden, der umfassende Plan, nach dem der Stadtumbau vollzogen wurde. Erst wenn die umwälzende Neuerung der Überwindung mittelalterlicher Stadtmauern für die Zeitgenossen verstanden wird, kann die Bedeutung dieser Umgestaltung ermes- sen werden. Darin liegt der didaktische Wert dieser Thematik: Beweggründe und Ziele früherer Stadtentwicklung können die Oldenburger sensibilisieren für heutige anstehende oder zu diskutierende Entwicklungsschritte der Stadt.

Das Ziel einer solchen Unternehmung muss darin liegen, den Teilnehmern Facetten ihrer Stadt aufzuzeigen, die sie wohl selbstverständlich kennen, die sie aber noch nicht in einen inhaltlichen Zusammenhang gestellt haben. Aufgabe einer solchen Veranstaltung ist die Sensibilisierung der Teilnehmer für die Historizität im Alltäglichen, die geistesgeschichtlichen Hintergründe verschiedener historischer Entwicklungsstadien der Stadt, ihrer Grundlagen, Bedingungen und Auswirkungen auf die weitere Entwicklung.

In der hier zu beschreibenden Veranstaltung, die einen vorbereitenden Museumsbesuch mit einem Stadtrundgang verbindet, kann allerdings die theoretische oder Hintergrundinformation nicht allzu ausführlich sein; es steht vielmehr das Sehen und Erfahren durch Gehen im Vordergrund. Der Umfang, oder eher die verblüffende Enge, Oldenburgs im beginnenden 19. Jahrhundert; das gesamte Umrunden der ehemaligen Stadt in einem Spaziergang von nur 90 Minuten

vermittelt einen viel stärkeren Eindruck vom Wachstumsprozess, den die Stadt in zweihundert Jahren durchlaufen hat, als das bloße Betrachten von Plänen und Karten. Dasselbe gilt für die Inaugenscheinnahme der Anlage von Straßen und Plätzen: die klassizistischen Blickachsen vor den ehemaligen Stadttoren sind weitestgehend noch heute zu finden, auch wenn der moderne Straßenverkehr sich in den Vordergrund drängt.

Die Verbindung von Museumsbesuch und Stadtrundgang enthält eine Reihe von günstigen Umständen, die für die historische Erwachsenenbildungsarbeit von Vorteil sind.

Ein Museumsbesuch stimmt die Teilnehmer auf die vergangene Zeit ein. Die Betrachtung des Modelles „Oldenburg um 1850“ vermittelt ein geschlossenes Stadtbild, wie es vor Ort nicht mehr existiert. Bilder und zugeordnete Objekte führen in eine Epoche ein, die bis heute das Erscheinungsbild Oldenburgs prägt. Die Gruppe lernt Peter Friedrich Ludwig und seinen Sohn Paul Friedrich August als die Gestalter Oldenburgs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennen und bekommt damit den Klassizismus als einen zeitgenössisch modernen herrschaftlichen Stil vermittelt.

Die Ansicht Oldenburgs von 1850 in einer bereinigten Form, nämlich dem Modell, dient in diesem Fall sozusagen als ein eigenständiger Stadtplan, mit dessen Kenntnis dann vor Ort die Besichtigung vorgenommen wird. Auf diese Weise wird es möglich, die jüngere Bebauung aus der Wahrnehmung quasi auszuschalten und sich weitestgehend auf die klassizistische Phase der Architektur zu konzentrieren.

Bei der Veranstaltungsplanung gilt es zu bedenken, dass die Teilnehmergruppe sich nicht kennt (und in der kurzen Veranstaltungszeit auch nicht kennenlernt). Um eine uncreative Vortragssituation zu vermeiden, müssen die Methoden so gewählt werden, dass die Teilnehmer untereinander in ein lockeres Gespräch kommen können. Dazu dienen ein niedrighschwelliges Einstiegsniveau und eine Reihe von Fragen, die die Kursgäste dazu einladen, eine Beurteilung abzugeben (z.B. Fragen nach der Schauseite der neuen Häuser, nach dem Bauplatz für das Peter Friedrich Ludwigs-Hospital usw.). Der einfache Zugang zum Thema ist aber auch aus einem anderen Grund geboten, denn es kann bei den Teilnehmern kein Faktenwissen vorausgesetzt werden. Wie oben beschrieben, ist davon auszugehen, dass die klassizistischen Bauten der Stadt bekannt sind; die Geschich-

te ihrer Entstehung aber, die historischen und politischen Hintergründe des 19. Jahrhunderts, sind es (wahrscheinlich) nicht. Von diesen Bedingungen ist bei der Planung für eine Veranstaltung im niedrigschwelligen Freizeit-Bildungsbereich auszugehen. Trotzdem gibt es eine Reihe von Lernzielen, die mit diesem Veranstaltungstyp angestrebt werden.

6.1.2.2 Lernziele

Die Didaktik der modernen Heimatgeschichte strebt mit dem Modelltyp „Museum und Exkursion“ folgende kategoriale Lernziele an:

- Allgemeine historische Phänomene sollen in der Alltagswelt erfahrbar werden
- Gelerntes soll in der Heimatstadt verortet, das historische Wissen in der Heimat nachhaltig verankert werden
- Die Lernenden sollen in die Lage versetzt werden, eine bestimmte Dimension der Stadtgeschichte durch absichtsvolles Sehen „freizulegen“
- Die Teilnehmer sollen mit der geschulten Wahrnehmung selbständig weiter auf Entdeckungssuche gehen können
- Die Teilnehmer sollen kreativ an der Gestaltung der Veranstaltung mitarbeiten und erleben dadurch Geschichte als einen lebendigen, interaktiven Diskurs
- Die Wahrnehmung der Historizität der Heimat soll das vorhandene Geschichtsbewusstsein stärken
- Die Verankerung von regionalen Spezifika soll die regionale Identität vertiefen

Wissensziele

- Die Teilnehmer lernen Peter Friedrich Ludwig und Paul Friedrich August als bedeutendste Fürsten Oldenburgs nach Anton Günther kennen
- Die Teilnehmer lernen das Denk- und Bezugssystem des Klassizismus kennen und bekommen eine Einführung in die Stilelemente der Zeit
- Die strukturellen Unterschiede zwischen Altstadt und „moderner“ klassizistischer Stadt markieren unterschiedliche politische Räume

- Das Stadtmuseum Oldenburg wird mit seiner stadtgeschichtlichen Dauerausstellung bekannt gemacht.

Erkenntnisziele

- Die Teilnehmer sollen von der Feststellung, dass das heutige Erscheinungsbild Oldenburgs von einer staatsphilosophischen Idee des 18. Jahrhunderts geprägt ist, zu der Erkenntnis gelangen, dass ihr Lebensumfeld, die Heimat, sich aus verschiedenen historischen Ebenen zusammensetzt, die nebeneinander bestehen und sich durchdringen
- Stadtplanung und -entwicklung sollen in ihrer jeweiligen historischen Dimension als Gesamtheit von Wohnen, Arbeiten, Verkehr und Erholung erkannt werden
- Erkennen, dass „man nur sieht, was man weiß“
- Die verschiedenen Phasen der Stadtentwicklung sollen als zeitbedingt erkannt werden, in ihren jeweiligen Bedingungsgefügen.

6.1.2.3 Verlaufsplanung

Die hier skizzierte Veranstaltung ist auf ca. drei bis vier Stunden angelegt und als ein kombinierter Museumsbesuch mit anschließendem Stadtrundgang konzipiert. Die Veranstaltung findet idealerweise am Wochenende statt, wenn möglichst wenig Straßenverkehr auf dem Stadtring zu erwarten ist.

Die Veranstaltung beginnt am Stadtmuseum, wo in der stadtgeschichtlichen Dauerausstellung der theoretische Hintergrund vermittelt wird.

Ein stichpunktartiger Kurzurkundgang durch alle Räume der Stadtgeschichte soll verdeutlichen, dass Oldenburg bis ins 19. Jahrhundert hinein die Stadtgrenze (=Stadtmauer) nicht überschritten hat. Diese Stippvisite in der Ausstellung dient auch dazu, den Besuchern, die zum ersten Mal im Stadtmuseum sind (erfahrungsgemäß ein großer Teil der Teilnehmergruppe), Appetit auf einen späteren privaten Besuch zu machen. Sie kann daher auf einfachem Niveau gehalten werden, ohne die Besucher mit Daten und Zahlen schon zu Beginn zu überfordern.

Die Gruppe beendet den einführenden Rundgang im fünften Raum (Oldenburg um 1850) zu einer eingehenderen Untersuchung der hier ausgebreiteten Themen (ca. 45 Min.). Der Schwerpunkt der Vermittlung liegt auch hier auf dem

Tischmodell und den thematisch dazugehörigen Objekten. Zur Sprache kommen die Entwicklung des Stadtkörpers (im Vergleich mit den vorher betrachteten Modellen), die stilistische Geschlossenheit der neuen Projekte, die Anlage des Schlossgartens, die neuen Straßenanlagen (Damm, Gartenstraße, Ofener Straße, Alexanderstraße, Nadorster Straße), der Umbau der Lambertikirche, die Anlage des Pferdemarktes mit Kasernen, die Gestaltung der Schlossfreiheit.

Die heterogene Gruppe, die fehlende Einarbeitungs- oder Vorbereitungszeit und der ungewohnte Rahmen in einem Museum verführen dazu, in eine Vortragsform zu fallen, in der allenfalls noch einige gezielte Fragen beantwortet werden können. Auf diese Weise kommt aber keine Gesprächssituation auf, in der sich die Teilnehmer auch untereinander austauschen. Es geht bei dieser Veranstaltung nicht um einen Seminarkurs. Da davon auszugehen ist, dass die meisten Kursgäste ohne thematisches Vorwissen kommen, sollen die Methoden so gewählt werden, dass die Besucher sich unterhalten und ermutigt fühlen, sich zu dem Themenbereich zu äußern. Zur Einführung in den Zeitgeist könnten Kommentare von Zeitgenossen zitiert werden, die sich über die Modernität Oldenburgs zu Beginn des 19. Jahrhunderts geäußert haben (vgl. die Auszüge aus J. Gruner, W. Tischbein, H. Chr. Andersen, J. Mosen, O. Lasius – alle bei Lübbing 1990).

Bezüge zu heutigen Beschreibungen oder Kommentaren über die Stadt können z.B. mit Slogans der Stadtwerbung in Beziehung gebracht werden.

Das Hauptziel der eingehenden Betrachtung des Modells ist es aber, dass die Gruppe sich in den *Lageplan der Stadt* einsieht, quasi den Stadtplan von 1850 optisch verinnerlicht. Die Erfahrung hat gezeigt, dass viele Teilnehmer mit der Übertragung des Bekannten auf ein Modell einige Schwierigkeiten haben, so dass ihnen hinlänglich Zeit bleiben sollte, das heutige Oldenburg in dem Modell zu entdecken. Dabei hat sich ein einfaches Zeige- und Ratespiel bewährt, bei dem auch der Einsatz eines klassischen Zeigestockes ratsam ist.

Selbstverständlich muss denjenigen, die über das Modell hinaus Interesse an der Zeitgeschichte haben, die Möglichkeit gegeben werden, andere Aspekte der Ausstellung selbständig oder mit Hilfestellung aufzunehmen.

Für diesen Teil der Veranstaltung wird ca. eine Stunde eingeplant. Danach erfolgt eine kurze Vorbereitung auf den Stadtrundgang. Dabei wird das Betrachtete und Erfahrene noch einmal zusammengefasst, offene Fragen können ge-

klärt werden und der nächste Programmpunkt wird kurz skizziert. Die Zeit für Garderobe, Toilette, Museumsshop etc. beträgt ca. zehn Minuten, dann sammelt sich die Gruppe vor dem Eingang des Stadtmuseums.

Der eigentliche Stadtrundgang beginnt sinnvollerweise am Schloss (mit dem Denkmal für Peter Friedrich Ludwig) (M14). Die einzelnen Stationen sind:

Die *Peter Friedrich Ludwig-Statue* auf dem Schlossplatz (1). Der Wahlspruch darauf (Ein Gott – Ein Recht – Eine Freiheit) kann von der Gruppe durch die Vorbereitung im Stadtmuseum schon allein diskutiert und in die Zeit eingeordnet werden. Eine Besichtigung des *Schlossplatzes* mit den klassizistischen Bauten (2) schließt sich an und ein kurzer Abstecher an die Ostseite der Lamberti-kirche, wo noch der klassizistische Giebel unter der jüngeren Umbauung hervorschaut. Der Rundgang führt am Holmer-Flügel des Schlosses vorbei auf den *Paradewall*, von wo aus man einen guten Blick auf die Bebauung der Huntestraße hat (3) (M26). Auf dem Paradewall entlang geht die Gruppe zur Kreuzung am Damm (unter Hinweis auf die Informationstafeln zur Geschichte der Wallanlagen), die vom Prinzenpalais und dem Augusteum dominiert wird. Den Schlosswall entlang bietet sich der nächste Besichtigungspunkt am *Pulverturm* an (wiederum mit einer Geschichtsinformationstafel)(4). Hier wird aber nicht der Pulverturm selbst besprochen, sondern der Casinoplatz mit der Blickachse auf die Gartenstraße, die, mit dem angrenzenden Schlossgarten und der noch geschlossenen Bebauung des 19. Jahrhunderts einen originalen Einblick in das Städtebaukonzept des Klassizismus gibt (obwohl die Häuser erst zum Ende des 19. Jahrhunderts gebaut worden sind). Mit der alten Stadt im Rücken, deren Pflasterung den ehemaligen Übergang in den städtischen Bereich anzeigt, und dem Blick in die verwinkelten Straßenanlagen des Mittelalters wird die herzogliche Idee einer Gartenstadt augenfällig.

Der Rundgang führt weiter auf dem *Theaterwall* entlang, dessen nahezu geschlossene klassizistische Bebauung die Aussageabsicht des Herzogs verdeutlicht, die Stadt wie „aus einem Guss“ zu formen (5). Die Geschosshöhen sind einheitlich, Gebäudeschmuck und Fassadeneinteilung schaffen einen ruhigen und klaren Gesamteindruck auf der ehemaligen Prachtstraße der Stadt. An dieser Stelle bietet es sich außerdem an, bei Interesse der Teilnehmer auf die Stilelemente des Klassizismus, wie er in Oldenburg gebaut wurde, einzugehen (M27). Am Theaterwall können die Teilnehmer auch einen besonderen Aspekt

der grundlegenden Umgestaltung der Stadt erkennen: die Drehung der Schau-seiten der Häuser nach außen. In Städten, die noch von Mauern umgeben sind, stehen die Häuser nach innen gerichtet, sind die besten Wohnlagen im innersten Kern der Siedlung. Nach der neuen Mode des Klassizismus drehen sich die Häuser nach außen, der offenen Landschaft entgegen. Besonders augenfällig wird der Unterschied von Klarheit und Offenheit der Gestaltung bei einem Blick in die Gaststraße. An dieser Stelle könne die Teilnehmer beide Prinzipien des Bauens und Wohnens gleichzeitig betrachten und interpretieren.

Die Gruppe geht weiter zum *Julius-Mosen Platz*, der in seiner halbrunden Anlage mit der ehemaligen katholischen Kirche und Teilen der Bebauung noch original erhalten ist (6). Die Suche nach der Blickachse auf die Ofener Straße wird erfahrungsgemäß von den Teilnehmern auch ohne besondere Aufforderung rasch durchgeführt.

Weiter geht es in die *Wallanlagen*, die noch als Spazieranlage erhalten sind (7). Hier sind die früheren Schanzenspitzen noch gut zu erkennen, die die Haaren im Zickzack um die Innenstadt herumführen. Von den Wallanlagen aus ist der Blick auf das Peter Friedrich Ludwigs-Hospital frei, das den Anlagen gegenüber an der Petersstraße liegt. Erbaut in den Jahren 1838-41 von Paul Friedrich August war es eines der modernsten Krankenhäuser seiner Zeit, das, in idealer Lage, *vor* der Stadt im Grünen lag (Vgl. Brandt, S. 233). An diesem Bauwerk lassen sich noch einmal die wichtigen Stilelemente des repräsentativen späten Klassizismus ablesen und gemeinsam mit der Gruppe bestimmen. Die Wahl des Standorts und die Ausrichtung auf die Stadt lassen sich auch als selbstbewusste Aussage des Großherzogs deuten, der der Stadt ein öffentliches Hospital zur Verfügung stellte. Heute ist das Gebäude als „PFL“ bekannt und beherbergt das städtische Kulturzentrum (M28).

Den inhaltlichen Höhepunkt und Abschluss findet der Rundgang am Anfang der *Heiligengeiststraße* (8). In die modernisierte Pflasterung ist eine ca 1,50 Meter große, kreisrunde Granitplatte eingelassen, genau am Scheitelpunkt der Blickachse stadtauswärts. Von hier aus kann man über die Eisenbahnbrücke hinweg sehen, dass die Blickachse nicht dem Straßenverlauf folgt, sondern in der Verlängerung der Heiligengeiststraße auf den Giebel des *fürstlichen Mausoleums* auf dem Gertrudenkirchhof geführt wird. Obwohl die Eisenbahntrasse heute den Blick nahezu verdeckt, ist die geplante Blickführung noch nachvoll-

ziehbar. Diese Blickachse auf das zu seiner Entstehungszeit geradezu riesige Monument verdeutlicht besser als ein Blick auf den Stadtplan die dem klassizistischen Stadtumbau zugrundeliegende Intention des Landesherren.

Das Mausoleum (erb. 1786-90) war eines der ersten Bauwerke im neuen Stil, die Peter Friedrich Ludwig in Oldenburg erbauen ließ. Für seine Frau Friederike, die erst zwanzigjährig 1785 im dritten Kindbett starb, musste eine angemessene Grabstelle geschaffen werden, nachdem bereits bekannt war, dass die Lambertikirche zu baufällig war, um noch weiterhin als gräfliche Grablege dienen zu können (Vgl. Gäßler 1991, S. 14). Dieses Projekt wurde gleichzeitig zu einem der aussagestärksten des jungen Herzogs. Das Grabmal überragt nicht nur die Kapelle auf dem Gertrudenkirchhof, sondern lag, in der Zeit ihrer Erbauung, wie ein erratischer Klotz in der freien Landschaft (M13). Anhand dieser Abbildung lässt sich auch heute noch nachvollziehen, welchen immensen Eindruck dieses Grabmal auf die Oldenburger des 18. Jahrhunderts gemacht haben muss. Darüber hinaus wird hier verständlich, mit welchem Selbstbewusstsein Peter Friedrich Ludwig sein Konzept einer modernen Stadt verwirklichte.

Ähnlich wie der noch erhaltene Giebel an der Lambertikirche kann an dieser Stelle in der Heiligengeiststraße ein Blick in das Oldenburg des späten 18. Jahrhunderts geworfen werden. Der aufmerksame Spaziergänger entdeckt hier ein zwar überbautes, aber noch immer sichtbares Stück der historischen Stadt, das eben nur gefunden werden kann, wenn man weiß, wonach gesucht werden muss. Es erhält seinen besonderen didaktischen Wert durch die persönliche Inaugenscheinnahme. Zeichnungen oder auch Photographien haben nicht dieselbe Aussagekraft wie eigenes Sehen und Entdecken, das gilt gerade hier besonders, wo es darum geht, innerhalb des bekannten Anblickes eine ältere Blickachse wieder zu entdecken, das Bekannte auf dem unterliegenden historischen Befund zu sondieren.

Der Stadtrundgang zum Klassizismus findet hier seinen Abschluss, die Gruppe ist fast direkt am Stadtmuseum wieder angekommen. Der Stadtrundgang dauert eine gute Stunde, die genaue Veranstaltungszeit sollte allerdings flexibel bleiben, da die Erfahrung gezeigt hat, dass die Teilnehmer unterschiedliche Interessen an Details mitbringen, unterschiedlich schnell gehen usw.

6.1.3 Die Theodor Francksen-Stiftung

Das zweite Beispiel für eine Veranstaltung nach dem Typ 2 „Museum und Exkursion“ bildet ein *vier- bis sechsstündiges Tagesseminar*. Diese Veranstaltungsdauer erlaubt eine tiefgehende Einarbeitung in ein Thema als im ersten Veranstaltungsbeispiel. Diese Möglichkeit wird im vorliegenden Beispiel dafür genutzt, das geschichtliche Thema des großbürgerlichen Lebens in Oldenburg zur Jahrhundertwende ausführlich mit dem modernen bürgerlichen Wohnen und seinen Ideen zu vergleichen. Dafür wird der Kurs in zwei Teile geteilt: eine Exkursion und einen Seminarteil. Ausgangspunkt und Grundlage für die Erarbeitung des großbürgerlichen Wohnens vor 100 Jahren sind die Francksen-Villen im Stadtmuseum.

Das Stadtmuseum Oldenburg ist aus der privaten Kunst- und Geschichtssammlung des Oldenburger Privatiers Theodor Francksen hervorgegangen, der 1914 seine Sammlungen und seine beiden Villen der Stadt vermachte (Vgl. die Biographie von Strahlmann und die Museumsführer von Gäbler (2000) und Gilly. Wilhelm Gilly, Direktor des Stadtmuseums ab 1956, beschreibt den Gründer etwas pathetisch und ehrfurchtsvoll in seinem Museumsführer von 1964:

„Als Liebhaber und Verehrer der Schönen Künste, der er zwangsläufig im Sinne einer vollendeten Harmonie sein mußte, darf er deshalb in des Wortes renaissancehaft-humanistischer Bedeutung wahrlich ein ‚dilettante‘ genannt werden; der Genius der Kunst hatte sich seiner bemächtigt und sollte ihn zu keiner Stunde seines Lebens wieder fliehen!“ (Gilly, S. 5).

Von 1902-1906 unternahm er fünf ausgedehnte Italienreisen, auf denen er seine Kunst- und Antikensammlung gründete und ausbaute. Er arbeitete professionell am Ausbau seiner Kunstsammlung, die neben Antiken und Gemälden auch moderne Graphik umfasste. Bereits ab 1908 hatte Francksen Kontakt zu den Malern der „Brücke“ in Dangast, deren Kunst er ankaufte, ebenso wie die Arbeiten von Bernhard Winter, über den er Bekanntschaft mit dem noch jungen Heimatschutzverein machte. Er hinterließ bei seinem Tod eine Graphiksammlung von ca. 7.000 Blättern, die seitdem systematisch ausgebaut wird.

Neben der bildenden Kunst sammelte Francksen aber auch kunstgewerbliche und handwerkliche Objekte mit regionalem Bezug, mit denen er sein Elternhaus und die dazugekaufte Jürgens'sche Villa ausstattete. Er wollte in seinem Haus

ein „oldenburgisch-kulturhistorisches Museum“ schaffen (Francksen in seinem Testament vom 25.10.1909, zit. nach Strahlmann, S. 93).

Mit großem Engagement arbeitete der Hausherr sein Museumskonzept aus und vervollständigte seine Sammlungen. Seine angegriffene Gesundheit erlaubte es ihm aber nicht mehr, das Museum der Öffentlichkeit zu übergeben. Als er 1914 starb, blieb die Vollendung der Einrichtung noch eine Aufgabe für die Nachfolger, in diesem Fall die Stadt Oldenburg.

Bis 1956 firmierten die Villen unter dem Namen „Heimatmuseum“ – der Name ist als ein Hinweis auf die vom Stifter beabsichtigte Zielrichtung des Museums zu lesen. Die Mischung von regionalgeschichtlicher Reliktsammlung und stilkundlicher Einrichtung im Sinne des Historismus ist in der Region einmalig. Ebenso unvergleichlich ist die Sammlungsstruktur, die die Objekte nicht nach Sachgruppen ordnet, sondern in Raumensembles nach einer bestimmten Epoche oder einem Stil gliedert.

Vom Stifter wurde jedem Raum des Museums ein historisches und kulturgeschichtliches Thema zugewiesen und dementsprechend wurden Einrichtung und Gestaltung einer stilgeschichtlichen Epoche zugeordnet. So ist z.B. die Halle, die „Graf Anton Günther Halle“, ganz im Stil des norddeutschen Barock des 17. und 18. Jahrhunderts eingerichtet. Vom Parkett bis zur (falschen) Balkendecke, mit kostbaren Antiquitäten, zeitgenössischen Gemälden und Möbeln bis hin zur damastenen Wandbespannung erscheint der Raum aus „einem Guss“.

Der Speisesaal hingegen, der „weiße Salon“, wurde 1904/05 im Stil des Rokoko eingerichtet. Die Ausstattung ist bis ins Detail mit historisierender Genauigkeit ausgeführt und macht den Bruch mit der Halle umso deutlicher. Die Einrichtung wurde, nach Entwürfen der Bremer Firma Wellermann und Frölich, von Oldenburger Tischlern ausgeführt. Nach der schweren, ein wenig düsteren Halle macht dieser Raum einen lichten und strahlenden Eindruck und vermittelt ein „höfisches“ Gefühl. Der Raum wurde für festliche Empfänge und Diners genutzt und bot bis zu 24 Personen Platz. Mit dem weißen Salon besitzt das bürgerliche Haus einen Raum, „der veranschaulicht, dass sich das Repräsentationsbedürfnis des Bürgertums um die Jahrhundertwende an dem der Hofgesellschaft in der Residenzstadt Oldenburg ausrichteten“ (Gäßler 2000, S. 21).

Der Empfangssalon, gegenüber der ehemaligen Eingangstür (an der heutigen Raiffeisenstraße), ist mit antikisierenden Möbeln der Zeit um 1910 ausgestattet.

Er präsentiert heute eine Dauerausstellung oldenburgischer Landschaftsmalerei der Jahrhundertwende, die sich parallel zur Worpsweder Malerei entwickelt hatte und eine eigenständige Kunstwürdigkeit der heimatlichen Landschaft nachweist. Die Kunst der frühen Moderne inmitten des historisierenden Mobiliars zeigt deutlich auf, wie vielfältig die künstlerischen Strömungen der Zeit um die Jahrhundertwende waren.

Der erste Stock enthielt zu Francksens Lebzeiten dessen private Räume, von denen lediglich sein Arbeitszimmer heute noch erhalten ist. Es ist 1903/04 in einem lebendigen Jugendstil eingerichtet worden, der vom Fußboden über die Wandpaneele bis hin zum Deckenstück aus „einem Guss“ ist. Die Entwürfe zur Einrichtung stammen von derselben Bremer Firma wie beim Rokoko-Salon im Erdgeschoss. Es entstand ein schöner, einheitlicher Raum entstanden, der auf den Besitzer und Benutzer zugeschnitten wurde. Davon zeugen die Stuckfiguren in den vier Ecken der Decke (Eichhörnchen, Eule, (Lese-)Ratte, Vogel mit Jungen), die die Charaktereigenschaften des Hausherrn darstellen sollen (Sammelleidenschaft, Klugheit, Wissbegierde und Mildtätigkeit). Ebenso persönlich sind die Gemälde in den Supraporten: Ludwig Fischbeck (1866-1954) malte auf der einen Seite die Erbhöfe der Familie Francksen in Butjadingen, die Wurzeln der Familie, auf der andern Seite den Blick auf den Vesuv von Posipillo aus gesehen – ein Blick, den Francksen auf seinen geliebten Italienreisen festgehalten hatte.

Der „blaue Salon“ und das „Ammerländer Zimmer“ in der Jürgensschen Villa zeigen wieder einen jeweils eigenen Stil, für den Francksen stimmige Originalstücke zusammengetragen hat. Der „blaue Salon“ bezieht sich auf die Seenähe des Landes und die Handelsbeziehungen zu den Niederlanden und Übersee, was durch den Kamin aus Delfter Kacheln und zwei Seestücke dokumentiert wird. Das „Ammerländer Zimmer“ zeigt Mobiliar und Dekorationen des ländlichen Raumes um 1800. Dieser Stil wurde in die Stadtvilla geholt und mit entsprechenden Gardinen und Wandbespannungen dekoriert. Dieser Raum dokumentiert, dass die sogenannte „altdeutsche Art“ in dieser Zeit Einzug in die Wohnungen der Städter fand und nicht nur en vogue war, sondern auch mittlerweile als aufbewahrenswürdig und museumswürdig empfunden wurde. Solches Mobiliar wurde um die Jahrhundertwende auf den Bauernhöfen aussortiert und machte industriell gefertigten Möbeln Platz.

Der Stilbruch beim Durchgang vom „Ammerländer Zimmer“ ins „Fürstenzimmer“ ist bewusst stark inszeniert. Die Gemälde der Oldenburger Fürsten ab Peter Friedrich Ludwig lassen die Oldenburger Regenten wie in einer familiären Ahnengalerie erscheinen. Die Einrichtung, die sich am Stil der Mitte des 18. Jahrhunderts orientiert, verweist auf die Gründung der zweiten Dynastie Oldenburger Herzöge und Großherzöge ab 1773. Auch dieser Raum ist wieder vom Parkett über die Türen und Fensterdekorationen bis hin zur Deckengestaltung in sich stimmig.

Von besonderer Bedeutung für Francksen und sein von ihm so genanntes „Schartekenhaus“ ist die „Rote Halle“, die ehemalige Eingangshalle und der zentrale Wohnraum der Jürgens’schen Villa. 1910/12 wurde die Halle in ihrer jetzigen Form im Stile des norddeutschen Barock eingerichtet. Auffällig sind die prunkvolle Kassettendecke, die erst beim Umbau eingezogen wurde, und die Schränke, die von 1699 bzw. 1701 datieren. Die sogenannte „Richtebank“ mit Tellern und Schüsseln verortet den Raum im bäuerlichen Norddeutschland. Auffällig sind die Jugendstilfenster, die Theodor Francksen in Auftrag gegeben hat. Sie brechen die Geschlossenheit der Einrichtung – eine Nachlässigkeit des Hausherren oder gerade ein Hinweis auf das Absichtsvolle der sonstigen Einrichtung?

Im ersten Stock überrascht den Besucher ein kleines, biedermeierliches Damenzimmer, das durch seine stilistische Geschlossenheit besticht. Alle Einrichtungsgegenstände sind in der Zeit zwischen 1830 und 1840 entstanden, das Mobiliar ebenso wie die Dekorationsstücke aus Haar, die kunsthandwerklichen Stücke in der Vitrine oder die Gemälde oldenburgischer Künstler.

Dem Biedermeierzimmer gegenüber liegt die Bibliothek, die ebenso wie das Francksensche Arbeitszimmer in einem geschlossenen Jugendstil, nach den Entwürfen von Wellermann und Fröhlich aus Bremen, eingerichtet ist.

Den Abschluss des Rundgangs bildet das „Oldenburger Zimmer“, das mit Wohnstücken aus dem Oldenburg der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingerichtet ist. Damit ist hier quasi ein Originalzimmer des bürgerlichen Wohnens der Jahrhundertwende erhalten geblieben (auch wenn es von Francksen als Museum eingerichtet worden ist). Denn in seiner Zusammenstellung von Wohngeräten, Möbeln und Dekoration entspricht es ungefähr der Einrichtung, wie Francksen selbst sie aus seinem Elternhaus gekannt haben dürfte.

Die außergewöhnliche Zusammenschau einer Fülle von Relikten aus vier Jahrhunderten plus Antiken und Ostasiatika bildet eine einmalige Sammlung in Norddeutschland. Die Ausstellungsweise in Raumensembles bringt allerdings für den heutigen Besucher auch einige Schwierigkeiten mit sich: Der verwirrende Stilmix der Räume wird oft erst durch eine vermittelnde Einführung verständlich, die das zugrunde liegende Konzept Francksens verdeutlicht. Die eigentümliche Mischung aus Antiquitätensammlung und historisierenden Neubauten bietet die Gelegenheit, dem Lebensgefühl des Großbürgertums, wie es sich in seinem Wohnumfeld ausdrückte, nachzuspüren. Die Spannweite zwischen dem Bewahren alter, heimatlicher Formen und überregionalen Stilen bis hin zur Nachahmung höfischer Lebensformen gewährt einen Einblick in das auch historisch verankerte Selbstverständnis der Oldenburger Oberschicht um 1900.

6.1.4 Wohnen in der Stadt – Gestern und heute.

Ein Tagesseminar zur bürgerlichen Wohntradition in Oldenburg

Der Historismus prägte die Stadt Oldenburg in einem ähnlichen Maße wie hundert Jahre zuvor der Klassizismus. In der Umsetzung dieses bürgerlichen Stils war Oldenburg auf der Höhe der Zeit, in Berlin z.B. wurde zu dieser Zeit in dem selben Stil gebaut. Trotz der residenzstädtischen Enge war hier aber auch eine sehr frühe Aufnahme der Moderne möglich. Walter Müller-Wulckow, Direktor des Kunstgewerbemuseums in Oldenburg, ist Autor der damals weitverbreiteten „blauen Bücher“, die der architektonischen Moderne den Weg bahnten (Vgl. Kap. 5.2.2).

Diese Ambivalenz ist vorzüglich dazu geeignet, die Vielschichtigkeit der Geistesströmungen innerhalb einer Epoche aufzuzeigen. Die Wahrnehmung der Zerrissenheit vieler Zeitgenossen zwischen Rückwärtsgewandtheit und Zukunftsfreude scheint eine gesellschaftliche Befindlichkeit zu sein, die auch heute wieder festzustellen ist.

Grundsätzlich ist dabei noch eine Besonderheit der Francksen-Villen zu berücksichtigen: Durch ihre Einzigartigkeit in der Region und durch ihre historische Doppelfunktion als privates Wohn- und Sammlungshaus und als heutiges Museum nimmt die Theodor Francksen-Stiftung eine Zwischenstellung zwischen Exkursionsziel und Museumsbesuch ein. Man könnte sich vorstellen,

dass auch eine Veranstaltung, die sich nicht mit der Stadtgeschichte selbst befasst oder die in der näheren regionalen Umgebung angesiedelt ist, die Villen als Exkursionsziel einschließt, um sie als historisches Zeugnis zu untersuchen. Gleichzeitig sind sie als ursprünglicher Teil des Stadtmuseums ein einladendes Ziel, um den Menschen, die noch nie in einem Museum waren oder nur sehr selten in eines gehen, eine lustvolle Begegnung mit Geschichte zu ermöglichen.

Eine Veranstaltung, die die Francksen-Villen zum Ausgangspunkt nimmt, hat immer mit dem Themengebiet „Wohnen um die Jahrhundertwende“ zu tun. Durch die Untersuchung des historistischen Wohnstils, seiner Ursprünge, seiner Motivationen und seines individuellen Ausdrucks ergeben sich Einblicke in die gesellschaftliche Befindlichkeit vor hundert Jahren. Die Zeit zwischen Historismus und Moderne bietet für heutige Diskussionen um zeitgemäßes Leben eine Fülle von Anregungen: Leitfragen zur Architektur der Zeit (zum Wohnhausbau, zu den Stiltrends) beziehen sich dabei auf gesellschaftliche Empfindungen der Bauherren bzw. der Architekten. Untersucht werden kann z.B. der Stellenwert von Privatheit und Öffentlichkeit, wie er aus den Räumlichkeiten der Francksen-Villen abzulesen ist (z.B. durch einen Empfangsraum und unterschiedliche Salons), von familiärer Intimität (Wohnzimmer) und individueller Abgeschlossenheit. Die Verbindung von Innen und Außen, von Innenraumgestaltung und Architektur bzw. architektonischem Schmuck mit ihren unterschiedlichen Aussageebenen ist ebenso interessant zu untersuchen wie die Frage, ob der Umgang mit verschiedenen Stilrichtungen zu einem eigenständigen neuen Stil geführt hat.

Eine Veranstaltung zu diesem Themenkreis würde allerdings den Anforderungen an eine moderne heimatgeschichtliche Erwachsenenbildung nicht gerecht werden, verbliebe sie in der rein historischen Untersuchung.

Eine erwachsenenbildnerische Qualität erhält eine solche Übung erst dann, wenn in einem zweiten Teil die Diskussion und ihre Ergebnisse auf *modernes Wohnen und Leben* in der Stadt übertragen werden, mit ihren heutigen Problemen und Spezifika. Die Fragestellungen um Familienwohnen oder Mehr-Generationen-Wohnen bekommen mit dieser zeitlichen Dimension eine andere inhaltliche Bedeutung als eine rein zeitgenössische Untersuchung zur Jahrhundertwende.

Die geschichtliche Betrachtung des großbürgerlichen Wohnens in seinem Spannungsverhältnis zwischen höfischem Leben und städtischem Bürgertum, Rückwärtsgewandtheit und dem Einzug moderner Technik in die Lebenswelt regt zur Übertragung dieser Fragen und ihrer Ergebnisse auf unser Wohnen heute an, auf die modernen Wohnstile und –trends, ihre Aussagekraft und historischen Anknüpfungspunkte.

Woran orientierten sich Wohntrends vor hundert Jahren? Woran orientieren sie sich heute? Welche Stile werden heute bevorzugt? Was drückt der moderne Landhausstil anderes aus als ein technisch-kühler Einrichtungsstil? Was will mir mein Nachbar sagen, wenn er sich eine toskanische Villa in das regenreiche Oldenburg stellt?

Aber auch die Fragen nach der modernen Art des Zusammenlebens von Familien bieten sich für eine Diskussion an und daran anschließend die Frage, woran sich Wohntrends überhaupt orientieren. Denn Wohnen und Einrichten sind ein elementarer Bereich des Lebens, in dem sich der Mensch durch Gestaltung ausdrückt (wie mit einer Sprache). Eine Wohnung gibt Geborgenheit, Rückzugsmöglichkeit von der Außenwelt, Sicherheit, aber sie erlaubt dem Bewohner auch, sich darzustellen, zu präsentieren und sich dabei dem Wunschbild seines Daseins anzunähern (und das ist fast immer eine gesellschaftliche Stufe höher, als er bis dato steht). Die meisten Menschen wohnen nicht unbedingt so, wie sie sind, sondern so, wie sie es sich erträumen, oder wie sie zu sein behaupten.

„Denn in vielen unserer Wohnzimmer lebt die verdammte ‚Gute Stube‘ weiter, dieser aufgeräumte Schauplatz, auf dem die Bewohner vor ihren Freunden, Verwandten, Besuchern (und vor sich selbst) Theater spielen, statt diesen Raum wirklich zu bewohnen, zu gebrauchen.“ (Sack, S. 7).

Der Autor schreibt gegen die vermeintlich autonome Geschmacksbildung moderner Einrichter, die sich frei wähnen von historischen, gelernten und angelernten Geschmackswertungen, nach denen jeder sich seine Wohnung oder sein Haus einrichtet. Dabei ist es unerheblich, welcher sozialen Klasse die betreffende Person sich zuordnet: „Man braucht nicht über Geschmack zu streiten, solange es gültige kulturelle Normen gibt. Es fehlt weniger an den Normen als an der Kenntnis dieser Normen in fast allen sozialen Gruppen“ (Ebenda, S. 14). Eine Untersuchung der Normen der letzten Jahrhundertwende lässt sich stimmig bewerkstelligen. Wie aber steht es mit diesen Normen heute? Der oben

zitierte Bildband vermittelt Einblicke in zahlreiche Wohnzimmer in der ganzen Republik. Dabei werden nicht nur die historischen Zitate (Erbstücke, Prunkdecken etc.) augenfällig, sondern auch die sozialen Stellungsmarker (Bücherwand, Esszimmer usw.) der verschiedenen Beziehungsgruppen. Insofern ist die Aussage der Fotografin Herlinde Koelbl, die Wohnungen nicht nur als Spiegel der Seele bezeichnet, sondern auch als Ausdruck der kulturellen und zivilisatorischen Situation einer Gesellschaft, Nation oder Generation, stimmig und nachvollziehbar.

Die im Folgenden skizzierte Veranstaltung ist aber ebensowenig eine moderne Einrichtungsberatung wie eine Geschmacksschulung für die teilnehmenden Personen. Im Gegenteil, es sollen keine Bezugsgrößen für Geschmack und Bildung vermittelt werden, sondern die historischen und gegenwärtigen Vorbilder für Stil, Geschmack und soziale Stellung herausgefunden werden.

Die Villen Theodor Francksens zum Ausgangspunkt nehmend, kann in Oldenburg selbst ein breiter Querschnitt durch die Wohnformen aller Bevölkerungsschichten der Jahrhundertwende vorgenommen werden. Neben den großbürgerlichen Villen sind dafür die Glashützensiedlungen in Osterburg von Bedeutung, die das Arbeitermilieu dokumentieren. Dazu kommen Siedlungen aus Wohnungsbauprogrammen, wie z.B. die Kriegerheimkehrersiedlungen am Rauhehorst.

Vergleiche mit Beispielen aus anderen Städten (z.B. Würzburg oder Heilbronn) belegen, dass Oldenburg in dieser Zeit typische Lösungen für zeitgenössische Probleme entwickelt hat.

In einem weiteren Schritt wird die Frage nach verschiedenen Wohnkonzepten heute gestellt – von der Architektur bis hin zu unterschiedlichen Einrichtungstrends. In Anlehnung an das großbürgerliche Beispiel um Theodor Francksen steht auch hier der private Wohnhausbau in der Stadt im Mittelpunkt. Anhand ausgewählter Beispiele sollen die unterschiedlichen Ideen, die hinter verschiedenen architektonischen Stilen heute stehen, untersucht werden. Ebenso können verschiedene Einrichtungstrends auf ihre Aussagekraft und ihre historischen Vorlagen hin befragt werden. Hierfür wären eventuell private Wohnhäuser zu besichtigen, soweit die Veranstaltungsleitung dies ermöglichen kann. Ansonsten gibt es die Möglichkeit, Schaufenster einiger zentral gelegener Möbelhäuser

zu betrachten, als ein Kaleidoskop des vielfältigen Angebotes moderner Wohn-trends.

Auf diese Weise lässt sich das Innen und das Außen auch des modernen Wohnhausbaus in Oldenburg miteinander vergleichen und in Beziehung setzen. Mit der erweiterten Kenntnis über historische Bezüge auch moderner Wohnstile lassen sich diese auf ihrer zugrundeliegende Aussageebene diskutieren.

6.1.4.1 Didaktische/methodische Vorüberlegungen

Bei dem hier vorgestellten Seminar handelt es sich um ein acht- bis neunstündiges Tagesseminar, das an die Volkshochschule Oldenburg angegliedert werden kann. Ebenso ist eine Verbindung mit dem InForum Oldenburg denkbar, dort wäre dann die zu erwartende Zusammensetzung der Teilnehmergruppe, zumindest was die Altersstruktur anbelangt, wahrscheinlich homogener. In der Volkshochschule ist von einer altersmäßig sehr gemischten Teilnehmergruppe auszugehen, bei der auch mit sehr unterschiedlichem Vorwissen gerechnet werden muss. Anders als der bereits beschriebene Volkshochschulkurs zur Stadtgeschichte bietet ein eintägiges Seminar intensivere Arbeitsmöglichkeiten, die auch ein vertiefendes Arbeiten an unterschiedlichen, von den Teilnehmern gewünschten Stellen erlauben. Der Zeitrahmen muss dabei so flexibel gestaltet sein, dass eine Verlängerung oder Abkürzung eines Themas unproblematisch möglich ist.

Die *Methoden* sind möglichst diskursiv zu wählen. Nach den Themeneinführungen, die von der Dozentin in Form von Kurzvorträgen gegeben werden, bieten sich an praktisch jedem Punkt des Seminars Möglichkeiten, die Teilnehmer in die Entwicklung der Diskussion einzubeziehen. Das Thema Wohnen geht wirklich Jeden an, es gibt Niemanden, der hierzu nicht persönliche Erfahrungen gemacht hat. Dadurch fällt eine individuelle Verbindung zum Wohnen der Jahrhundertwende wie zu gesellschaftlichen oder sozialpolitischen Fragen zum Thema leichter.

Der theoretische Teil der Veranstaltung arbeitet mit vielen Bild- und Zeichenbeispielen, weniger mit komplexen theoretischen Texten. Die Vielfalt der historischen Interieurs mit ihren geschichtlichen Vorbildern gibt eher einen markanten Eindruck vom Leben von hundert Jahren als es schriftliche Dokumente

könnten. Solche werden zur Kommentierung dazugegeben als eine zeitgenössische Quelle.

Um die Ergebnisse der Seminararbeit zu festigen, gibt es eine Abwechslung zwischen Exkursion und Seminar. Jeder einzelne Themenabschnitt des Tages wird mit einer Besichtigung kombiniert.

Die Eindrücke und Ergebnisse der Exkursionen werden dann jeweils gesammelt und besprochen, so dass ein gemeinsamer Ausgangspunkt für den weiteren Verlauf des Seminars gefunden werden kann und die Teilnehmer ihre Erfahrungen austauschen können. Eine solche Zusammenfassung bildet auch den Abschluss der gesamten Veranstaltung. Sie beinhaltet einen Rückblick auf den Tag, zieht die Linien der einzelnen Fragestellungen und ihrer Beantwortung nach, nimmt die Diskussionen, Fragen und Antworten aus der Teilnehmergruppe auf und lässt zu guterletzt Raum, die Bedeutung des Themas für unser Leben heute zu diskutieren.

Die hier beschriebene Veranstaltung soll auf keinen Fall in einer Art Einrichtungsberatung enden, die den Geschmacksgehalt verschiedener Wohntrends gegeneinander abwägt. Dies ist nicht das Ziel einer Veranstaltung in der historischen Erwachsenenbildung. Es geht vielmehr darum, die historischen Bezüge zu verdeutlichen, mit denen auch wir heute arbeiten, wenn wir unser Wohnumfeld einrichten und derer wir uns wahrscheinlich nur selten bewusst sind. Das Wissen um geschichtliche Wurzeln dessen, was heute als gut-bürgerlich empfunden wird, kann dazu beitragen, dass die Wahrnehmung des persönlichen Umfeldes sensibilisiert wird und der Umgang mit dem Thema Wohnen bewusster gestaltet wird. Letztlich geht es auch hier darum, die historischen Wurzeln unseres Handelns und unseres Geschmacks aufzuspüren und auf ihre Tauglichkeit für das Heute zu befragen.

6.1.4.2 Lernziele

In diesem Kurs zur Geschichte des großbürgerlichen Wohnens sollen folgende kategorialen Lernziele erreicht werden:

- Die Teilnehmer sollen Gesellschaftsgeschichte in ihrer lokalen Ausprägung kennenlernen
- Sie sollen die Stadt als gewachsenen Raum verstehen lernen, in dem die gesellschaftliche Befindlichkeit jeder Epoche sich niedergeschlagen hat

- Es soll durch Vergleiche mit zeitgenössischer Architektur Geschichte als ein ständiger Strom wahrgenommen werden, in den jeder Mensch eingebunden ist und der jeden individuell prägt
- Der Vergleich zwischen den individuellen Ausdrucksmöglichkeiten der Menschen vor 100 Jahren und heute soll das historische Bewusstsein der Lernenden vertiefen.

Wissensziele

- Der Historismus wird als eine der bis heute das Stadtbild prägenden Stil-Epochen bekannt gemacht
- Die Zeit des Kaiserreiches wird in ihrer Vielschichtigkeit zwischen Beharren und Aufbruch in die Moderne vorgestellt
- Die frühe Moderne, die in Oldenburg zu finden ist, zeigt, dass die Stadt vor einhundert Jahren auf der Höhe der Zeit war
- Die Teilnehmer werden mit Theo Francksen als typischem Vertreter des Oldenburger Großbürgertums und als Mäzen bekannt gemacht
- Sie lernen das Stadtmuseum in seiner einmaligen Bedeutung für die bürgerliche Zeit der vorletzten Jahrhundertwende kennen.

Erkenntnisziele

Die Teilnehmer sollen in der Untersuchung ihrer Stadt erkennen:

- dass die Gesellschaft vor hundert Jahren zwischen starken Polen zerrissen war; diese Erkenntnis sensibilisiert sie für gesellschaftliche Probleme von heute
- dass die intensiverte Wahrnehmung eines historischen Objekts auf der Folie des vorher Gelernten zu einem tieferen Verständnis der Geschichtlichkeit der eigenen Stadt führt. Die Verortung von theoretischer Gesellschaftsgeschichte am konkreten Objekt im persönlichen Lebensumfeld verstärkt das Bewusstsein der historischen Wurzeln des Bekannten
- dass jeder Mensch auch heute sich an historischen Vorlagen orientiert, mit deren Aussageebene er sich identifiziert
- dass Wohntrends auch heute gesellschaftliche Befindlichkeit spiegeln.

Außerdem sensibilisiert die direkte Verbindung von Museum und räumlichem Umfeld in der Stadt die Wahrnehmung für das Gleichzeitige von Altem und Neuem im heutigen Stadtbild. Die historischen Spuren im Heute werden besser erkannt, und erst dann wird es möglich, Fragen der modernen Stadtentwicklung kritisch zu diskutieren.

6.1.4.3 Verlaufsplanung

1. Das Tagesseminar beginnt im Stadtmuseum. Das Einführungsthema „Großbürgerliches Wohnen um die Jahrhundertwende“ wird anhand der Villen Theodor Francksens behandelt. Die Bedeutung des Historismus zwischen Nationalstolz im Kaiserreich und der Suche nach einem neuen, zeitgemäßen Stil wird in den Wohnräumen des Privatiers untersucht. Ebenso wird die Außenansicht des heutigen Stadtmuseums untersucht in Hinblick auf das Selbstverständnis des Bauherren (M29). Die Villen stehen beispielhaft für das Schwanken zwischen höfischer Pracht und einer schlichteren funktionalen Moderne (die sich bereits in der zeitgenössischen Kunst abzeichnete). Nicht zuletzt soll auch der Begriff des Historismus in der Architektur und der Inneneinrichtung bekannt gemacht werden.

2. Die Francksen-Villen werden per Fahrrad-Exkursion mit den ungefähr zeitgleich entstandenen Wohnhäusern des Dobbenviertels verbunden. Dies verdeutlicht den Teilnehmern, dass die Wohnhäuser Theodor Francksens keine singuläre Erscheinung sind, sondern den Zeitgeist auf eine typische Weise spiegeln (Vgl. Brake, S. 178-198) (Vgl. M24).

Die Wohnhäuser der Jahrhundertwende gelten den Oldenburgern im Allgemeinen als sehr begehrte, weil anheimelnde und noble Wohnungen, die seit einigen Jahren nach und nach renoviert werden und in neuem / altem Glanz erstrahlen. Die große Anzahl gut erhaltener Stadthäuser vermittelt den Teilnehmenden zum einen, dass Francksen keine singuläre gesellschaftliche Erscheinung war, sondern dem Ideal des großbürgerlichen Wohnens entsprochen hat. Zum anderen lässt die Prägung der Stadt um 1900 durch diesen Haustyp auch eine Vorstellung von Oldenburg vor 100 Jahren überhaupt zu.

3. Hier kann auch die heutige Vorstellung vom großbürgerlichen Wohnen diskutiert werden, wenn alte Bausubstanz wieder hergerichtet wird. Es lassen sich gut Fragen anknüpfen wie z.B.: Woran möchten die heutigen Besitzer er-

innern? Womit bringen sie ihr Selbstverständnis in Verbindung? An welche Traditionen knüpfen sie an?

4. Bei Interesse der Teilnehmer kann die Gruppe noch einen Abstecher nach Osternburg machen, um die zeitgenössische Vielfalt des Wohnens zu zeigen. In Osternburg sind dafür einige Straßenzüge geeignet, wo die Arbeiterwohnungen der ehemaligen Glashützensiedlung z.T. noch nahezu im Originalzustand zu sehen sind. Wenn sie auch nicht von betrachtet werden können, so lässt doch allein schon die Außenansicht, im Vergleich mit den Villen z.B. des Dobbenviertels, die grundlegenden Unterschiede im Wohnen augenfällig werden: mangelnde Privatheit, Enge, keine Trennung von Wirtschafts- und Wohnräumen etc. (Vgl. Brake / Krüger, S. 303-317).

Dazu gibt es einige Originalzitate von Oldenburgern, die hier aufgewachsen sind und sich der besonderen Wohnbedingungen in der Siedlung erinnert haben:

„...Wir wohnten oben rechts in der Nollstraße 1. Man kam zunächst in den Flur, von dort ging man in die Küche. Zur Wohnung gehörten außerdem zwei Schrägkammern und eine Stube. Eine Schrägkammer brauchten die Eltern zum Schlafen, die andere war für die Kinder. Wir waren drei Kinder, zwei haben in einem Bett geschlafen.“ (zit. nach Brake/Krüger, S. 311).

Ein Zitat wie dieses macht den Unterschied zum ausgreifenden und gestalteten Wohnraum an der Raiffeisenstraße deutlich.

5. Pause in einem Café. Der erste Teil der Veranstaltung wird gemeinsam rekapituliert und zusammengefasst. Weiter wird die zweite Hälfte des Kurses vorbereitet und mit den Teilnehmern besprochen. Von hier an soll sich die Gruppe mit Bauen und Wohnen heute beschäftigen, wobei das am Vormittag Gelernte als Diskussionsgrundlage gegenwärtig bleibt. Um das umfangreiche Thema „kleinarbeiten“ zu können, werden einige Fragenkomplexe zur Diskussion gestellt. Die Teilnehmenden können eigene Ideen hierzu beisteuern. Die Fragen für den zweiten Teil des Tages lauten z.B.:

- Welche Wohnstile sind heute auf dem Markt aktuell ?
- An welchen Vorbildern orientieren sich diese Stile ?
- Wer ist der Vorreiter für einen neuen Trend ?
- Für wen werden diese Trends entwickelt und wer kann ihnen folgen ?
- Wie spiegelt Wohnen heute eine gesellschaftliche Grundbefindlichkeit ?

- Wie sehen die Familien aus, die heute „großbürgerlich“ bauen oder renovieren?

6. Vom Café geht es wieder mit dem Fahrrad weiter. Die Besichtigungsobjekte, die für diesen Teil ausgesucht wurden, liegen weiter in der Stadt verstreut. Dank der freien Baugestaltung und des außerordentlich hohen Anteils von Eigenheimen an der gesamten Bausubstanz ist es in Oldenburg leichter als anderswo möglich, individuelle Vorstellungen vom Wohnen umzusetzen. Einige jüngere Häuser werden mit der Fahrradgruppe besucht und dann gemeinsam, vor dem Hintergrund der Architektur der Jahrhundertwende, interpretiert (M30).

7. Das Problem der Betrachtung von modernen Interieurs *in* Häusern lässt sich über einen kleinen Umweg indirekt lösen: Auf der einen Seite gibt es eine große Menge an Bildbänden, die verschiedenste Wohnstile abbilden wie z.B. „Kultiviertes Wohnen“ (Wuppertal 1974), „Das deutsche Wohnzimmer“ (Luzern, Ffm 1980) oder „Bürgerliches Wohnen“ (München 1984), dazu der kaum überschaubare Markt an Einrichtungsratgebern à la „Country living“, „Wohnen heute“ usw. Auf der anderen Seite gibt es die Möglichkeit, Einrichtungshäuser zu besuchen und zu schauen, was die Händler auf dem Markt anzubieten haben. Diese Besichtigungen sind auch am Wochenende durchführbar, dann allerdings muss man sich auf die Schaufenster beschränken. In Oldenburg gibt es, z.B. in der Nähe der Innenstadt, eine Reihe von Einrichtungshäusern, die als Ziel einer solchen Informationsfahrt lohnenswert wären.

Für einen vertiefenden Blick in die modernen Entwicklungen der Thematik wird die Gruppe sich am besten wieder im Sitzen versammeln. Dies kann in einem Seminarraum der Volkshochschule, im InForum, aber auch in einem Café sein. Für die Teilnehmer muss eine Auswahl aus der aktuellen Wohn- und Architektur-Literatur zur Verfügung stehen, so dass ein Querschnitt aus den modernen Vorstellungen vom Bauen und Wohnen betrachtet werden kann. Diese dient auch wieder dazu, den überregionale Charakter von Zeitgeist-Strömungen nachzuweisen, die Ergebnisse werden nicht nur auf die begrenzte Heimatregion bezogen. Die *regionalen Besonderheiten* wie z.B. moderne Landhäuser mit Reetdach (in die untypischer, aber bequemer Weise Gauben eingearbeitet sind) lassen sich mit Fotomaterial aus der Region belegen (M31).

In einer abschließenden Gesprächsrunde werden die Ergebnisse und Entdeckungen des Tages besprochen. Die Erkenntnis, dass Bauen und Wohnen immer etwas mit gesellschaftlichen Bezügen zu tun hat, in denen sich die Bewohner sehen oder sehen möchten, ist sowohl an historischen Beispielen als auch an den überregionalen modernen Trends ablesbar. Jeder Teilnehmer kann diese Ergebnisse auf sich selbst beziehen und seine eigenen Vorstellungen von gutem Wohnen an diesen Kriterien hinterfragen. Dabei soll es auf keinen Fall zu einer Kritik am Wohnen oder am Geschmack der Teilnehmer kommen.

Das *Ziel* der Veranstaltung liegt vielmehr darin, die Teilnehmenden dazu anzuregen, sich über die Vorstellungen vom Wohnen, was jeder mit seiner Einrichtung oder seinem Haus ausdrücken möchte, nachzudenken, sich die gesellschaftlichen Bezüge, innerhalb derer man sich orientiert, zu verdeutlichen. In einer Zeit, in der die gesellschaftlichen Normen des Wohnens und Lebens aufgehoben scheinen, kann es für viele Menschen von Interesse sein, sich über die undefinierten oder unausgesprochenen Normen des alltäglichen Lebens, die die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Gruppe definieren, Klarheit zu verschaffen.

Daneben soll die Wahrnehmung für das persönliche Lebensumfeld sensibilisiert werden, für die Veränderung von Stadtteilen durch Architektur und die historisch gewachsenen Besonderheiten Oldenburgs. Gleichzeitig wird auf das Typische der eigenen Stadt verwiesen, auf die Verbreitung moderner Wohntrends und auf den Zeitgeist, in dem wir uns heute bewegen.

6.2 Fazit

Der zweite Modelltyp zur modernen Erwachsenenbildung durch Heimatgeschichte verbindet Museumsbesuch und Exkursion. Er stellt ein Einsteigerangebot dar für Menschen, die sich von einer umfangreichen Veranstaltung nicht angesprochen fühlen. Das Angebot ist mehr am Freizeitverhalten der Teilnehmenden orientiert als der umfangreiche Volkshochschulkurs; die beiden Beispiele zeigen Vorschläge von maximal sechs Stunden Dauer. Die Verortung in der Freizeit und die relativ kurze Veranstaltungsdauer bedeuten aber nicht, dass bezüglich der Anforderungen der modernen Heimatgeschichte Abstriche gemacht werden müssen. Das Modell „Museum und Exkursion“ genügt allen An-

forderungen, die an eine moderne Heimatgeschichtsdidaktik gestellt worden sind: Die Verbindung von vorbereitendem Museumsbesuch und anschließender Realanschauung stärkt die individuelle regionale Identität. Die geübte Wahrnehmung versetzt die Teilnehmer in die Lage, selbständig Interpretationen städtischer Ansichten vorzunehmen. Das Sprichwort „man sieht nur, was man weiß“ macht den Erfolg dieses Veranstaltungstyps augenfällig: der *fragende Blick* auf die eigene Heimatstadt stärkt das Bewusstsein von geschichtlichen Prozessen (Geschichtsbewusstsein!) und die Erkenntnis, wie diese Prozesse den heimatlichen Lebensraum geprägt haben. Ist dieses an einem Beispiel erfolgreich erarbeitet worden, lässt sich die Methode auch bei anderen Inhalten anwenden.

Modellspezifische Probleme können aus der Gruppenzusammensetzung erwachsen. Da nicht zu planen ist, mit welchem Vorwissen oder welchen Interessen die Teilnehmer einen Kurs buchen, kann es zu schwierig werden, Anknüpfungspunkte zu finden, die das Thema im Erlebnisraum jedes einzelnen Teilnehmers verankern (abgesehen davon, dass jedem Oldenburger die Plätze und Gebäude bekannt sind, die besprochen und besucht werden). Wenn die Gruppe nicht eine gewisse Bereitschaft zur aktiven Mitgestaltung mitbringt, wird es schwer sein, die Fixierung auf die Person des Kursleiters aufzubrechen. Dann eignen sich die Teilnehmer die Inhalte nicht selber an, sondern verharren in einer rezeptiven Haltung, die für einen kreativen Umgang mit dem Kursthema nicht flexibel genug ist. Es ist also von besonderer Bedeutung, die Teilnehmer von Anfang an zum aktiven Mitgestalten zu motivieren, um den Lernerfolg zu sichern.

7 Modell 3: Exkursion und Museum – Graf Anton Günther: regionale Identifikationsfigur und historische Persönlichkeit

In Modell 3 der vorgestellten Konzepte zeigt die moderne Heimatgeschichtsdiaktik ihre Fähigkeit, bestehende, emotional geprägte Geschichtsvorstellungen zu einem mehrdimensionalen Geschichtsbild zu transformieren. In einer Veranstaltung nach diesem Modell wird der *identitätsbildende Umgang mit Heimatgeschichte* erarbeitet. Die Kursteilnehmer werden dazu angeregt, ihre vorhandene Vorstellung über den legendären Oldenburger Grafen Anton Günther zu überarbeiten und sich mit der Verkürzung der historischen Person zu einer Legende auseinanderzusetzen.

Das Veranstaltungsmodell geht von ähnlichen Voraussetzungen aus wie Modell 2. Das heißt, es handelt sich bei diesem Modell um ein Konzept für eine *Einzelveranstaltung*, die mit ca. drei Stunden Länge auch von Ungeübten durchgeführt werden kann. Im Unterschied zu den Beispielen in Kapitel 6 ist in diesem Fall die Adressatenansprache spezifischer: Der Kurs richtet sich an Oldenburger, die sich mit Anton Günther und seinem tradierten Bild bis heute beschäftigen möchten. Eine gewisse Vorstellung vom Grafen und seiner Bedeutung für Oldenburg sollte also mitgebracht werden. Die Besonderheit des Themas bedingt auch, dass dieses Konzept nicht beliebig auf andere Themen übertragbar ist.

Die Reihenfolge von Museumsbesuch und Exkursion ist bei diesem Veranstaltungstyp umgekehrt. Der Stadtrundgang, der den Kurs eröffnet, dient in diesem Fall nicht der Verortung von Erlerntem in der Alltagswelt, sondern er dient der Sammlung des bestehenden Volkswissens, der Heimatlegenden um Graf Anton Günther. Diese Sammlung bildet anschließend die Ausgangsbasis für einen Museumsbesuch, der die historische Persönlichkeit des Grafen und seine Zeit untersucht.

In Kapitel 7.1 folgt eine Beschreibung des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, seiner Ausstellungsstruktur und der zum Thema gehörenden Bestände der Dauerausstellung. Daran schließt sich das Konzept des Veranstaltungsbeispiels an (Kap. 7.2). Dies wird unterteilt in die didaktisch-

methodischen Vorüberlegungen, die Lernziele und die Verlaufsplanung. Das Fazit (Kap. 7.3) setzt die Ergebnisse der Veranstaltung mit den theoretischen Anforderungen der modernen Heimatgeschichte noch einmal in Beziehung.

7.1 Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte

Das zweite regionalhistorische Museum in Oldenburg neben dem Stadtmuseum ist das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte im Schloss.

Die Bestände des Hauses gehen zurück auf das 1921 gegründete Landesmuseum, in dem im Wesentlichen die Sammlungen der Herzoglichen Gemäldegalerie, der Großherzoglichen Sammlung vaterländischer Altertümer und des Kunstgewerbemuseums zusammengeführt worden waren (Hier und im Folgenden: Müller). Der erste Direktor des Museums, Walter Müller-Wulckow, richtete das Museum nach den damals gängigen Ausstellungskonzepten ein, d.h., er kombinierte höfische und bürgerliche Lebenswelt (wie sie sich in kunsthandwerklicher Arbeit darstellte) und trennte davon die bäuerliche Lebenswelt, die der Abteilung Volkskunde zugeordnet wurde. Dabei veränderte er auch nach Gutdünken die Architektur der Räume (das nach 1918 als Wohn- und Repräsentationshaus funktionslos gewordene Schloss enthält so gut wie keine geschlossene Raumeinrichtung der großherzoglichen Familie mehr).

Diese Umbauten blieben in der Folge erhalten und wurden sogar bis in die sechziger Jahre hinein weitergeführt. „Die sogenannten historischen Räume sind also nicht authentische historische Räume – nicht einmal nachgebaute –, sondern sie spiegeln das Geschichtsverständnis [...] der Direktoren des Landesmuseums wider“ (Ebenda).

Die Einrichtung der Dauerausstellung blieb im Grundsatz seit der Eröffnung gleich. Für eine moderne, nach kulturwissenschaftlichem Ansatz gestaltete Ausstellung bedurfte es demnach einer völlig neuen Konzeption, die auch die Bezüge, in denen die Objekte bisher präsentiert waren, nicht berücksichtigen musste (wenn auch die meisten Objekte in der neuen Ausstellung wieder auftauchen).

Was gleich blieb, war lediglich der Grundansatz, dass in diesem Haus kein Schlossmuseum eingerichtet werden sollte, sondern ein *Museum im Schloss*. Ab

1990 wurde an einer neuen Dauerausstellung gearbeitet, wobei von Anfang an die beteiligten Wissenschaftler disziplinübergreifend arbeiteten.

Auf diese Weise konnte dem selbst gestellten Anspruch, die Themengruppen und Objekte nach möglichst vielen Aussagen auf unterschiedlichen Ebenen zu befragen, Rechnung getragen werden.

Die der Ausstellung zugrunde liegende Idee ist es, Erscheinungsformen des ländlichen, städtischen und des höfischen Lebens im Oldenburger Land zu zeigen. Der Zeitraum der Ausstellung erstreckt sich vom Hochmittelalter bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Er wurde in fünf Epochenabschnitte gegliedert (Hochmittelalter, Spätmittelalter, Frühe Neuzeit, Zeitalter der Industrialisierung, 20. Jahrhundert). Der geographische Raum umfasst dabei die heutigen Landkreise Friesland, Wesermarsch, Ammerland, Oldenburg, Cloppenburg und Vechta. Die verschiedenen Lebenswelten am Hof, in Stadt und Land werden zum einen durch die zeitliche Entwicklung begleitet, zum anderen aber auch in ihren komplexen Beziehungen zu den anderen Erfahrungswelten dargestellt. Die Epochen werden jeweils in Jahrhunderte unterteilt. In jedem Abschnitt folgt die Ausstellung der Abfolge Dorf, Stadt, Fürstenhof. Diese Einteilung ermöglicht es dem Besucher, Entwicklungen in jeweils einem Ausstellungsteil zu verfolgen bzw. sich über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Sphären und über deren Veränderungen zu informieren. (Für die Präsentation des 19. und 20. Jahrhunderts ist diese Einteilung aufgehoben worden, da die entsprechende Ständeordnung zum einen nicht mehr die Lebenswelten bestimmte und zum zweiten auch andere Themen aufgegriffen werden.)

Innerhalb dieser Ordnung gibt es wiederum die Unterkategorie des Wandels und des Beharrens. Bestimmte Themenkomplexe wie Handel, Territorialisierung oder Alltagsleben werden in verschiedenen Zeitabschnitten wiederholt dargestellt. Dazu hat aber auch jede Epoche ihre dominanten Themen, die gesondert erörtert werden (so z.B. der Strukturwandel in der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert oder die Bedeutung des Grafen Anton Günther im 17. Jahrhundert).

Die Themenkomplexe der einzelnen Epochen stellen gleichzeitig die Gliederung der Ausstellung dar. Sie sollen nicht alle 70 genannt werden, ich möchte aus der Abteilung des 17. Jahrhunderts hier die Themen nennen, die auch für

die Konzeption des Veranstaltungsbeispiels eine Rolle spielen. Sie werden an der passenden Stelle bei der Museumsführung ausführlicher beschrieben:

- Die Residenzschlösser im Oldenburger Land im 16. und 17. Jahrhundert
- Die gräfliche Familie
- Der Oldenburger Hof im 17. Jahrhundert
- Kunst am Oldenburger Hofe Graf Anton Günthers (1583-1667)
- Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648)
- Politik und Wirtschaft im Zeitalter Graf Anton Günthers
- Die Fürstengrablege
- Der Wechsel der Landesherrschaft: Dänemark, Holstein-Gottorp und Anhalt-Zerbst.

Dem 17. Jahrhundert sind noch neun weitere Themen zugeordnet, die sich mit dem Bauen und dem Leben auf dem Land und in der Stadt befassen, mit der Gegenreformation sowie dem Handel und dem Wirtschaftsleben allgemein.

Dieser kurze Ausschnitt aus dem Themenspektrum zeigt bereits, welche vielfältigen Beziehungsgeflechte sich in der Ausstellung entdecken und verfolgen lassen. Um Orientierungsproblemen vorzubeugen, ist jedem Bereich eine Informationstafel beigegeben, die, neben den Objektbeschreibungen, kurz in das jeweilige Unterthema einführt. Dazu kommt in jedem Raum eine einführende Texttafel, die immer neben der Tür zu finden ist, so dass die Besucher die notwendigen Informationen an immer den gleichen Stellen finden. Die Präsentation von Objekten und Texten ist in der Ausstellung einheitlich gestaltet, lediglich die Farbe der Vitrinhintergründe wechselt mit den Epochen.

Der Ausstellungskatalog wird als konzeptioneller Bestandteil der Ausstellung verstanden (Müller S. 27). Er bietet sowohl vertiefende Hintergrundinformation zu allen Themenkomplexen als auch weiterführende Informationen zu den ausgestellten Objekten.

7.2 Graf Anton Günther – Identifikationsfigur und historische Persönlichkeit

Das Leitthema der Dauerausstellung im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte ist die Beziehungsgeschichte der Stadt und des Landes Oldenburg mit dem Hof und dessen Interessen. Eine herausragende Stellung nimmt dabei die Zeit Graf Anton Günthers (1583-1667) ein, des letzten regierenden Oldenburger Grafen vor der sogenannten Dänenzeit (1667-1785).

Die zu Lebzeiten des Grafen einsetzende Bildpropaganda, die den Fürsten als gütigen Landesvater zeigt, sowie der starke Niedergang Oldenburgs nach seinem Tode (durch den verheerenden Stadtbrand 1676, einen Pestzug 1677), von dem sich die Stadt während der Zeit der Fremdherrschaft nicht erholen konnte, stilisierten den Grafen zu *der* Identifikationsfigur des Oldenburger Heimatbewusstseins. Anton Günther gilt als der Begründer der Oldenburger Pferdezucht. Seine historische Großtat, die im Bewusstsein der Oldenburger noch sehr präsent ist, liegt darin, dass er sein Land vor den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges weitestgehend bewahren konnte (Vgl. Lübbling S. 33-55, S. 107-124; Killisch, Müller, Reinbold S. 220-250, Schmidt 1997, S. 183-284, auch dieses Thema im Volkshochschulkurs, Kap. 5.2.1).

Über die historische Person und ihre Zeit ist allerdings insgesamt wenig bekannt; der Graf existiert in der Stadt als eine Art Legende, über den eine Reihe von Anekdoten tradiert werden. Bekannt ist hier die Figur eines alten Mannes auf einem Pferd mit besonders langem Schweif (Vgl. M10).

In diesem offenen Kontrast zwischen der allgemeinen Vorstellung über eine historische Figur und den Relikten und Fakten über deren Leben und Wirken liegt das Thema der Veranstaltung, die im Folgenden beschrieben wird.

7.2.1 Didaktisch/methodische Vorüberlegungen

Für diese Veranstaltung gilt der Leitsatz, dass das vorhandene Bild, die Vorstellung von Anton Günther als besonders gütigem Landesvater, der seine Kinder vor den Schrecken des Krieges verschonte, nicht vom Dozenten zerstört werden darf, um die bestehende und eine dauerhaft mögliche Identifikation nicht zu

zerschlagen. Vielmehr soll diese Vorstellung behutsam geöffnet werden, damit die individuelle historische Vorstellung mehrschichtiger werden und zusätzliche Facetten aufnehmen kann. Erst dann wird es möglich, sich mit den Teilnehmern über die Besonderheit der Konstruktion von Identifikationsfiguren auszutauschen, ohne dass sie sich bevormundet fühlen und aus dem Gespräch zurückziehen. Das jeweilige individuelle Geschichtsbewusstsein soll in dieser Veranstaltung geweitet und sein Konstruktcharakter bewusst gemacht werden. Das umfangreichere Wissen über Person und Zeit ermöglicht dann ein vertieftes Heimatbewusstsein, das selbstkritisch mit dem tradierten Bild der Vergangenheit umgehen kann. Die Vielschichtigkeit eines lokalen Geschichtsbewusstseins ist Grundlage und Bedingung für ein kritisches Heimatbewusstsein, das in der Lage ist, die Heimatgeschichte eingebunden in die allgemeine Zeitgeschichte zu verstehen, mit ihren jeweils individuellen Ausprägungen im Typischen der Epoche. Dann wird es möglich, Anton Günther als typischen Barockfürsten des 17. Jahrhunderts wahr zu nehmen, der als moderner Fürst regierte und der in die Bedingungen und Handlungsspielräume seiner Zeit eingebunden war. Trotzdem war sein Wirken für Oldenburg herausragend und bedeutend auch in seiner Zeit. So ist es nachvollziehbar, dass Graf Anton Günther zur historischen Identifikationsfigur der Stadt werden konnte.

Auf dieser Basis bleibt es auch möglich, sich jedes Jahr am Anblick des Grafen als Eröffnungsfigur vor dem Kramermarktsumzug zu erfreuen, ohne übertriebener historischer Kleinkrämerei nachzuhängen.

Eine erwachsenenbildnerische Veranstaltung, die sich mit der prägenden Gestalt des lokalen Geschichtsbewusstseins beschäftigt, muss mit dem Gewussten oder Empfundnen über diese historische Person bei den Teilnehmern sehr achtsam umgehen. Dieses Vorwissen darf nicht vom umfangreicheren Wissen des Dozenten zerschlagen werden, will man die Teilnehmer weiter an der aktiven Auseinandersetzung um die Persönlichkeit Anton Günthers beteiligen.

Das Ziel einer solchen Veranstaltung kann es also nicht sein, Fakten im Vortragsstil weiter zu geben, sondern es besteht zuerst einmal im Austausch der Gruppe über ihr Wissen von der Person des Grafen. Erst im Anschluss daran kann an der Vertiefung des historischen Wissens gearbeitet werden, damit die Teilnehmer das Neue aktiv in ihr bestehendes Vorwissen einbauen können.

Nimmt man diese Prämissen ernst, ergibt sich eine sinnvolle Organisation der Veranstaltung, die von den bisher beschriebenen Abläufen abweicht: Anders als bei den bisher beschriebenen Themen ist es hier angeraten, zuerst mit der Gruppe gemeinsam die Spuren des Grafen in der Stadt zu suchen; denn es wird schnell augenfällig, dass zwar an Anekdotischem und Bildhaftem eine Reihe von Erinnerungen an seine Person existieren, es aber kaum konkrete Relikte der Barockzeit und originale Zeitdokumente zum Wirken des Grafen vor Ort gibt. Nach der Spurensuche können sich die Teilnehmer im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte mit der historischen Person des „Pferdegrafen“ auseinandersetzen.

Die museale Annäherung an die Person und die Epoche ermöglicht so eine zusätzliche Aufnahme von Fakten und Hintergründen in das bestehende Vorwissen. Mit dem Einbinden neu erfahrenen Wissens in das bereits Bekannte kann die historische Vorstellung über Anton Günther vielschichtiger werden, ohne das Bestehende zu zerstören.

7.2.2 Lernziele

Mit diesem Veranstaltungstyp werden folgende kategorialen Lernziele verfolgt:

- Die Teilnehmer sollen die heimatgeschichtlichen Traditionen in ihrer historischen Bedingtheit kennenlernen und sie als Ergebnis eines Prozesses wahrnehmen
- Die Teilnehmer sollen die heimatgeschichtlichen Traditionen auf ihren geschichtlichen Gehalt zu überprüfen lernen
- Damit hinterfragen sie ihre eigene Geschichtsvorstellung und stärken damit ihr kritisches Geschichtsbewusstsein
- In einem weiteren Schritt sollen die Lernenden dem bestehenden Geschichtsbild weitere Dimensionen hinzufügen und vertiefen damit sowohl ihr Geschichtsbewusstsein als auch ihre regionale Identität
- Die Teilnehmer erfahren historische Aufklärung über die Heimatgeschichte, indem sie die regionalen Legenden hinterfragen
- Wissensziele
- Die Teilnehmer lernen Graf Anton Günther auf zwei Arten kennen: als historische Persönlichkeit, die in die Bedingungen und Möglichkeiten ihrer

Zeit eingebunden war, und als der väterliche Landesherr, wie er seit seinem Tode überliefert wird

- Sie sollen eine einfache Vorstellung des Begriffes Barock erhalten und damit in die Lage versetzt werden, vergangene Epochen grob zu strukturieren. Mitem Begriff des Barock steht in engem Zusammenhang die grundlegende Wissensvermittlung über das Wirken Anton Günthers im Dreißigjährigen Krieg. Die Teilnehmer lernen, dass die nahezu vollständige Vermeidung von Kriegshandlungen im Oldenburger Land nicht ohne beträchtlichen Kostenaufwand möglich gewesen ist. Pferde, Vieh, Salva Guardian – Anton Günther hat große Investitionen tätigen müssen, um diesen politischen Erfolg zu erreichen und zu erhalten. Der Wert wurde dabei zum größten Teil von der Bevölkerung erwirtschaftet, wobei die finanziellen Erfolge dieser Politik mehrheitlich dem Grafen zugute kamen und nicht dem Lande selbst
- Die Teilnehmer sollen Anton Günther als einen typischen Barockfürsten kennenlernen, der sich in seinem politischen Wirken und in seinem absolutistischen Selbstverständnis an den führenden Fürsten Europas orientierte (Vgl. Schmidt 1997, S. 235-245)
- Nicht zuletzt wird Wert gelegt auf die Tatsache, dass das allgemein bekannte Bild von Anton Günther als altem Mann auf dem Kranich kein realistisches Abbild von Graf und Pferd ist. Das Wissen um die zeitlich unkorrekte Komposition dieses am häufigsten benutzten Bildes (das Pferd Kranich starb bereits, als der Graf erst 22 Jahre alt war) bildet einen wichtigen Grundstein für die Erkenntnis, dass historische Vorstellungen konstruiert werden – manchmal mit weitgehender Willkür.

Erkenntnisziele

- Das zentrale Erkenntnisziel der Veranstaltung ist folglich die Sensibilisierung für die Fragwürdigkeit historischer Leitbilder überhaupt. Die Teilnehmer sollen erkennen, dass historische Traditionen kein vollständiges Bild der Geschichte wiedergeben und dass in diesem speziellen Fall die historische Vorstellung über die Person Anton Günthers stark vereinfacht werden musste, damit dieser als Identifikationsfigur gelten kann. Als Symbol für das Oldenburger Land wird der barocke Fürst in einem stereotypen Bild

tradiert, das in keiner Weise nach einer historischen Verifizierung fragt.
Denn

„bei Symbolen geht es nicht primär um detaillierte Abbildung von Wirklichkeit: sie dient vor allem der kollektiven Selbstdarstellung. Man projiziert sein Selbstgefühl, seine Vorstellungen von sich selbst auf sie – wobei man sie dann manchmal, ohne es zu wissen und zu wollen, von ihrem Urbild gewissermaßen ablöst“ (Schmidt 1983, S. 11).

- Dieses Urbild wieder vielschichtiger zu machen ist das erste Ziel der Veranstaltung.
- Zum zweiten sollen die Teilnehmer sich der Symbolhaftigkeit der Figur selbst klar zu werden, der historischen Verkürzung und Vereinfachung, wie sie in unserem Lebensumfeld heute vorkommt
- Zum dritten kann man über die Funktion eines solchen Symbols für eine Region heutzutage nachdenken. Brauchen wir Anton Günther noch, um uns als Oldenburger zu fühlen? Ist er überhaupt noch eine verbindende Identifikationsfigur für Oldenburger Bürger heute? Wird diese Frage eventuell in Stadt und Land unterschiedlich beantwortet?

In Kapitel 2.3 wird die *grundlegende Methodik* für Veranstaltungen in der Erwachsenenbildung beschrieben, die den lernenden Menschen mit seinem individuellen Geschichtsbild in den Vordergrund stellt. An der hier entwickelten Veranstaltung wird diese Prämisse besonders deutlich, denn bei diesem Veranstaltungsmodell ist die adressatenbezogene Methodenwahl besonders wichtig und muss im Vordergrund der Veranstaltungsplanung stehen.

Es wurde bereits beschrieben, dass das von den Teilnehmern eingebrachte Vorwissen über den Pferdegrafen die Grundlage bildet, auf der die weitere Beschäftigung mit der historischen Person aufbaut. Es ist also hier unbedingt notwendig, dass die einzelnen Gruppenmitglieder ihre eigenen Geschichtsvorstellungen einbringen, um so etwas wie eine Sammlung der verschiedenen Facetten Anton Günters zu erhalten. Von der Mischung und Farbigkeit dieser individuellen Details, vielleicht angereichert mit Anekdoten oder Details aus seinem Leben, hängt anschließend die Lebendigkeit einer Auseinandersetzung über historische Identifikationsfiguren überhaupt ab.

Die Methoden müssen so gewählt sein, dass die Teilnehmer angeregt werden, wirklich alle Details zu benennen, die ihnen zu Anton Günther einfallen, ohne dass sie sich albern vorkommen, weil sie bereits wissen, dass nicht alles, was über den Grafen kursiert, der historischen Wahrheit entspricht. Außerdem muss die Unbeschwertheit im Gespräch bereits von Beginn an geschaffen werden, damit gar nicht erst die Schüchternheit einkehren kann, die aus Angst vor Unwissenschaftlichkeit den meisten Teilnehmern an einer solchen Veranstaltung den Mund schließt.

Um eine solche offene Gesprächssituation zu erreichen, kann die Gruppenleitung z.B. Verschiedenes mitbringen, das konkret mit dem Bild Anton Günther Werbung macht und seine Figur auch heute noch tradiert (den aktuellen Stadtplan z.B., der mit dem bekannten Bild auf dem Kranich wirbt, Kaffeebecher mit dem Abbild u.ä.). Außerdem hat es sich hier bewährt, aus dem eigenen Anekdotenwissen zu erzählen und die Teilnehmer damit einzuladen, Bekanntes zu berichten.

Erleichtert wird die Aufgabe der Einbeziehung der Teilnehmer durch die lockere Atmosphäre beim gemeinsamen Schlendern durch die Stadt. Der Verzicht auf eine nüchterne Seminarsituation mit frontal agierendem Dozenten lockert die Gruppe auf und ermöglicht es besser, dass die Gruppenmitglieder untereinander Gespräche führen.

Im Museum bietet sich eine Mischform zwischen Museumsführung und Gespräch über das zu Sehende an. Die Teilnehmer haben bereits Einiges über Anton Günther erfahren und auch über den zwiespältigen Umgang mit dem legendären Grafen. In der Ausstellung werden sie mit dem politischen und wirtschaftlichen Wirken des Landesherren bekannt gemacht, seinem Hofleben und seinem Nachleben. Sie haben also die Möglichkeit, das bereits Gelernte direkt wieder anzuwenden, zu vervollständigen oder zu überprüfen. Damit kommt diese Herangehensweise dem Lernen Erwachsener auf besondere Weise entgegen.

Eben darum aber auch sollte sich die Gruppenleitung hier im Museum achtsam zurücknehmen und den Teilnehmern den individuellen Raum lassen, sich jeweils mit „ihrem“ Grafen zu beschäftigen. Das Interesse an der historischen Person und einigen ihrer Persönlichkeitsfacetten steht hier im Mittelpunkt und darf nicht von einer starren Museumsführung erdrückt werden. Hier liegt näm-

lich auch die Chance, Museumsbesuche an sich zu einem besonderen Erlebnis zu machen, bei denen jeder Besucher individuelle Anregungen erfahren und ein historisches Thema nach eigenen Vorstellungen erarbeiten kann.

7.2.3 Verlaufsplanung

Eine Veranstaltung zum Leben und Nach-Wirken des Grafen Anton Günthers lässt sich gut in zwei bis maximal drei Stunden durchführen. Um die Touristeninformation mit ihrem Warenangebot als Besichtigungsziel mit in den Stadtgang einbeziehen zu können, ist ein Termin unter der Woche bzw. zu deren Öffnungszeiten geeignet. Wie oben bereits erwähnt, beginnt diese Veranstaltung mit einem Spaziergang durch die Oldenburger Innenstadt auf den Spuren Anton Günthers.

1. Treffpunkt und Ausgangspunkt ist der *Schlossplatz* (M32). Nach Begrüßung und Einleitung wird zuerst das uneinheitliche Stilgemisch der Schlossfassade unter die Lupe genommen. Bildmaterial zu älteren Bauphasen zeigt Anton Günthers grundlegende Umgestaltung von einer Wasserburg zu einem modernen Renaissanceschloss (M33).

Zusammen mit späteren Um- und Anbauten zeigt sich das Schloss heute als ein Stilkonglomerat aus drei Jahrhunderten, dessen Schauseite von der Stadt aus allerdings deutlich vom sogenannten Anton-Günther-Bau dominiert wird (Vgl. Schmidt 1997, S. 238 f., Riedel, S. 35 ff.). An der Nordostseite ist noch der Grundstein aus dem Jahr des Baubeginns 1607 zu sehen, als der Graf gerade einmal drei Jahre im Amt war. Anton Günther hat die Modernisierung seines Schlosses in Angriff genommen, als er von seiner Grand Tour durch Europa zurückkam, noch frisch unter dem Eindruck der modernen prunkvollen und repräsentativen Architektur seiner Standesgenossen; denn: „Kleider machen Leute, das Schloss macht den Fürsten“ (Lübbing 1967, S. 15). Die Einrichtung seiner standesgemäßen Residenz wurde erst durch die Umstände und vor allem die Kosten des Dreißigjährigen Krieges gebremst, dennoch stellte das Oldenburger Schloss zu seiner Zeit ein bedeutendes Stück Herrschaftsarchitektur dar, das sich deutlich von der dörflich-kleinstädtischen Umgebung abhob. Auf die genauen Details der Baugeschichte muss im Rahmen der Veranstaltung nicht eingegangen werden, es ist vielmehr das Ziel, die einprägsamen Veränderungen, die die Wandlung von einer Wasserburg in ein Renaissanceschloss ausma-

chen, nachvollziehen zu können, und die damit einhergehende Veränderung in der Außenwirkung des Gebäudes. Die frühere Trutz- und Schutzwirkung einer nach außen abgeschlossenen Burg wird aufgelöst in eine heitere, nach außen geöffnete Schauseite, die fast ausschließlich eine repräsentative Aufgabe erfüllt. Die Schutzaufgabe der Burg ist hier aufgehoben.

2. In Richtung Marktplatz ist das nächste Besichtigungsziel das *Degodehaus*. Als ältestes erhaltenes bürgerliches Wohnhaus der Stadt steht es beispielhaft für den typischen Hallenhausstil des Oldenburger Wohnhauses vom Mittelalter bis in die jüngere Neuzeit (Vgl. Schmidt 1997, S. 230, Asche, S. 19). Mit seiner hohen Diele für Waren und Wagen, einem Wohngeschoss und mehreren Speicherböden darüber steht es für die Mischung von ländlicher Fachwerkarchitektur und städtischem Handel. Die prunkvolle Giebelseite bezeugt den Wohlstand des Hausherrn, der in dieser bevorzugten Lage, direkt am Rathaus und Marktplatz, bauen konnte. Das spätmittelalterliche Bürgerhaus kann als typisch für Oldenburg angesehen werden und hat das Stadtbild bis weit ins 19. Jahrhundert hinein geprägt (Deuter, S. 26) (M34).

3. Durch die Lange Straße geht die Gruppe weiter bis zur Ecke Kurwickstraße. Hier sind gleich zwei Gebäude interessant. Das ehemalige *Anton Günther-Hotel*, dessen Außenfassade ein überlebensgroßes Gemälde Anton Günthers auf dem Kranich zierte und gegenüber die heutige *Hofapotheke*, die zweitälteste Apotheke in Oldenburg, die seit 1767 in diesem Haus untergebracht ist.

Diese beiden Häuser sind nicht zu Lebzeiten Anton Günthers erbaut worden, gehören aber zu den ersten, die nach dem Stadtbrand errichtet worden sind. Sie sind also noch recht nahe an der Anton Günther-Zeit. Sie repräsentieren das Bauen und Wohnen der wohlhabenden Oldenburger Bürger, das sich wohl nicht sehr anders als in der Zeit vor dem Brand darstellte. Nach Asche gilt das Haus der Hofapotheke als das am besten erhaltene Bürgerhaus des 17. Jahrhunderts in der Stadt (hier und im Folgenden: Asche S. 42 f.). Es wurde unmittelbar nach dem Stadtbrand 1676 gebaut und trotz verschiedener Umbauten kann man noch heute an der Hausseite an der Kurwickstraße die Windenanlage sehen, die für die Speichernutzung als Lager eingerichtet wurde. Die noch in Teilen erhaltene Fassade wird in der Veranstaltung nicht ausführlich besprochen, denn die Umbauten haben vor allem die unteren beiden Geschosse betroffen, so dass die zentrale Schaufläche nicht mehr original ist. Die Gruppe müsste also mit dem

untersuchenden Blick Einiges an Veränderungen erst einmal freilegen, was für einen allgemeinen Stadtrundgang zu aufwändig wäre. Es soll aber hingewiesen werden auf den besonderen Backsteingiebel mit den sogenannten holländischen Dreiecken und die auffälligen Sandsteinquader an den Hausecken, die das Haus in der Weserrenaissance verorten.

4. Gegenüber der Hofapotheke befindet sich das ehemalige *Anton Günther-Hotel*, das mit seiner Rokoko-Auslucht zu einem der schönsten Bürgerhäuser Oldenburgs überhaupt gehört. Es ist wahrscheinlich ebenfalls sehr kurz nach dem Stadtbrand erbaut worden (hier und im Folgenden: *Asche*, S. 44f.). Ein grundlegender Umbau aus dem Jahr 1849 hat allerdings die Straßenfassade bis auf die außergewöhnliche Auslucht verändert, so dass hier nicht mehr viel Zeitgenössisches zu finden ist. Von Bedeutung ist für die Erarbeitung der Anton Günter Zeit und ihrer Wirkung bis heute aber auch nicht die Fassade des Hauses, sondern die nördliche Hausseite an der Kurwickstraße. Hier hat der damalige Theatermaler August Oetken 1908 das in der Stadt berühmte Fresko des Grafen auf seinem Lieblingssperd Kranich gemalt, „ein nicht verblässendes Identifikationssymbol des Oldenburger Landes“ (*Brake, Krüger*, S. 105). Auch Nicht-Oldenburgern fällt dieses Gemälde auf und es ist selbst bei Leuten bekannt, die von der abgebildeten Person oder deren Geschichte überhaupt keine Ahnung haben. Seit das namensgebende Hotel aber den Betrieb eingestellt hat und hier ein Steak-Haus untergebracht ist, hat das Fresko keinen direkten Bezug mehr zum Gebäude, aber, wie *Asche* vermerkt, sind „die Fassade und das Außenfresko von August Oetken, das den Grafen auf seinem Hengst Kranich zeigt, selbst inzwischen so sehr Geschichte geworden, dass wir sie als Denkmäler des Historismus im Stadtbild nicht missen mögen“ (*Asche*, S. 45).

5. An dieser Stelle ist auf dem Rundgang der beste Ort, Anekdoten, Fakten und überhaupt alles Bekannte über den Grafen zu sammeln und auszutauschen, sozusagen zu seinen Füßen. Es ist bemerkenswert, dass es von keinem anderen Herrscher eine ähnlich deutliche Präsenz im Stadtbild gibt. Der einzige Landesvater, an den überhaupt in der Stadt erinnert wird, ist Peter Friedrich Ludwig, dessen Bronzefigur am Übergang von Marktplatz zum Schlossplatz steht. Diese Figur allerdings, die nicht lebensgroß und klassizistisch-realistisch gehalten ist, wurde in und für die Stadt nicht legendenbildend und symbolgeladen wie der riesige Anton Günther in der Kurwickstraße.

6. Die Gruppe geht durch die Kurwickstraße in Richtung Waffenplatz, die Wallstraße hinauf zum *Informationsbüro der Stadt Oldenburg*. Hier gibt es neben Eintrittskarten für Veranstaltungen in der Stadt, Plänen, Postkarten etc. auch die Werbeprodukte Oldenburgs, auf die es der Geschichtsgruppe ankommt: Das Bild des Grafen auf Kaffeebechern, auf dem Stadtplan, auf allen nur denkbaren Werbeträgern für Oldenburg.

Für die Teilnehmer wird hier augenfällig, dass mit dem legendären Grafen, vielmehr mit immer dem gleichen Bild des Grafen, eine lokale Werbefigur geschaffen wurde, die mittlerweile ohne Anbindung an ihre historischen Wurzeln auskommt und funktioniert. So, wie in Bremen der Roland oder in Bayern Ludwig II. funktionalisiert wird, so setzt Oldenburg Anton Günther als Sympathieträger ein, der seine Stadt bewerben und verkaufen soll. Durch die stete Wiederholung des bekannten Bildes auf dem Kranich verliert die historische Person sogar noch eher ihre Individualität, als dass sie dadurch gestärkt oder herausgearbeitet würde.

7. Die zweite Hälfte des Stadtganges beginnt auf dem *Wall*. Hier wird die Gruppe auf die einstige Größe (bzw. räumliche Begrenztheit) Oldenburgs hingewiesen. In den Wallanlagen stehen Informationstafeln, die in die Vermittlung der Stadtentwicklung einbezogen werden um zu zeigen, wie klein nach heutigen Vorstellungen Oldenburg zur Regierungszeit Anton Günthers war. Auf dem Wall ist der Verlauf der Stadtmauer noch leicht nachvollziehbar. Der Hinweis auf das frühere Heiligengeisttor bekommt in diesem Zusammenhang seine historische Bedeutung zugewiesen, wenn die Teilnehmer sich hier ein Tor durch eine hohe Mauer vorstellen können.

8. Durch das Heiligengeisttor betritt die Gruppe die Stadt und geht durch die Achternstraße Richtung Schlossplatz.

Interessant ist auf dem Weg die *Hirschapotheke* (gegr. vor 1637). An dieser Stelle soll (in einen Vorgängerbau) 1676 einer der drei Blitze eingeschlagen haben, die zu dem verheerenden Stadtbrand geführt haben, dem annähernd drei Viertel aller Gebäude der Stadt zum Opfer fielen (Vgl. Schmidt 1997, S. 337-344). Die Apotheke wurde direkt nach dem Brand wieder aufgebaut und ist in ihrer Bausubstanz bis heute unverändert, wie an der unverputzten Seitenfassade gut zu erkennen ist.

9. Der Gang führt die Gruppe wieder auf den *Marktplatz*, diesmal von der anderen Seite aus, mit Blick auf Rathaus und Lambertikirche. Auf dem Marktplatz stehen bei diesem Rundgang aber nicht die Gebäude im Mittelpunkt des Interesses, hier ist es der Platz selbst und seine Bedeutung, die in den Blick genommen werden soll. Die Gruppe soll z.B. die Größe des Rathauses mit der der Kirche und der des Schlosses vergleichen und in Beziehung setzen. Ebenso sind Marktplatz und Schlossplatz vergleichbar. Daraus werden inhaltliche Zusammenhänge sehr schnell deutlich.

10. Der Rundgang wird mit dem gemeinsamen Gang zum Schloss abgeschlossen, bei dem die Ergebnisse gesammelt und noch einmal zusammengefasst werden. Der Spaziergang hat Unterschiedliches zu Anton Günther, seiner Lebenszeit und seiner heutigen Legendenbildung ergeben: Architektonische Überreste des 17. Jahrhunderts in der Stadt zeugen von der tatsächlichen Lebenszeit des Pferdegrafen. Sein heutiges Bild und seine moderne Vermarktung arbeiten lediglich mit einem ikonologischen Stereotyp, das die Lebensrealität der Zeit und vor allem der Bürger und Landeskinder außer Acht lässt.

Diese Erkenntnis wird jetzt in der *Ausstellung „Stadt und Residenz Oldenburg“ überprüft.*

11. Die Gruppe wird im zweiten Teil der Veranstaltung die Räume 17-20 der Dauerausstellung besuchen. In diesen vier Räumen werden die Objekte präsentiert, die die Lebenswelt und das Leben am Hof zur Zeit Anton Günthers dokumentieren.

Bei der Begegnung der Teilnehmer mit den Objekten und Zeitdokumenten muss darauf geachtet werden, dass sie Anknüpfungspunkte an die vorher entwickelte Figur Anton Günthers wiederfinden können, damit eine eigenständige Erschließung der Ausstellung gelingt. Die Führung soll nicht den „echten“ Anton Günther zeigen und den Eindruck historischer Echtheit, eines -so war das damals- vermitteln. Die Kursgäste sollen vielmehr in die Lage versetzt werden, mit dem Ausstellungsmaterial individuell und kompetent umzugehen. Das heißt im Einzelnen, dass jeder sich mit den Aspekten beschäftigen kann, die ihm besonders am Herzen liegen und dass, trotz der vorweg angenommenen Korrektheit einer musealen Präsentation, die historische Konstruktion deutlich gemacht wird. Der Dozent muss sich also hier sehr bewusst soweit zurücknehmen, dass eine direkte und individuelle Annäherung an die Ausstellung und damit an die

historische Persönlichkeit möglich wird. Durch die vorhergegangene gemeinsam entwickelte Vorstellung von der Figur des Grafen wird allerdings ein mutiges und lustvolles Herangehen an die Ausstellungsinhalte erleichtert.

12. Die Führung hält sich sinnvollerweise an die Reihenfolge der Räume, um mit der Grablege als Höhepunkt abschließen zu können.

Die Leitthemen der Räume lauten:

Raum 17: Kunst am Hofe Anton Günthers

Raum 18: Essen und Trinken am Hofe Anton Günthers

Raum 19: Der Dreißigjährige Krieg: Politik und Wirtschaft zur Zeit Anton Günthers

Raum 20: Die Fürstengrablege.

Der *erste Raum* ist der Kunst des beginnenden 16. Jahrhunderts gewidmet. Dabei wird allerdings kein Überblick über das Kunstschaffen und die stilistische Entwicklung der Zeit gegeben, sondern die Kunst wird in einen inneren Zusammenhang mit dem Grafenhaus gestellt. An zentraler Stelle steht deshalb eine Kopie des Oldenburger Wunderhornes und das dazu gehörende Gemälde mit der Jungfrau und dem Horn. Mit Bezug auf die Stammtafel des Oldenburger Hauses wird die Legende um das Horn zu den Gründungsmythen gewiesen, die zur Tradierung der Dynastie einen praktischen Zweck erfüllen sollten (hier und im Folgenden: Vgl. Kallisch, Müller, Reinbold, S. 217). Das frühere Palladium des Oldenburger Grafenhauses hat seine identifikatorische Bedeutung sogar über das Ende dieses Hauses hinaus für die Bevölkerung erhalten. Für die Teilnehmer ist hierbei nicht nur die hinter der Legende liegende Absicht von Interesse, sondern auch die eigentliche Konstruktion solcher Mythen an sich. Noch deutlicher wird diese Legendenbegründung, wenn man die Entstehungsdaten der einzelnen Stücke betrachtet (Ebenda, S. 216 f.): der legendäre Graf Otto soll der schönen Jungfrau im Jahr 989 begegnet sein, zu einer Zeit, da es in Oldenburg noch keinen Grafen gegeben hat. Das Horn selbst stammt aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die Jungfrau auf dem Gemälde präsentiert sich in der modischen Kleidung der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Ähnliche Mythen um historische oder erfundene Personen (z.B. der Löwenkampf Graf Hunos) sind den Teilnehmern sicher bekannt und können in die Diskussion über ähnliche Traditionen bis heute eingebracht werden.

Neben diesen Arbeiten, deren künstlerischer Wert (zumindest der des Hornes) unbestritten bleibt, sind in der Ausstellung einige Gnadenpfennige und Konterfeibüchsen zu sehen, die ein realitätsnäheres Bild Anton Günthers präsentiert (Vgl. Kallisch, Müller, Reinbold, Kat.nr. 28.4 und 28.5, S. 233).

Die Konterfeibüchse von 1667 z.B. zeigt den Grafen als alten Mann von über 80 Jahren in einem überraschend natürlichen Aussehen. Hier tritt der legendäre Landesvater den Teilnehmern zum ersten Mal so entgegen, wie seine Zeitgenossen ihn gesehen haben, bzw. wie er von seinen Zeitgenossen gesehen werden wollte. Die wertvollen Gnadengeschenke zeigen den Fürsten in unterschiedlichem Alter, aber immer in der für ihn typischen Kleidung mit weichem Radkragen und dunklem Mantel (Ebenda). Ebenso wird Anton Günther durch das zurückgekämmte überschulterlange Haar und den Kinnbart wiedererkennbar, sie sind sozusagen sein Markenzeichen. Trotz dieser Reihe von Topoi wird aber für die Besucher hinter diesen Zeichen ein Mensch sichtbar und sei es allein schon durch die verschiedenen Altersstufen, in denen er abgebildet wurde.

Im zweiten Raum (*Raum 18*) ist das für die Gruppe zentrale Objekt ein Gemälde Wolfgang Heimbachs, das Nächtliche Gastmahl von 1640 (Vgl. hier und im Folgenden: Kallisch, Müller, Reinbold, S. 222). Obwohl nicht in Oldenburg gemalt, könnte die Szene so oder so ähnlich auch in Oldenburg ausgesehen haben. Gezeigt wird ein fürstliches Bankett mit 50-60 Personen in einem prunkvollen Raum. Für den Betrachter sind die Ausstattung des Raumes, des Tisches und die Kleidung der Personen bzw. ihr Verhalten und Benehmen von Interesse.

In Bezug auf das Gemälde ist die Beschreibung des Lebens am Hofe Anton Günthers auf die kulturgeschichtlichen Aspekte des Essens und Trinkens ausgerichtet. Anhand verschiedener Bestecke und Besteckteile, die einer Hofdame der Gräfin Sophia Katharina gehörten, können die Besucher die kulturhistorische Bedeutung dieser heute so selbstverständlichen Alltagsgegenstände beurteilen.

Zum Leben bei Hofe gehört auch die Speisekarte und die Vorratsliste mit Kolonialwaren, die auf Informationstafeln beigelegt sind.

Das alltägliche Leben, das im Thema „Essen und Trinken“ angesprochen wird, ermöglicht uns heute eine persönliche und emotionale Annäherung an die Menschen des frühen Barock. Die Unterschiede aber, die durch Objekte und Hinter-

grundinformation verdeutlicht werden, verorten das Ausgestellte als zu einer fremden Zeit zugehörig.

An den Objekten ist erkenntlich, dass Anton Günther, wie auch in seinen Bauprojekten und in seiner Politik ein moderner, standesbewusster Landesherr war, der sich mit zeitgenössischem Luxus umgab.

Dies wird im Weiteren auch an der kleinen Abteilung sichtbar, die sich mit der höfischen Jagd beschäftigt (Vgl. Kallisch, Müller, Reinbold, S. 226 ff.). Die Jagd auf Hochwild war bis ins 19. Jahrhundert hinein ein repräsentatives herrschaftliches Recht und Anton Günther liebte sie in allen verschiedenen Formen (Beizjagd, Treibjagd, auch Hatzen, ebenda). Der Themenkreis dient der Führung als ein weiterer Baustein für die Untersuchung des Weltbildes und des absolutistischen Selbstverständnisses, in dem Anton Günther lebte.

Die Ausstellung behandelt im folgenden dritten Raum (*Raum 19*) dann das Thema, das in Oldenburg am Engsten mit dem Namen Anton Günthers verknüpft ist: Den *Dreißigjährigen Krieg*. Allerdings ist der Krieg hier nicht das eigentliche Thema, sondern er ist eingebettet in die gesamte Politik und Diplomatie, die Anton Günther in den über sechzig Regierungsjahren verfolgt hat. Diese Herangehensweise verdeutlicht auf leicht nachvollziehbare Weise, dass die Neutralitätspolitik des Grafen keine eigentlich landesväterliche Fürsorge gewesen ist, sondern nüchternes politisches Kalkül, nach Abwägung der entscheidenden Parameter. Oldenburg war zum einen zu schwach bewehrt, um Widerstand leisten zu können, zum anderen beruhte die wirtschaftliche Existenz des Landes auf dem Außenhandel, der auch in Kriegszeiten unbedingt aufrecht erhalten werden musste. Deshalb war die Neutralität, die nur um teures Geld zu haben war, für Oldenburg so existenziell wichtig.

Für die Entwicklung eines zeitgemäßen, mehr auf historischen Tatsachen ruhenden Grafenbildes in einer modernen Oldenburgischen Identität steht eine Diskussion über die politischen Handlungen Anton Günthers allerdings nicht an erster Stelle, wenn es um den beliebten Grafen geht. Hier bleibt immer noch die Aussage im zentralen Blickfeld, dass Oldenburg vom Krieg verschont geblieben ist. Die Hauptaufgabe einer modernen Geschichtsdidaktik besteht deshalb darin, eine behutsame Anregung hin zur Wahrnehmung des Grafen als Politiker in Kriegszeiten zu erreichen. In dieser Hinsicht gibt es in der Ausstellung Einiges zu lernen und bestehende Positionen zu überprüfen.

Als wichtige Objekte für diesen Themenkreis sind unter anderem die *Salva Guardiani* zu nennen, die Anton Günther sich von den kriegsführenden Seiten hat ausstellen lassen (und die er mit Geld und Pferdegeschenken bezahlt hat). Daneben sind die Wirtschaftszahlen von Bedeutung, die verdeutlichen, dass der Vieh- und Pferdehandel während des Krieges weiterging und für die Grafschaft überlebenswichtig gewesen sind (Vgl. Kallisch, Müller, Reinbold, S. 235 ff., Kat.Nr. 29.1-6). Danach verschenkte Anton Günther z.B. zwischen 1625 und 1664 insgesamt 4.870 Pferde „zu des Landes Bestem“. Für den Ochsenhandel wurden in Dänemark pro Jahr durchschnittlich ca. 1.000 Stück Vieh gekauft. Diese wurden auf den fetten Butjadinger Marschwiesen gemästet und anschließend in großen Trecks auf den Viehmärkten in Köln, Hamburg und Amsterdam verkauft.

Anton Günther war aber nicht nur der größte Unternehmer in Oldenburg, er war auch der größte Grundbesitzer. „Landeswohl“ war daher immer in erster Linie Eigenwohl.

Die Teilnehmer lernen hier, dass während und durch den langen Krieg die wirtschaftlichen Erfolge kriegerische Heldentaten abgelöst haben. Der moderne Schauplatz fürstlicher Großtaten liegt seitdem auf diplomatischem Parkett und nicht mehr nur auf dem Schlachtfeld.

Den Höhepunkt des Rundganges bildet der vierte Raum (*Raum 20*) mit der *Fürstengrablege*. In diesem nur sehr schwach erleuchteten Raum kann der Besucher den Grafen sozusagen in persona erleben. Zentrale Ausstellungsobjekte sind Teile des Totengewandes, wie es 1937 aus dem Sarg in der Lambertikirche geborgen wurde. Erhalten haben sich die Stücke aus Seidenrips und Taft, die Spitzenbesätze und der Samtmantel (Vgl. Kallisch, Müller, Reinbold, S. 246ff., Kat.Nr.30.1-4). Die Präsentation der besonders gut erhaltenen Textil-Stücke an einer Liegefigur (ohne Kopf) lässt den legendären Grafen als einen normal sterblichen Menschen in Erscheinung treten. Bis hierhin hat man sich immer mit der geschichtlichen Figur eines Fürsten beschäftigt, dessen Wirken und Überlieferung den Menschen hinter der Legende hat verschwinden lassen. In seinem Totengewand tritt dem Besucher der Mensch in seiner sterblichen Leiblichkeit entgegen. Das macht ihn für heutige Betrachter menschlich und in der Menschlichkeit emotional zugänglicher (M35).

Der dunkle Samtmantel mit einem Brustumfang von 135 cm und die seidenen Strümpfe (die Schuhe sind nicht erhalten) zeigen einen großen und kräftigen Mann. Der schlichte Schnitt seiner Kleidung täuscht nicht über die wertvollen Stoffe hinweg. Die stark gefältelten Hosenbeine und der Gamsbauch, mit dem die Jacke ausgestattet war, verortet die Überreste des Verstorbenen wiederum im 17. Jahrhundert.

Das prunkvolle Grabmal, von dem sich leider nur wenige Fragmente erhalten haben, stellt den Grafen als einen typischen Fürsten des 17. Jahrhunderts dar. Entworfen vom Hofbaumeister Schwerdtfeger, wurde es bereits 1660 im Chor der Lambertikirche errichtet und erinnerte den Grafen bei jedem Kirchenbesuch an das bevorstehende Ende seines Lebens, das gleichzeitig das Ende der Oldenburgischen Grafenlinie bedeutete (Vgl. ebenda, S. 246).

Ein kleines Korkmodell zeigt das Epitaph, das im Original über acht Meter hoch gewesen ist.

Auch hier begegnet dem Betrachter wieder ein Fürst, der sich ganz selbstbewusst der barocken Symbolsprache bediente, um seinen Nachruhm schon zu Lebzeiten zu begründen. Die Famaengel auf der Spitze des Epitaphs, die die Wappen der Grafschaft Oldenburg und das der Herzöge von Schleswig Holstein-Sonderburg (der Familie der Gräfin) halten, bestätigen dies.

In diesem letzten Raum der Ausstellungseinheit zum Leben und zur Zeit Anton Günthers von Oldenburg wird dem Besucher deutlich, wie eng die Grenzen gesteckt sind, innerhalb derer die Menschen der heutigen Zeit sich vergangenen Lebenswelten vorstellen können. Die persönliche und menschliche Annäherung an den Menschen Anton Günther, der uns im Totengewand entgegentritt, wird durch sein Grabmal wieder zurückgenommen. Alle geschichtlichen Vorstellungen und Beschreibungen von vergangenen Gedankenwelten werden hier als zeitgenössische Konstrukte deutlich nachvollziehbar.

13. Mit einer Diskussionsrunde über genau dieses Thema endet der Rundgang im Museumscafé. Das legendäre Grafenbild, so, wie er jährlich vor dem Kramermarktzug durch die Stadt reitet, konnte der Gruppe als Konstrukt einer vergangenen Zeit vermittelt werden. Jetzt kann sich ein offenes Gespräch darüber anschließen, inwieweit dieses Grafensymbol heute noch stimmig ist und für eine Oldenburgische Identität von Bedeutung bleibt oder bleiben kann. Ebenso kann darüber reflektiert werden, ob Anton Günther überhaupt noch eine

Rolle für die Heimatidentität der heutigen Oldenburger spielt und ob es notwendig ist, das geschlossen tradierte Grafenbild einer Revision zu unterziehen, um es für moderne Identifikationsangebote nutzbar zu machen. Wäre eine solche Überprüfung überhaupt möglich, ohne das positive Bild Anton Günthers anzukratzen? Brauchen wir heute noch historische Idole?

7.3 Fazit

Eine Diskussion über traditionelle Heimatgeschichte und moderne forschungsgeleitete Geschichtsbilder bringt die Teilnehmenden zum Nachdenken über ihr individuelles Geschichtsbild und ihre Heimatidentität. Die Arbeit mit persönlichen und kollektiven Vorstellungen von Geschichte führt die Menschen nah an ihr Geschichtsbewusstsein heran und ermöglicht es, diese Vorstellungen zu öffnen und zu erweitern. Die Erkenntnis, dass es eine ähnliche regionale Identität für die ganze Gruppe (in mehr oder weniger starker Ausprägung) gibt, zeigt den Beteiligten die Breitenwirkung geschichtlicher identitiver Traditionen. Wenn diese nach der Veranstaltung nicht zerstört, sondern kritisch bearbeitet und intensiviert sind, haben die Teilnehmer eine grundlegende historische Aufklärung erfahren. Hier zeigt historische Bildungsarbeit in der Heimatgeschichte ihren ausgezeichneten Wert für aktive und zeitgemäße Identitätsbildung durch regionale Geschichte.

8 Modell 4: Sonderfall Altenheim: Historische Bildungsarbeit mit alten Menschen - Geschichtsstunden im Lambertistift

Nicht für die Schule, sondern fürs Leben lernen wir. Der Leitsatz vom lebenslangen Lernen steht als Forderung und als Ausdruck des Selbstverständnisses über sämtlichen theoretischen und praxisgeleiteten Arbeiten zum Thema Erwachsenenbildung. Er soll auch hier nicht in Frage gestellt werden. Im Gegenteil: ich möchte hier einen Ansatz vorstellen, der diesen Leitsatz wirklich ernst nimmt und ihn in einem Alter und in einer Lebenssituation anwendet, die bisher in Bildungsveranstaltungen kaum Berücksichtigung findet. Der Begriff des Alters wird in dieser Arbeit nicht über eine bestimmte Jahreszahl definiert. Wie Margrit Kinsler nachweist, ist die Altersgruppe der „Alten“ nicht einzugrenzen (S. 18 ff.). Ich halte mich demnach an die Beschreibung der Teilnehmergruppe als der Bewohner des Altenheimes und der angrenzenden Wohnungen.

Erwachsenenbildung wurde und wird (auch in der vorliegenden Arbeit) deutlich und selbstbewusst von der schulischen Bildung unterschieden. Die Zielgruppe umfasst alle Erwachsenen ab dem Alter von 18 Jahren. Nach oben ist für die Zahl der Lebensjahre keine Grenze gesetzt. Nach der gängigen Lerntheorie, wie sie z.B. von Raapke vertreten wird, besteht auch keine Notwendigkeit, für ältere Erwachsene eine eigene Lerntheorie zu entwickeln. Auch nach Wrobel sind es keine grundlegenden Unterscheidungen durch das Alter, die das Lernen älterer Erwachsener bestimmen, sondern Faktoren wie Bildungsstand, Lerngewohnheiten, geistige Fitness oder einfach die Intelligenz. Diese Faktoren unterscheiden nicht nur alte von jungen Lernenden, sondern auch die Menschen innerhalb einer Altersklasse (Wrobel, S. 53).

Genauer definiert Füllgraff die Besonderheiten des Lernverhaltens alter Menschen. Zusammengefasst lauten sie:

- Im Alter wird die Informationsaufnahme unter Zeitdruck und die Aufnahmefähigkeit für komplexe Informationen schwächer.
- Im Alter wird es schwieriger, neue Informationen in das Bestehende zu integrieren, da diese in der Regel auf ein vorher bestehendes Regelsystem und Deutungsmuster stoßen. Damit werden Umlernprozesse erforderlich.

- Lernprozesse in höherem Alter sind störanfälliger, sie benötigen mehr Kontinuität und Übungszeit.
- Altersunabhängig sind Lernprozesse, in denen neue Informationen als sinnvolle Ergänzungen zu bestehenden Wissens- und Erfahrungsbeständen angeboten werden (Füllgraff 1986, S. 38f.).

Sylvia Kade beschreibt über diese Grundlagen hinaus noch ein verstärktes biographisches Rückschauinteresse bei alten Menschen. Die Vergewisserung des eigenen Lebens, die „biographische Spurensuche“ wird ausführlich dargelegt, die Autorin zieht allerdings keine didaktischen Konsequenzen aus dieser Chance. Sie beschränkt sich darauf, den Austausch von Biographien an sich als Lernchance zu betrachten (Kade, S. 62ff.).

Dies sind, in knapper Zusammenfassung, die Ansätze, die sich in der Literatur zu Bildungstheorie und Bildungsarbeit mit alten Menschen finden lassen. Sie unterscheiden sich in keinem Fall grundsätzlich von den allgemeingültigen Überlegungen zur Erwachsenenbildung. Alle diese Ansätze arbeiten jedoch mit einer Grundannahme, die an keiner Stelle definiert wird, die aber stillschweigend vorausgesetzt wird - Mobilität. Das heißt im Fall von Bildungsveranstaltungen, dass die Teilnehmenden selbständig an den Ort der Veranstaltung gelangen, um dort in einer Gruppe zusammenzukommen.

Ältere und alte Menschen stellen an den äußeren Rahmen einer Bildungsveranstaltung besondere Anforderungen, denen die Veranstaltungsplaner in den Programmen bereits weithin entgegenkommen. Wrobel (Direktor der Volkshochschule Erlangen) z.B. beschreibt das „Nachmittags-/Seniorenkolleg“ der Volkshochschule Erlangen als ein Angebot „keineswegs an eine Randgruppe, sondern vielmehr an eine Zielgruppe, die keine Rücksichtnahme auf ihren Intellekt, sondern auf ihre Lebensgewohnheiten benötigt“ (Wrobel, S. 54). Diese Lebensgewohnheiten sind hier dann z.B. die Uhrzeit (die Veranstaltungen beginnen in der Regel um 15 Uhr), die gepflegte Atmosphäre mit einer Tasse Kaffee usw. Der Autor legt Wert auf die Feststellung, dass die Volkshochschule in diesen Veranstaltungen „Markenware ohne intellektuellen Discount“ liefere (Ebenda, S. 54). Die veränderte äußere Form spreche die (wachsende) Zielgruppe der Senioren lediglich gezielt und gesondert an. Die Mobilität der Teilnehmer ist ihm dabei keiner besonderen Erwähnung wert. Die Aufnahme und Verarbeitung der intellektuellen Markenware Volkshochschule kann diejenige

Person in Anspruch nehmen, die die Örtlichkeit aufsuchen kann. Wer dazu nicht (mehr) in der Lage ist, gehört, nach Wrobel, zur Randgruppe in einem „Betagten-Reservat“. Er unterstützt dabei durchaus eine altengerecht Angebotspalette...

„wenn zum Beispiel – ganz teilnehmerorientiert – etwa in Altersheime, aber nicht nur dorthin, leicht verständliche und unterhaltsame Bildungsveranstaltungen oder altersgerechte Gymnastik und andere gerontologisch konzipierte Angebote transportiert werden. Diese Zielgruppenarbeit kann man dem Bereich einer defizitorientierten Randgruppenbetreuung, jenseits aller lernrelevanten Kriterien zuordnen“ (S. 53).

Mobilität, geistige Frische und Aufnahmefähigkeit gehören hier untrennbar zusammen. Wrobel zitiert in diesem Zusammenhang einen Aufsatz von Ortfried Schäffter, der (bezeichnenderweise) von der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes herausgegeben worden ist. Aus dieser Arbeitsstelle ist das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung hervorgegangen (mit einer deutlichen Anlehnung an die Volkshochschulen in seinen Bildungskonzepten). Es kann daher nicht verwundern, wenn Bildungsveranstaltungen nach einem unterliegenden Verlaufs-Muster gedacht und geplant werden, das an sich nicht in Frage gestellt wird.

Auf der anderen Seite ist es durchaus merkwürdig, wenn in der wenigen Literatur, die es zum Lernen älterer und alter Menschen überhaupt gibt, die Bedeutung der Kontinuität des Lernens so deutlich herausgehoben wird und dann an der Mobilitätsgrenze halt gemacht wird.

Bildlich gesprochen endet das lebenslange Lernen an der Tür des Altenheims! Die schon 1974 gestellte Forderung nach einem aktiven Bemühen um geistige Fitness alter Menschen (Reimann/Reimann, S. 151) scheint sich bis heute nicht wirklich und umfassend durchgesetzt zu haben. Der Zusammenhang von körperlicher und geistiger Gesundheit ist zwar festgestellt und belegt, eine weitergehende Selbstverständlichkeit von Bildungsarbeit im Altenheim hat sich daraus allerdings nicht ergeben.

Es mag an einer unausgesprochenen Annahme der meisten Menschen liegen, dass Altersheime noch immer mit einem „kollektiven Wartesaalgefühl“ (Kinsler) in Verbindung gebracht werden, eine Vorstellung, die eine aktive Bildungsarbeit für nicht möglich oder, noch schlimmer, für nicht nötig erachtet.

Wenn man aber Lernen und Lernfähigkeit als eine anthropologische Konstante annimmt, kann diese Zielgruppe nicht außer Acht gelassen werden und es wird zu diskutieren sein, ob Bildungsarbeit im Altenheim nur mit einem „intellektuellen Discount“ angeboten und durchgeführt werden kann.

8.1 Erfahrungsbericht aus dem Lambertistift Oldenburg

Seit sechs Jahren leite ich die monatlichen *Geschichtsstunden* im Lambertistift Oldenburg. Im Folgenden gebe ich einen Bericht über meine umfangreichen Erfahrungen mit historischer Bildung im Altenheim. Mit diesem Projekt habe ich didaktisches Neuland betreten und grundlegende konzeptuelle Leitlinien für diesen Forschungs- und Arbeitsbereich entwickelt. Die Ergebnisse aus der Praxis werden dabei mit den im ersten Teil der vorliegenden Arbeit bestimmten Theorien zur historischen Erwachsenenbildung und zur regionalen Identität abgeglichen.

8.1.1 Das Lambertistift und seine Bewohner

Das Lambertistift Oldenburg ist ein Altenheim für insgesamt 70 Personen. Träger des Heimes ist eine Stiftung unter dem Dach der Diakonie. Von den Bewohnern des Heimes sind 30-40 Personen der Pflegestufe I zuzurechnen, d.h. sie leben in ihrem Alltag weitestgehend selbständig, mobil und im Allgemeinen ohne besonderen Pflegeaufwand. An das Stift angeschlossen ist eine kleine Wohnanlage, deren Bewohner zwar völlig selbständig leben, auf Wunsch aber an den Mahlzeiten und dem Kulturprogramm des Heimes teilnehmen können. Aus diesen beiden Gruppen setzt sich der Teilnehmerkreis der Geschichtsstunden zusammen. Das sind jeweils ca. 15 Personen, im Alter von 70 bis 98 Jahren.

Bildungsstand und Bildungsgewohnheiten sind in der Gruppe sehr heterogen. Die meisten Teilnehmer haben einen Volksschulabschluss, wenige Abitur; bis jetzt war allerdings noch kein Akademiker unter den Teilnehmern.

Bei den Bildungsgewohnheiten differiert die Gruppe deutlicher: Einige lesen regelmäßig die Tageszeitung und nutzen das Fernsehen, andere beschäftigen sich kaum noch aktiv mit gegenwärtiger Politik und gesellschaftlichen Entwick-

lungen. Einige wenige sind persönlich an der Stadtgeschichte interessiert und beschäftigen sich intensiv damit. Das historische Faktenwissen ist sehr unterschiedlich ausgeprägt. Bei konkreten Themen zeigt sich aber immer wieder, dass in der individuellen Erinnerung eine ungeheure Menge an Fakten und auch Daten gespeichert sind, die, bei einer persönlichen Ansprache, relativ leicht aktiviert werden können. Die mangelnde Mobilität führt allerdings dazu, dass anspruchsvollere lokale Veranstaltungen wie Vorträge, Filmpräsentationen usw. nicht mehr wahrgenommen werden können. Dies wird von den Interessierten selbst als großer Nachteil wahrgenommen.

Die Gruppe besteht zum überwiegenden Teil aus Frauen, es gibt nur zwei männliche Teilnehmer, die zu jeder Veranstaltung kommen (zu den daraus resultierenden Themenentscheidungen siehe unten).

Die Bewohner des Lambertistiftes stammen im Allgemeinen aus dem unteren Mittelstand: Handwerker, untere Beamtengrade, Einzelhändler usw. Die meisten sind Oldenburger bzw. stammen aus dem Umland und haben ihr Leben hier verbracht. Es gibt aber auch regelmäßige Teilnehmer, die überhaupt keinen biographischen Bezug zu Oldenburg haben und aus den verschiedensten Gründen hier im Altenheim wohnen. Diese nehmen an den Geschichtsstunden teil, um etwas über ihre neue Heimat zu erfahren, „auch wenn ich sie nicht mehr kennenlernen kann“, so eine Teilnehmerin aus Dresden (hier und im Folgenden stehen Aussagen von Teilnehmern in Anführungszeichen ohne weitere Kennzeichnung).

Im Großen und Ganzen hat sich in den letzten Jahren eine feste Kerngruppe herausgebildet, zu der einige wechselnde Teilnehmer dazukommen. Grundsätzlich ist die Geschichtsstunde offen für alle Bewohner des Lambertistiftes, die Teilnehmerzahl wurde aber mit zunehmender Erfahrung auf ca. 15 Personen beschränkt. Mit einer größeren Teilnehmerzahl geht die direkte Ansprache- und Austauschmöglichkeit verloren. In einer größeren Gruppe wird es schwieriger, sämtliche Wortbeiträge zusammenzufassen, und die Gruppe entwickelt sich zu einer Zuhörerschaft, die sich eher des persönlichen Beitrages enthält und einen Vortrag konsumiert. Mit 15 Teilnehmern findet noch jeder am großen Konferenztisch einen bequemen Sitzplatz und es bildet sich eine funktionierende Gesprächsrunde. Der große Kreis ermöglicht einen guten Augenkontakt unterein-

ander und eröffnet somit die beste Gesprächssituation, an der jeder aktiv teilnehmen kann.

Die Geschichtsstunde dauert ca. eine Stunde, d.h. nach einer Stunde wird der allgemeine Teil beendet und die Gruppe beginnt, aufzubrechen. Bis allerdings die Teilnehmer die letzten Details, die ihnen auf dem Herzen liegen, erzählt haben und die persönliche Verabschiedung beendet ist, vergeht im Allgemeinen noch einmal eine Viertel- bis eine halbe Stunde. Dieses Vier-Augen-Gespräch mit einer „Studierten“, die „extra von der Universität zu uns kommt“, hat für viele Teilnehmer einen hohen Stellenwert und wird ihnen ausführlich zugestanden.

Hier zeigt sich ein Kommunikationsphänomen, das auch in Gruppen mit jüngeren Teilnehmern zu beobachten ist: In dem Moment, in dem die inhaltliche Verbindung der persönlichen Lebensgeschichte mit der „offiziellen“ Geschichtsschreibung zustande kommt, entwickeln die Teilnehmer ein starkes Bedürfnis, *ihre* Geschichte zu erzählen. Als Kommunikationspartner wird dafür meistens die Dozentin gewählt, entweder, weil sie als kompetent empfunden wird, das Besondere an der eigenen Biographie zu verstehen, oder weil die anderen Heimbewohner die Geschichte(n) bereits kennen – das vermag ich nicht zu beurteilen. Auf jeden Fall löst die Einführung in das Stundenthema, wenn es in die Lebensspanne der Teilnehmer fällt, oft eine Fülle von Erinnerungen aus, die jeder direkt und sofort, auch durcheinander, mitteilen möchte. Die Aufgabe der Dozentin besteht dann zuerst einmal darin, eine Kommunikationsstruktur zu schaffen, in der gemeinsames Arbeiten und Bearbeiten der verschiedenen Aussagen möglich wird. In der Auflösung der sehr starken Dozentenorientierung liegt m.E. sogar eine der wichtigsten Aufgaben in dieser Art von Gruppenarbeit. Denn erst wenn die Teilnehmenden in der Lage sind, die individuellen Geschichtserfahrungen *gegenseitig* auszutauschen und auf einer Metaebene (mit Bezug zur großen Geschichte) miteinander zu vergleichen, ist ein tiefgehender Lernerfolg zu verbuchen. Dass es für einen so schwierigen Arbeitsschritt erst einmal nötig ist, die Erinnerungen überhaupt wieder hervor zu holen und unreflektiert zu äußern, versteht sich von selbst.

Es findet also zu Beginn einer Stunde, nach der Einführung in das Thema, erst einmal eine bunte Sammlung von Erinnerungen statt, die die Teilnehmenden von sich aus beizusteuern haben. In einem zweiten Schritt werden diese Aussa-

gen dann sortiert. Denn erst eine nachvollziehbare Sinnstruktur, in die die jeweiligen Erinnerungen eingebettet werden können, machen die persönlichen Erlebnisse Einzelner als Ausdruck des Allgemeinen nachvollziehbar. Diese Phase wird deutlich von der Dozentin geleitet. Es ist ihre Aufgabe, das Persönliche in das Allgemeine einzupassen und die Anknüpfungspunkte aufzuzeigen, mit denen das individuelle Geschichtserleben als gelebtes Leben mit der regionalen und nationalen Geschichte verbunden ist.

Erst wenn dieser Schritt vollzogen ist, können die Teilnehmer dazu übergehen, ihre eigene Geschichte mit der der anderen Gruppenteilnehmer zu vergleichen. Die ähnlichen oder auch die ganz anders garteten Erlebnisse können dann zu einer multiperspektiven Geschichtswahrnehmung führen. In dieser kann der Einzelne neben seiner reflektierten Erinnerung auch andere Lebensgeschichten gelten lassen und als Ausdruck der allgemeinen Geschichte erkennen.

Mit dieser Beschreibung bestätigt das Lernverhalten in dieser Geschichtsgruppe weitestgehend die Theorie zum Lernen Erwachsener, die Grundtendenzen und -annahmen treten aber, nach meiner Erfahrung, bei lernungewohnten Gruppen alter Menschen noch deutlicher zu Tage als in anderen Erwachsenenveranstaltungen. Die relative Abgeschlossenheit, in der die Bewohner eines Altenheimes leben, und die ausgeprägte Tendenz alter Menschen, sich der eigenen Lebensbetrachtung hinzugeben und stark in Erinnerungen zu leben, verlangen von der Leitung eine stärkere Konzentration auf die Zusammenführung der individuellen Aussagen, damit die Stunde nicht in Einzelberichte verfällt, nach dem Typus „also, bei mir war das so...“.

Eine zweite Besonderheit bei der historischen Bildungsarbeit mit alten Menschen ist die schwierigere Erarbeitung eines Gegenwartsbezuges. Das Kreisen um die eigenen Lebenserinnerungen lässt oft den Eindruck entstehen, die Alten hätten kein Interesse mehr an ihrer heutigen Umwelt, der Politik und dem Weltgeschehen. Die Erfahrung im Geschichtskreis hat gezeigt, dass das Gegenteil der Fall ist: die gesellschaftlichen Bewegungen und Strömungen werden sehr wohl von den Alten wahrgenommen und vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen reflektiert. Es ist allerdings so, dass es oft an der Wahrnehmung der jüngeren Generationen liegt, dass das Referenzsystem, an dem die Alten ihre Erkenntnis abgleichen, nicht mehr bekannt ist oder nicht mehr erkannt wird.

So löste z.B. ein zufälliges Gespräch über die Fotos, auf denen sich Kanzler Schröder in mondäner Pose mit einer Zigarre hatte ablichten lassen, in der Gruppe kontroverse Diskussionen aus über die vermeintliche Selbstdarstellungssucht von Politikern und anderen Menschen der Gesellschaft. Die von einigen geforderte Schlichtheit in der Außenwirkung öffentlicher Personen erinnerte andere unangenehm an die repressive Öffentlichkeit der fünfziger Jahre. Wieder andere verbanden mit dem bloßen Anblick einer Zigarre die Erinnerung an Carl Röver (den NSDAP- Gau – Leiter Oldenburg-Bremen)

Dieses kleine Beispiel zeigt, dass die Bezugssysteme alter Menschen, in die aktuelle Ereignisse eingeordnet werden, für sehr viel jüngere Menschen kaum nachzuvollziehen sind, geschweige denn in die didaktischen Vorüberlegungen für eine Geschichtsstunde mit einbezogen werden können. Hieraus ergeben sich zwei Konsequenzen für die Bildungsarbeit mit Alten: zum einen muss eine Stunde, was die Wissensziele betrifft, noch deutlich offener gestaltet werden als in der Erwachsenenarbeit ansonsten üblich. Die individuellen Eingangsvoraussetzungen machen sich bei den einzelnen Lernschritten noch stärker bemerkbar als bei jüngeren Senioren. Zum anderen muss man sich unbedingt davor schützen, individuelle Lernerfolge als nicht zeitgemäß oder als banal zu empfinden. Dazu ein kleines Beispiel.

Frau T., eine treue Teilnehmerin der Geschichtsstunde, Jahrgang 1913, stammt aus einer einfachen Bauernfamilie aus Ostfriesland. Im Alter von 14 Jahren ging sie „in Stellung“ auf einer Nordseeinsel und hat sich bis zu ihrer Hochzeit in verschiedenen Haushalten als Dienstmädchen verdienen müssen. Später lebte sie mit ihrer Familie, der Mann war Handwerksgehilfe, in Oldenburg, weiter in sehr bescheidenen Verhältnissen. In einer der häufigen Diskussionen, in welcher Zeit es besser sei zu leben, zog Frau T. ein deutliches Fazit ihres eigenen Lebens: die Menschen sollten aufhören, den früheren Zeiten nachzujammern, schließlich könnten heute die Mädchen alle zur Schule gehen, wenn sie wollten sogar einen ordentlichen Beruf lernen und außerdem, seit es die „ganzen schönen Lebensmittelprodukte“ gebe, sei doch auch die Hausarbeit viel einfacher geworden (Frau T. bezog sich auf Tiefkühlprodukte).

Nun sind Tiefkühllebensmittel sicher keine brandaktuelle Erfindung mehr und ein selbstverständlicher Bestandteil des modernen Lebens. In Frau Ts. Lebensspanne aber, die diese Produkte erst als Seniorin kennengelernt hat, sind sie

doch erst seit so kurzer Zeit verfügbar, dass sie sie noch als eine Neuerung wahrnimmt und bewertet. Außerdem gleicht sie die Anforderungen der modernen Hausarbeit mit ihren Lebenserfahrungen als Dienstmädchen vor der allgemeinen Elektrifizierung ab; Frau T., die eine Modernisierungsphase miterlebt hat, die von jüngeren Menschen kaum mehr nachzuvollziehen ist, hat darum natürlicherweise ein ganz anderes zeitliches Referenzsystem als Jüngere.

Die Feststellungen über die gesellschaftlichen Veränderungen zur Stellung der Frau, die Frau T. gemacht hat, sind nicht unmittelbar als historischer Lernerfolg wahrzunehmen. Wahrscheinlich ist hier auch eine gewisse Betriebsblindheit auf wissenschaftlicher Seite zu vermerken.

Dieses Problem kann hier nicht weiter ausgeführt werden, dafür bietet diese Arbeit keine ausreichende Grundlage. Das Beispiel sollte lediglich illustrieren, welche generationellen Unterschiede in der Erwartungshaltung die Kommunikation in mancher Situation erschweren können.

8.1.2 Die Sozialarbeiterin

Alte Menschen sind in einer Gesprächssituation, in der sie von ihrem Leben vor einem größeren Auditorium erzählen sollen, oft gehemmt. Der Erinnerungsapparat muss erst angeregt, die Erinnerungen müssen hervorgehoben werden. Dafür ist die persönliche Ansprache unabdingbar. Man muss die Biographien der einzelnen Teilnehmer zumindest in groben Zügen kennen, um sie gezielt zu bestimmten Themen befragen zu können. Dafür ist eine Person, die diese Menschen kennt, eine unschätzbare Hilfe. Seit der ersten Geschichtsstunde im Lambertistift wird die Arbeit von der betreuenden Sozialarbeiterin begleitet. Frau B. hat zu Beginn der Veranstaltungen im Lambertistift die Gruppe in Teilen zusammengestellt, einige Bewohner wurden gezielt angesprochen und eingeladen und ermutigt. Es wurden auch einige Bewohner von ihr dazugeholt, deren körperliche oder geistige Verfassung eine selbständige Teilnahmeentscheidung nicht erlaubte.

Während der zweiten Phase der Geschichtsstunde, nach der Themeneinführung, spricht Frau B. die Teilnehmer gezielt an, um ihre persönlichen Erinnerungen anzuregen und sie zu Wortmeldungen zu motivieren. Durch Fragen wie „Frau K., wie war das denn bei Ihnen, sie lebten doch auch in Osternburg damals ...“ werden sie zu deutlich mehr Wortmeldungen angeregt als durch eine einfache

Aufforderung der Dozentin. Selbstverständlich gibt es auch im Altenheim die bekannten Gruppenprozesse, nach denen Einige gerne und oft reden, Andere sich kaum zu Wort melden und erst mehrfach aufgefordert werden müssen, sich am Gespräch zu beteiligen. Die Sozialarbeiterin ist auch in dieser Hinsicht eine große Hilfe. Sie kennt die Bewohner des Hauses und versteht es, die manchmal ungewöhnlichen Kommunikationsweisen alter Menschen zu relativieren oder zu regeln.

Als vertraute Respektsperson ist Frau B. für die Gruppe eine wichtige Instanz, die mal beruhigend und auch mal schlichtend eingreifen kann, da sie die zwischenmenschlichen Beziehungen der Bewohner kennt und diese sich (insbesondere bei Demenzerkrankungen) in für Außenstehende ungewohnten und heftigen Formen zeigen können. Und es gibt einen dritten Punkt, in dem die Mitarbeiterin des Heimes für die Bildungsarbeit eine große Hilfe ist: Sie ist mit dem Innenleben in einem Altenheim vertraut! Die Alltags-Lebensbezüge in einem Altenheim folgen einer eigenen Dynamik und prägen auch das Miteinander der Bewohner. Da kann es durchaus vorkommen, dass sich der Gegenwartsbezug, der zu einem bestimmten Thema erarbeitet werden soll, für die Bewohner des Heimes völlig anders darstellt als für jemanden außerhalb dieser Lebenswelt. In diesem Fall ist die Sozialarbeiterin das verbindende Glied zwischen Innen und Außen und hilft, Verständigungsprobleme zu vermeiden.

Der besondere Einfluss der Sozialarbeiterin und die gezielte Ansprache der Teilnehmenden kann manchmal außergewöhnliche Erfolge zeigen. Das zeigt das Beispiel von Herrn Sch.

Herr Sch. war von Beginn an von Frau B. zu den Geschichtsstunden dazugeholt worden. Mehrere Schlaganfälle hatten den 75jährigen Mann nahezu vollständig gelähmt, so dass er sich nicht nur schwer verständlich äußern konnte, sondern es war auch kaum auszumachen, ob bzw. was von der Veranstaltung von ihm aufgenommen werden konnte. Die Dozentin wusste von ihm lediglich, dass er als schwieriger Bewohner galt, Analphabet war, in Oldenburg Hilfsarbeiter gewesen war und seit mehreren Jahren in verschiedenen Heimen der Stadt lebte. Herr Sch. wurde mit seinem Rollstuhl zu den Veranstaltungen gefahren und betrachtete sich jeweils interessiert das Bildmaterial, äußerte sich aber nie zu den Gesprächsthemen. In der Geschichtsstunde über den Viehhandel in Oldenburg aber war Herr Sch. sichtbar aufgeregter als sonst, und als das Gespräch auf

den Viehmarkt und die Viehverladung am Osternburger Bahnhof in den dreißiger und vierziger Jahren kam, versuchte er, sich zu artikulieren. Auf die Nachfrage, ob er die Viehverladung persönlich kennengelernt habe, begann er, so gut es ihm möglich war, über seine Erinnerungen zu berichten. Er machte zum ersten Mal einen sehr wachen Eindruck und Erinnerungsdetails sprudelten hervor, dass es schwierig wurde, sie alle zu sammeln und zu ordnen.

Es wurde sehr deutlich, dass die Lebenserinnerung Herrn Schs. „angepiekt“ worden war und er zu diesem Thema endlich auch einmal etwas beizutragen hatte. Es war ihm ein großes Bedürfnis, seine Geschichte, oder zumindest das, was zu diesem Thema gehörte, zu erzählen. Bis zu dieser Stunde hatte einfach kein Thema auf seine persönliche Lebensgeschichte gepasst, also hatte er bisher nichts zu erzählen.

Es stellt sich hier die Frage, inwieweit Herr Sch. in dieser Stunde historische Bildung erfahren hat. Sicher ist die einfache Erinnerung an einen Arbeitslebensabschnitt keine Bildung an sich. Der Fall stellt sich aber anders dar, wenn man bedenkt, dass Herr Sch. zum ersten Mal überhaupt eine aufmerksame Wahrnehmung seiner Lebenserfahrung und –erinnerung erlebt hat. Sämtliche Themen der bisherigen Geschichtsstunden lagen außerhalb seines Erfahrungsbereiches, er hatte nichts dazu zu sagen. In dieser Stunde konnte er nicht nur etwas zu den Wortmeldungen beitragen, er war sogar der Einzige, der den Viehbahnhof in Osternburg kennengelernt hatte. Diese Achtung und damit Aufwertung seiner Lebensgeschichte haben Herrn Sch. deutlich belebt und angeregt, in den weiteren Stunden wesentlich aktiver an der Gestaltung der Geschichtsstunden mitzuarbeiten. Die Erfahrung, dass sein Leben einen nicht belanglosen Teil der Geschichte Oldenburgs ausmacht, hat das Selbstbewusstsein Herrn Schs gestärkt. In diesem Sinne der Wahrnehmung des eigenen Lebens als Teil der Geschichte hat Herr Sch. historische Bildung erfahren.

Daneben hat aber auch die ganze Gruppe eine besondere Geschichtsstunde erlebt. Herr Sch. war ein Mitbewohner, von dessen Leben niemand etwas wusste. Er konnte sich nur schlecht verständigen und nahm selten an Veranstaltungen teil. An diesem Tag begann er zum ersten Mal aus seinem Leben zu erzählen und alle Gruppenmitglieder hörten ihm interessiert zu. Sie konnten hier einen Blick in ein fremdes Leben werfen, das mit ihrem kaum die gleiche Erfahrungsebene teilte. Im Anschluss an die Stunde äußerten mehrere Teilnehmer,

dass diese Stunde ja besonders interessant gewesen sei, dass sie „wirklich Neues“ gelernt hätten und es „doch schön sei, dass auch Herr Sch. mal etwas zu erzählen gehabt hätte“. In Aussagen wie dieser wird der historische Lernerfolg deutlich, der in der Wahrnehmung des Anderen liegt (Multiperspektivität), der in derselben Lebenszeit und derselben Stadt ein völlig unbekanntes Leben geführt hat.

8.2 Themenwahl und Lebensweltbezug

Die bisher beschriebenen Anknüpfungspunkte für historisches Lernen aus der individuellen Erinnerung liegen, natürlich, in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Vor allem die gebürtigen Oldenburger, die in ihrer Heimatidentität ungebrochen leben, beschäftigen sich immer wieder gerne mit spezifisch oldenburgischen Themen. Dabei sind sie keineswegs blind für die problematischen Begebenheiten und z.B. für die Zeit des Nationalsozialismus. Im Gegenteil: Themen, die in diese Zeit fallen (wie z.B. das Versorgungsproblem mit Brennstoffen oder Bekleidung zum Ende des Krieges) werden mit großem Engagement bearbeitet und die Aussagen überraschen immer wieder durch ihre kritische Distanz zur eigenen Lebenszeit. Trotz der großen Motivation aber, zu diesem Themenkomplex zu arbeiten, beziehen sich die gewünschten Themen meistens auf eine frühere Zeit (ca. 1900-1920). Von Anfang der Geschichtsstunden an war es auffällig, dass die ältesten Teilnehmerinnen sich Stunden wünschten, die sich mit der Geschichte der Stadt zu ihren Kinderzeiten beschäftigten.

Im Großen und Ganzen sind die Themen, die im Lambertistift behandelt worden sind, die gleichen, wie sie auch in der Volkshochschule oder in ähnlichen Veranstaltungen zugrunde gelegt werden. So wurde z.B. eine Bildbesprechung des Anton Günther-Stiches auf dem Kranich durchgeführt (Vgl. Kap. 5.1.2) – mit erstaunlichen Ergebnissen. Mit abgeklärtem, vielleicht altersweisen Blick wurde so schnell und präzise die Bildpropaganda herausgearbeitet, dass der „Stoff“, der für eine ganze Stunde reichen sollte, bereits nach zehn Minuten verbraucht war. Auch die Übertragung auf heutige mediale Darstellung von Fürsten und Politikern wurde rasch und engagiert geleistet.

Wie bereits erwähnt, fällt den Teilnehmern der Zugang zu einem historischen Thema leichter, wenn sie es an ihre Lebenserfahrung anknüpfen können. Der immer wieder geforderte Adressatenbezug bei der Arbeit mit Erwachsenen ist bereits oben in Beispielen beschrieben worden. Die Bedeutung der Verbindung mit der eigenen Lebensgeschichte kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Deshalb werden im Altenheim eher Themen des Zwanzigsten Jahrhunderts als solche aus früheren Zeiten gewählt. Und es wird immer darauf geachtet, Verbindungsmöglichkeiten mit dem individuellen Leben der Teilnehmer zu bieten. So wird z.B. die Geschichte der Nordseebäder nicht an der wirtschaftlichen Entwicklung der Kuranlagen thematisiert, sondern eher an der Geschichte der Bade- und Kurgewohnheiten.

Oder die Verbesserung des Lebensstandards und der Wasserversorgung in Oldenburg wird gezeigt am Fortschritt durch den Einbau von Badezimmern und Wasserklosetts in allen Wohnhäusern. Diese Herangehensweise kommt den Lebenserfahrungen und –erinnerungen der Teilnehmer wesentlich näher als ein Vortrag über die Entwicklung z.B. des Klärgruben- und Kanalwesens in Oldenburg.

Im Laufe der Zeit hat sich die induktive Herangehensweise, von der großen europäischen Geschichte bis hin zu ihrer Oldenburger Ausprägung, als geeignetste dafür herausgestellt, die Einzelnen in ihrem Eingebundensein in diese Geschichte zu zeigen bzw. sich erleben zu lassen.

8.2.1 Lehr- und Lern-Material

Die Geschichtsstunden im Lambertistift stellen einen eigenen Typ von Bildungsveranstaltungen dar, für den sich im Laufe der Zeit eine bestimmte Art von Lehr- und Anregungsmaterial als ergiebig erwiesen hat.

Während des ersten halben Jahres der Geschichtsarbeit im Lambertistift arbeitete die Dozentin gleichzeitig als freie Mitarbeiterin im Stadtmuseum Oldenburg. Durch das persönliche Interesse des Direktors an der Altenbildungsarbeit wurde es möglich, dass die Dozentin historische Originalstücke aus dem Bestand des Museums zu den Geschichtsstunden mitnehmen konnte. Die Autorin zeigte den Teilnehmern z.B. einen Originaldruck der Hamelmann-Chronik von 1598. Mit weißen Schutzhandschuhen jedem einzelnen Teilnehmer in der Runde präsentiert, hatte das Buch eine eindrucksvolle Ausstrahlungskraft und regte zu

intensiven Diskussionen über die historische Wahrheit an, die in solchen Werken tradiert wird.

Es wurde schnell deutlich, dass es für jede Stunde unerlässlich ist, Anschauungsmaterial mitzubringen, das die Teilnehmer anregt zum Raten (z.B. über das Alter des Objektes), zum Erkennen und zum Erinnern. Das muss keineswegs ein aufwändig zu beschaffendes Objekt sein, eine einfache Kittelschürze reicht aus, um mit den Frauen direkt in die Erinnerungen des eigenen Lebens einzutauchen.

Nun gibt es allerdings viele Themen, zu denen die Dozentin keine Original-Objekte beschaffen kann. Hier hat es sich gezeigt, dass Bildmaterial einen fast gleichwertigen Ersatz leisten kann. Dafür ist es wichtig, dass jeder Teilnehmer von allen Bildern oder Texten eine eigene Kopie bekommt. Die Alten wollen oder müssen sich Bilder sehr genau und ausführlich betrachten, um mit dem Gesehenen arbeiten zu können. Bilder, die in Büchern herumgezeigt werden, werden bereits nach wenigen Minuten nicht mehr erinnert. Bildkopien haben sogar gegenüber den Schauobjekten einen entscheidenden Vorteil: die Teilnehmer können sie behalten und sie später noch einmal in Ruhe anschauen. Viele machen von dieser Möglichkeit gerne Gebrauch. Nach Aussage von Frau B. und Herrn Rösler, dem Leiter des Lambertistiftes, reden einige Teilnehmer noch mehrere Tage nach einer Stunde von dem Erlebten und ihren eigenen Erinnerungen, die dadurch ausgelöst wurden.

8.2.2 Exkursionen

Ebenso wie in den oben beschriebenen Projekten zur historischen Erwachsenenarbeit ist auch bei der Arbeit mit Bewohnern des Lambertistiftes die Exkursion ein wichtiger Teil der Geschichtsstunden. Es ist zwar nicht möglich, zu jeder Stunde eine Exkursion zu planen, dazu ist der Aufwand einfach zu groß, aber zwei bis drei Mal im Jahr, passend zu den jeweiligen Themen, werden Exkursionen durchgeführt.

Maximal zwei Wochen nach der entsprechenden Stunde (sonst ist die inhaltliche Verbindung nicht mehr nachzuvollziehen) werden die Teilnehmer mit dem Bus zum Exkursionsziel gefahren. Dort gibt es jeweils eine kurze Führung, die an die Geschichtsstunde anknüpft und an das Erarbeitete erinnert. Im Anschluss daran hat die Gruppe Zeit, das Exkursionsziel in Eigenregie zu erkunden. Inso-

weit läuft die Exkursion genauso ab wie mit einer jüngeren Gruppe. Der Unterschied liegt hier im Detail bzw. im Organisationsaufwand. Der Bus des Stiftes kann z.B. nur sieben Personen mitnehmen, so dass Frau B. zweimal fahren muss, um die Gruppe zusammenzuholen. Der Zielort muss auf jeden Fall genügend Sitzmöglichkeiten bieten, darf nicht nur über Treppen erreichbar sein und keinen langen Fußweg erfordern. Die von Wrobel formulierte Rücksichtnahme auf Lebensgewohnheiten alter Menschen ist bei Veranstaltungen dieser Art schon recht ausgeprägt, aber das Ergebnis macht die Arbeit auf jeden Fall immer wieder wett: Gleichgültig, ob Schlossgarten oder Stadtmuseum, die Alten sind von jeder Exkursion begeistert. Die Wiederholung des Gelernten fällt ihnen vor Ort leicht, der direkte Kontakt mit dem, was sie vom Foto kennen, regt intensiv zur Auseinandersetzung an.

8.2.3 Alte und Heimat

Alte Menschen haben sicher einen starken Bezug zu ihrer Heimat und leben in ungebrochener Heimmattreue. Davon ging ich aus, als ich die Arbeit im Lambertistift begann. Zu meinem übergroßen Erstaunen aber kann davon im Allgemeinen nicht die Rede sein. Es stimmt zwar, dass die Alten sich ihrer Oldenburger Identität sehr sicher sind, von einem *Heimatspatriotismus* ist aber in den Geschichtsstunden nichts zu finden. „Den haben wir uns nach Carl Röver abgewöhnt“ sagte einer der wenigen männlichen Teilnehmer, als das Thema in einer Stunde besprochen wurde. Das Aufgehen des Landes Oldenburg im neugeschaffenen Land Niedersachsen 1946, die Gebietsreformen der siebziger Jahre und die Wandlungen im Aussehen der Stadt in den letzten fünfzig Jahren haben ein spezifisch oldenburgisches Heimatgefühl nicht gerade bestärkt.

Die Teilnehmer der Geschichtsstunde vermitteln vielmehr den Eindruck, dass *Oldenburger-sein* für sie bedeutet, die bürgerlichen Traditionen des 19. und 20. Jahrhunderts zu pflegen und fortzuführen, dem aber keine weitere Bedeutung zuzumessen.

8.3 Fazit

Bildungsarbeit im Altenheim unterscheidet sich nicht grundsätzlich von Bildungsveranstaltungen in anderen Einrichtungen. Das ist, im Großen und Gan-

zen, das Ergebnis meiner sechsjährigen Tätigkeit im Lambertistift Oldenburg. Weder die Umgehensweise mit Heimat und Heimatgefühlen noch die Bereitschaft, das eigene Leben im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen zu überprüfen, unterscheidet die Alten von jüngeren Erwachsenen. Vielmehr unterliegt der mitgebrachte Erfahrungsschatz einer anderen Gewichtung als bei Jüngeren. Das zwanzigste Jahrhundert ist im Allgemeinen die erlebte Lebenszeit, der Referenzraum, in dem sich die Geschichtsstunden bewegen. Das heißt, dass alle Ereignisse und alle strukturellen Veränderungen dieses Jahrhunderts das Leben der Teilnehmer begleitet haben. So hat z.B. die Einführung des Euro die Bewohner des Lambertistiftes nicht besonders aufgeregt – sie haben ja schon einige neue Währungen kennengelernt.

Es ist also im Gegenteil oft einfacher, historische Bezüge herzustellen, da die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts quasi mitgebracht wird. Die Dozentin muss diese erlebte(n) Geschichte(n) „nur noch“ strukturieren und mit der großen, der nationalen und internationalen Geschichte verknüpfen.

Die Arbeit hat gezeigt, dass man mit komplexen Lernanforderungen, die den Leitspruch vom „Abholen, wo man steht“ ernst nehmen, auch bei Bewohnern eines Altenheimes sehr gute Ergebnisse erzielen kann. Die zu berücksichtigenden Arbeitsumstände sind sicher aufwändiger und komplizierter als in einer Volkshochschulveranstaltung, gute Ergebnisse sind aber auch hier möglich. Fehlende körperliche Mobilität hat keine Bedeutung für die geistige Fitness und Lernbereitschaft.

Damit kann auf Wrobels Vorstellung von Bildung in Altenheimen geantwortet werden, dass historische Bildungsarbeit im Altenheim ohne „intellektuellen Discount“ sehr wohl möglich ist.

Die zukünftigen Geschichtsstunden im Lambertistift hängen zu einem Großteil davon ab, ob die Stelle der Sozialarbeiterin weiter finanziert wird. Die besondere Bedeutung und Stellung dieser Mitarbeiterin machen sie fast schon zu einer Grundbedingung für ein Gelingen der Stunden.

Es ist zu wünschen, dass (historische) Erwachsenenbildung in Altenheimen Wertschätzung erfährt und hier in Zukunft für Historiker und / oder Didaktiker Berufsfelder entwickelt werden. Die Bewohner der Heime selbst verfügen im Allgemeinen nicht über die Mittel, einen qualifizierten Dozenten zu bezahlen, und geistige Bildungsarbeit hat leider bei den Entscheidungsträgern der Ein-

richtungen überhaupt keine Lobby; die allgemeine Vorstellung geht noch immer davon aus, dass einfache Gymnastik und Liederkreise für die Alten durchaus genug an Betätigung und an geistiger Herausforderung sind.

Dieses – zugegeben kleine – Projekt beweist allerdings, dass fordernde und fördernde Bildungsarbeit für die allgemeine Gesundheit von großer Bedeutung ist.

9 Zusammenfassung und Ausblick

Das hier vorgestellte Konzept von Heimatgeschichte in der historischen Erwachsenenbildung hat sich in der Praxis als tragfähig erwiesen. Es zeigte sich, dass der historisch problematische Begriff „Heimatgeschichte“ für die Geschichts*didaktik* (anders als für die Forschung) und für eine moderne und kritische historische Bildung geeignet ist. Seine grundlegenden Besonderheiten werden hier noch einmal zusammengefasst (9.1).

Die vier Anwendungsbeispiele haben gezeigt, dass Heimatgeschichte ein großes didaktisches Potential enthält, das für die historische Bildung genutzt werden kann. Die Leitkategorien „Geschichtsbewusstsein“, „regionale Identität“, „historische Identität“ und „Geschichte und Emotionen“ finden in jedem Modell ihren spezifischen Widerhall. Auf welche Weise dies jeweils umgesetzt wird, zeigt daran anschließend ein Vergleich der Veranstaltungskonzepte (9.2). Den Abschluss bilden Überlegungen zu Transfermöglichkeiten des Konzeptes auf andere Städte (9.3).

9.1 Heimatgeschichte heute

1. Die Lernenden erleben ihren Lebensraum als eine in historischen Prozessen gewachsene Region. Sie lernen auch, dass dieser Raum ständigem Wandel unterworfen ist – früher, heute und in Zukunft - und dass menschliches Wirken und Handeln diese Prozesse auslöst und verändert. So wird heutiges Handeln in einem Zusammenhang mit früherer Aktion sichtbar und in seiner Verantwortung für die Zukunft erkennbar. Geschichtsdeutung wird dann zu einem Instrument des Gegenwartsverständnisses. Das *Geschichtsbewusstsein*, das aus der Erkenntnis der Prozesshaftigkeit von Geschichte wächst, ist umso stärker, je intensiver und kritischer die Auseinandersetzung mit der Heimatgeschichte stattfindet. Denn Heimatgeschichte knüpft direkt an die Geschichtsvorstellungen der Lernenden an – holt sie dort ab, wo sie stehen. Geschichte wird im alltäglichen Lebensraum erfahren. Innerhalb dieses Raumes gilt es, die verschie-

denen Dimensionen von Geschichte zu verankern, die typisch regionalen wie die nationalen und europäischen.

Für die Didaktik der historischen Erwachsenenbildung hat sich der Begriff des „Wahrnehmungsraums“ als eine gute Arbeitsgrundlage herausgestellt. Die *inhaltliche Verknüpfung von objektiven und subjektiven Raumparametern* ermöglicht der Didaktik einen direkteren Zugang zur Heimatvorstellung der Kursteilnehmer, denn die Gäste kennen sehr wohl „ihre Stadt“, aber kaum die Geschichte der Stadt. Die Stadt wird im Alltag als selbstverständliche Lebensumwelt wahrgenommen, ihre unzähligen historischen Dimensionen, die sich im Straßen- und Gesellschaftsbild als ein wirres Konglomerat zeigen, werden kaum erkannt.

Die herausragende Lernchance liegt bei diesem didaktischen Ansatz in der *Verbindung von Kurs und Exkursion* bzw. von *Museumsbesuch und Exkursion*. Die Veranschaulichung und Vergegenwärtigung von Geschichte vor Ort ist der besondere Vorteil dieses Konzeptes gegenüber anderen Vermittlungsformen. Der *Totaleindruck* (Mütter) vor Ort kann durch keine andere Vermittlungsmethode erreicht werden.

In den Veranstaltungsbeispielen wurde gezeigt, wie jeweils eine der historischen Dimensionen herausgehoben und bearbeitet wird. Sie wird in ihrer Zeitverbundenheit erläutert und dann in der Stadt vor Ort aufgesucht. Die Teilnehmer legen sozusagen in der Realanschauung eine historische Schicht frei; wie bei einer archäologischen Grabung, nur dass die Grabung mit geschultem Auge stattfindet. Der Klassizismus des frühen 19. Jahrhunderts z.B. erscheint Vielen als eine Epoche, zu der ein direkter Zugang schwer erscheint. Kleidung, Alltag, Gedankenwelt – all dies hat mit uns heute wenig zu tun. Eine Frau äußerte sich dazu: „die Goethezeit ist so weit weg – das lernen die Kinder nur noch in der Schule“. Der anschließende Stadtrundgang zeigte der Gruppe dann aber, dass die „Goethezeit“ auch heute noch ein Teil der Stadt Oldenburg ist, ein Teil ihrer Heimat und Geschichte. Sie sagte später: „Wenn man bedenkt, dass ich mein ganzes Leben lang sozusagen im Klassizismus umhergelaufen bin...“. Diese Teilnehmerin hat nicht nur historische Aufklärung über eine Epoche erfahren, sondern auch ein Stück *regionale und historische Identität*.

Die *didaktische Bearbeitung* von moderner Regionalgeschichte zu Heimatgeschichte stellt eine Reihe von besonderen Herausforderungen an die Vermitt-

telnden: *Heimatgeschichte ist emotional besetzt*. Sie ist zu einem großen Teil Bestandteil der unbewussten identitiven Strukturen im Wahrnehmungsraum der Lernenden. Dieses unbewusste oder unterbewusste „Wissen“ um Geschichte behutsam aufzubrechen und auf seine historische Tragfähigkeit hin zu befragen, ist ein eigenständiges Ziel der Heimatgeschichtsvermittlung neben der Didaktik der allgemeinen Geschichte. Ihre Kunst besteht darin, die emotionale und positive Besetzung eines Ereignisses oder einer Person nicht zu zerschlagen, sondern die Lernenden in die Lage zu versetzen, dem bestehenden Bild selbständig weitere, vielschichtigere Facetten hinzuzufügen. Das Konzept der kritischen Heimatgeschichte verleugnet die positive Konnotation der Heimat also nicht, sondern nutzt die emotionale Bindung der Lernenden als Chance, das neue Bild der Heimat zu verinnerlichen. Das heutige Bild von Graf Anton Günther z.B. wird nicht einfach als Geschichtsfälschung hingestellt, das würde die emotionale Nähe zu dieser Figur zerstören. Die Teilnehmer sollen vielmehr die Legendenbildung nachvollziehen und verstehen, wie der historische Graf heute zu einer Marketingfigur für Oldenburg gemacht wird und auf welche geschichtlichen Ereignisse man sich dabei beruft. Die nachfolgende Auseinandersetzung mit der historischen Persönlichkeit und seiner Zeit führt die Gruppe dann in das Umfeld eines „wirklichen Menschen“ und sie erlebt, dass eine Annäherung an diesen Menschen über seine Relikte nur im Ungefähren bleiben kann. Bei den Veranstaltungen zu Anton Günther (unabhängig ob innerhalb des großen Volkshochschulkurses oder als Einzelveranstaltung) waren die Teilnehmer jedes Mal ergriffen, wenn sie vor dem Totengewand des Grafen standen. Obwohl er ihnen hier ohne (nachgemaltes) Gesicht und ohne die bekannten Attribute gezeigt wird, empfanden die einzelnen Gruppenmitglieder so, als würden sie hier dem „echten“ Grafen begegnen. Dabei wird deutlich, dass es möglich ist, historische Aufklärung zu erreichen und die regionale Identität zu stärken, ohne in einer bloßen Huldigung an die Legende zu verharren. Ebenso wäre die starke Wirkung, wenn eine emotionale Nähe zum Thema fehlt, kaum zu erreichen.

Heimatgeschichte muss überregional eingebunden werden. Eine der gefährlichsten ideologischen Vorstellungen über Heimat besteht in dem Glauben, dass Heimat eine naturwüchsige Insel des besseren Lebens gewesen sei, die glücklich existieren konnte, solange sie vom Welttreiben unabhängig war. Dieses

Rückzugsangebot in die heile Welt von Gestern, wie es von der Heimatindustrie bis in die fünfziger Jahre hinein formuliert wurde, ist für eine kritische, zeitbezogene Heimatgeschichte nicht akzeptabel. Man kann sich vor diesem verklärenden Heimatbild schützen, indem man die überregionalen Verflechtungen zu allen Zeiten der Geschichte herausarbeitet und die viel- und wechselseitigen Kontakte und Wirkungen reflektiert. Diese Aufgabe muss für jedes Thema einer heimatgeschichtlichen Veranstaltung bewältigt werden. So wird z.B. Graf Anton Günther der Teilnehmergruppe als ein typischer Barockfürst vorgestellt, dessen Wirtschaftspolitik und diplomatisches Geschick sich in europaweiten Zusammenhängen beweisen musste.

Die Lutherische Reformation, die in ihrer spezifischen Oldenburgischen Geschichte im Volkshochschulkurs behandelt wird, vermittelt den Lernenden, dass die Vorgänge in Oldenburg nur *eine* mögliche Reaktion auf die religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts sind. Das Oldenburger Münsterland mit seiner wechsellvollen Konfessionsgeschichte liegt in diesem Fall bei den Teilnehmern als Vergleichsgröße in heimatlicher Nähe. An diesen Beispielen kann man lernen, dass die Geschichte der Heimat nur eine Geschichte von unendlich vielen Möglichkeiten ist.

Heimatgeschichte ist (noch) nicht für didaktische Anforderungen erforscht. Die Planung und Vorbereitung heimatgeschichtlicher Veranstaltungen erfordert ein hohes Maß an Engagement und Kreativität vom Kursleiter. Engagement, weil Materialien zum eigenen Studium bzw. für einen Kurs oft mühsam zusammengesucht werden müssen. Außerdem muss ein Exkursionsziel passend zum Kurs gesucht und eine Exkursion ausgearbeitet werden. Ohne ein Exkursionsziel, das die Inhalte des Kurses adäquat in der heutigen Stadt verortet, kann ein vielversprechendes Thema manchmal nicht umgesetzt werden. Kreativität ist hingegen gefordert beim Auffinden relevanter Quellen oder Daten sowie bei der Erforschung der überregionalen Bezüge, die das Thema in seiner heimatgeschichtlichen Bedeutung verständlich machen.

In der *Vermittlung* von Heimatgeschichte werden einzelne der historischen Ebenen „herauspräpariert“; durch „absichtsvolles Sehen“ (Hey) werden Epochen aus ihrer früheren und späteren Umwelt herausgehoben und gesondert betrachtet. Die geschichtliche Dimension eines Bauwerkes oder Straßenzuges muss aus der heutigen Umgebung erst freigelegt werden, damit es für das historische Er-

kenntnisinteresse zugänglich werden kann. Innerhalb des Wahrnehmungsraumes der Teilnehmer sind diese „Stadtbausteine“ zwar bekannt, werden aber im Allgemeinen nicht zu einer zeitlichen Einheit zusammengeführt.

Durch dieses Aufzeigen einer fremden (früheren) Stadt innerhalb der bekannten heutigen wird das historische Bewusstsein gestärkt und es wird vielschichtiger. Die bewusste Einordnung unterschiedlicher zeitlicher Ebenen im heutigen Stadtbild ist besonders bei vertrauten Räumen wichtig und durchaus mit thematischen Exkursionen zu leisten. Die individuelle Wahrnehmung belässt die Stadt in einem ungeordneten Zustand, was die einzelnen Epochen ihrer Geschichte betrifft.

Hier dienen die Stadtextkursionen der „Sortierung“ der einzelnen Epochen, wie sie im heutigen Stadtbild zu entdecken sind. Auf zwei nahezu identischen Stadtrundgängen können den Lernenden zwei völlig unterschiedliche Städte gezeigt werden, die durch „absichtsvolles Sehen“ erst erkannt werden (z.B. das klassizistische und das historistische Oldenburg).

Durch Vorbereitung der Stadtextkursion im Volkshochschulkurs oder im Museum wird das historische Wissen und das geschichtliche Verständnis der Teilnehmer nicht nur verstärkt; sie werden damit auch in die Lage versetzt, die verschiedenen Zeitebenen, die im Stadtkörper sichtbar sind, *selbständig* zu entdecken. Auf diese Weise wird eine intensive Vermittlung von Heimatgeschichte und Stärkung des Geschichtsbewusstseins geleistet. Die distanzierte Annäherung an das Bekannte über historisches Lernen vertieft das Geschichtsbewusstsein der Lernenden, und über die Exkursionen holen sie die verschiedenen Epochen in ihr Heimatbewusstsein, in ihren Wahrnehmungsraum zurück. Anders ausgedrückt: Die historische Vielschichtigkeit der Heimat, die erst aus der (lernenden) Distanz bewusst wahrgenommen wird, stärkt das Geschichtsbewusstsein und das Heimatbewusstsein.

Die vier ausführlich beschriebenen Modelle der modernen Heimatgeschichtsvermittlung haben jeweils spezifische Stärken des Konzeptes zutage gefördert. Sie sollen hier im Hinblick auf diese Besonderheiten und auf ihre allgemeinen Transfermöglichkeiten diskutiert werden.

9.2 Ein Konzept – Vier Anwendungsmodelle

Im Folgenden werden die vier Modelle abschließend als jeweils spezifische Ausgestaltungen des Konzepts „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ diskutiert.

9.2.1 Modell 1: Heimatgeschichte an der Volkshochschule

Die Volkshochschule erweist sich, wie erwartet, als die ideale Institution für Heimatgeschichtsveranstaltungen innerhalb der historischen Erwachsenenbildung. In einem *mehrwöchigen* Seminar zur Geschichte der Stadt Oldenburg kann das Konzept der modernen Heimatgeschichte weitestgehend umgesetzt werden.

Dabei wirken sich einige Faktoren besonders günstig aus:

- Die Gruppe lernt sich recht gut kennen, so dass eine offene Gesprächssituation über die Wochen hin aufgebaut werden kann. Die starke Kursleiterzentrierung, die noch am Anfang eines jeden Kurses zu beobachten ist, löst sich soweit auf, dass die Teilnehmer beginnen, Quelleninterpretationen miteinander zu besprechen und vorangegangene Kursabende oder Exkursionen untereinander zu diskutieren.
- Die Einrichtung der Volkshochschul-Räume mit technischer Ausrüstung erlaubt einen abwechslungsreichen Medieneinsatz, der einem themenorientierten Methodenwechsel entgegenkommt.
- Das Arbeitsmaterial wird zu einem Reader zusammengestellt, der für die Kursgäste einen hohen Stellenwert einnimmt und mit dem intensiv vor- und nachbereitet werden kann.
- Einige Teilnehmer haben die Stadtextkursionen mit Familie und Freunden wiederholt und berichteten, dass sie sich dafür mit dem Reader vorbereitet hätten.
- Eine zeitliche Nähe von Kursabend und Exkursion (diese fanden jeweils am auf den Kursabend folgenden Sonntag statt) hat sich bewährt: die Ergebnisse der Seminarstunde sind noch allen Teilnehmern präsent und die Übertragung auf die heutige Realität vor Ort kann leicht von der Gruppe geleistet

werden. Der geringe zeitliche Abstand zwischen den beiden Veranstaltungsteilen kann sogar von Vorteil zu sein: die Informationsfülle des Kursabends „setzt“ sich und während des Stadtrundganges wird dann zuerst einmal das, was noch am besten erinnert wird, repetiert.

Den Teilnehmern wird jederzeit vom Dozenten Raum gegeben, das Gelernte selbständig anzuwenden. Es zeigt sich auf den Stadtrundgängen sehr deutlich, dass das am Kursabend Besprochene vor Ort eine andere Bedeutung erhält. Die oft eigenständig geleistete Rückübertragung von den Quellen zum Original fasziniert viele Lernende. Hier nehmen sie ihre Heimatstadt zum ersten Mal als einen historischen und gewachsenen Baukörper wahr, an dem viele unterschiedliche Entwicklungsstadien zu erkennen sind. Spätestens zur zweiten Exkursion hat die Begeisterung dann alle gepackt und die Teilnehmer suchen eigenständig weiter nach zusätzlichen Details. An diesem Punkt ist eine der zentralen Forderungen der historischen Erwachsenenbildung umgesetzt, nämlich das eigene Leben und das Lebensumfeld als von Geschichte geprägt zu begreifen.

Die Auswahl der Themen für diesen Volkshochschulkurs hat gezeigt, dass den unterschiedlichen Anforderungen von kritischer Heimatgeschichte entsprochen werden kann (Kap. 5.1.2): die *allgemeine Geschichte* wurde mit der lutherischen Reformation in Oldenburg und der Revolution von 1848 bearbeitet; *regionale Besonderheiten* lassen sich im klassizistischen Stadtausbau unter Herzog Peter Friedrich Ludwig und in den kulturhistorischen Sammlungen von Theo Francksen wiederfinden, und mit Graf Anton Günther gibt es eine historische Persönlichkeit, die zu den wichtigsten *Identifikationsfiguren* der Oldenburger zählt. Überregionale Beziehungen, Verflechtungen oder Ähnlichkeiten gehören zu den didaktischen Grundlagen des Konzeptes; sie müssen zu jedem Thema gefunden und vermittelt werden: Die lutherische Reformation z.B. ist ein Teil des Allgemeinwissens. Das konkrete Geschehen im 16. Jahrhundert in der Heimat ist in Oldenburg völlig unbekannt. *Dass* man evangelisch ist, weiß man, *wie die Heimat es wurde*, hingegen nicht. Anhand eines Gegenbeispiels, in dem die Gegenreformation sich durchgesetzt hat (wie im Oldenburger Münsterland), werden die politischen Hintergründe im 16. Jahrhundert deutlich.

Mit Herzog Peter Friedrich Ludwig hat ein Landesherr in Oldenburg gewirkt, der die engere Stadt in ihrer Grundanlage bis heute prägt. Die Vorlagen und Ideen, auf denen die Stadtentwicklung des 19. Jahrhunderts aufbaute, lassen

sich aber auch an anderen mittleren Residenzstädten ablesen und können mit solchen (z.B. Weimar) verglichen werden.

Schließlich lässt sich das Beispiel der lokalen Identitätsfigur mit einer anderen, auch hier in Oldenburg bekannten historischen Figur in Beziehung setzen (z.B. dem Bremer Roland), um die Verkürzungen in der geschichtlichen Wahrnehmung deutlich zu machen.

Der größte Wert eines mehrwöchigen Volkshochschulkurses liegt darin, dass die Teilnehmer ihre Stadt auf vielschichtige Weise kennenlernen. Sie lernen, ihre Heimat als *gewachsenen Raum* zu sehen, sie erkennen *mehrere verschiedene Städte in einer Stadt* und haben, durch die unterschiedlichen Herangehensweisen und abwechslungsreichen Methoden, vielfältige Ansatzpunkte, die einen individuellen Zugang ermöglichen. Regionale Identität und historische Identität werden mit diesem Modell auf die vielfältigste Weise gefördert. Die Teilnehmer sind mit der im Volkshochschulkurs gelernten Technik, auf der Folie des Allgemeinen das Lokal-Besondere zu finden, in der Lage, selbständig eigene Untersuchungen anzustellen. So wurde z.B. von einem Teilnehmer die Revolution von 1848 in Oldenburg mit deren Verlauf in Berlin verglichen (er hatte das zu Hause nachgearbeitet). Sein Kommentar: „Da haben wir hier ja mal wieder Glück gehabt“. Diese Aussage lässt mehrere Deutungen zu: zum ersten identifiziert sich der Teilnehmer mit der Oldenburger Geschichte (historische Identität) und hat durch die Seminarstunde historische Aufklärung erfahren, wie diese Geschichte vor Ort abgelaufen ist. Zum zweiten hat er durch den überregionalen Vergleich eine Stärkung seiner regionalen Identität erfahren, ohne die „andere“ Geschichte damit zu negieren.

Das anspruchsvolle Modell des mehrwöchigen Volkshochschulkurses bietet für interessierte Laien die Möglichkeit, das Konzept der modernen Heimatgeschichte intensiv kennenzulernen und zu verinnerlichen. Wie die Beispiele oben zeigen, ist es mit dieser Konzeption möglich, eine Vielzahl historischer Dimensionen in der Lebenswelt der Teilnehmer zu verankern.

9.2.2 Modell 2: Museumsbesuch und Exkursion

Bei diesem Modell handelt es sich um einen *Eintageskurs* mit der Dauer von 3-4 Stunden; ein „Einsteigerangebot“, bei dem ein größerer „Unterhaltungswert“ angestrebt wird. Der direkte Austausch der Teilnehmer untereinander kommt hier eher zufällig zustande. Daher bleiben die Gäste stärker auf den Kursleiter zentriert. Dieser Umstand zwingt die Kursleitung in eine eher starre Dozentenhaltung, die nur mit größerem Aufwand vermieden oder verändert werden kann. Eine Herausforderung für die gesamte Arbeitsstruktur liegt darin, dass die Gruppe unterschiedliche Voraussetzungen für die Exkursion mitbringt – es gibt hier ja keine spezifische Vorbereitungsveranstaltung. Museumsbesuch und Stadtextkursion bilden zusammen eine Einheit, die spezifische Bildungschancen beinhaltet. Die nur kurze theoretische Vorbereitung erlaubt eher spontane Meinungsäußerungen der Teilnehmer, als dass sie etwas Gelerntes anwenden. Die Übertragung des im Museum Gelernten findet *direkt im Anschluss* statt, das Gesehene ist den Teilnehmern noch präsent. Im Museum wird die Gruppe aufgefordert, sich das Tischmodell genau einzuprägen (ein *inneres Foto* zu machen). Dieses kann dann auf dem Stadtgang an jedem Punkt gut eingesetzt werden, z.B. bei der Frage, welche Gebäude um 1850 schon standen und wo noch unbebautes Gelände war. Mit dieser Technik sind die Teilnehmer recht gut in der Lage, in der Ansicht der heutigen Stadt das Bild des Modelles wiederzufinden.

Dem *einführenden Museumsbesuch* kommt in diesem Konzept ein eigenständiger Wert zu, der einige Besonderheiten aufweist. Neben einer „normalen“ Museumsführung soll der Rundgang durch die Dauerausstellung *konkret* auf den nachfolgenden Stadtgang vorbereiten. D.h. zum einen, dass die Teilnehmer während der Führung nicht mit Fakten und Details ermüdet werden dürfen, damit ihre Aufnahmefähigkeit für die anschließende zweite Hälfte der Veranstaltung nicht erlahmt. Zum anderen kann man nicht von einem homogenen Vorwissen unter den Teilnehmern ausgehen.

Die kurze Einführungszeit und das fehlende Selbststudium an Texten und Quellen werden dabei durch didaktische Mittel zum Vorteil gewendet. Das gelingt hauptsächlich durch drei Schritte:

1. Einbeziehung der Objekte
2. Gezielte Vorbereitung auf den Stadtrundgang
3. Starke didaktische Reduktion auf wenige zentrale Inhalte.

1. Einbeziehung der Objekte

Die Museumsführung sollte die Vorteile einer Ausstellung nutzen und die Objekte zum Hauptbestandteil der Exkursionsvorbereitung machen. Die *Veranschaulichung* des historischen Erkenntnispotentials der Objekte soll die Besucher in die Lage versetzen, einige Aspekte der in diesen potentiell enthaltenen historischen Bedeutungen zu interpretieren. Im Unterschied zur Veranschaulichung zielt *Vergegenwärtigung* auf die Sensibilisierung der Museumsbesucher für Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der vergangenen und der gegenwärtigen Lebenswirklichkeit. Die Konstruktion eines Gegenwartsbezuges macht den Teilnehmern auf der einen Seite viele Objekte verständlicher, auf der anderen Seite erleben sie die Prozesshaftigkeit von Geschichte anhand konkreter Beispiele im Museum. Bezogen auf die Heimatgeschichte lässt sich daraus wiederum folgern, dass die Möglichkeit, museale Objekte mit dem Heimatempfinden in Beziehung zu setzen, den Lebensraum in seinen historischen Vorbedingungen erleben lässt. Geschichtsdeutung wird so zu einem Instrument der Gegenwartsdeutung.

2. Gezielte Vorbereitung auf den Stadtrundgang

Der zweite Schritt der didaktischen Reduktion führt hin zu einer gezielten Vorbereitung auf den Stadtrundgang: Der Anteil von allgemeiner Geschichte wird in der Ausstellung relativ gering gehalten. Nur durch eine *Konzentration auf lokale Geschichte* kann man innerhalb der eineinhalbstündigen Museumsführung eine plastische Vorstellung des Themas vermitteln. Überregionale Bezüge und Verflechtungen werden später auf der Exkursion angeknüpft. Ein ausführlicher einleitender Vortrag mit entsprechenden Hintergrundinformationen würde die Fixierung auf den Kursleiter noch weiter fördern, wodurch der falsche Eindruck entstehen kann, dass der Museumsbesuch nur ein Vortrag an einem besonderen Ort ist. Das würde den spezifischen Chancen einer Ausstellung nicht gerecht werden.

Durch die Beschränkung auf zentrale Inhalte der allgemeinen Geschichte und die große Bedeutung, die den Objekten zuzumessen ist, wird die Teilnehmergruppe im Museum sehr gezielt geführt. Dies dient zum einen der Überschau-

barkeit des Themas, zum anderen wird während der Führung wiederholt darauf hingewiesen, dass der Museumsbesuch direkt auf den Stadtrundgang vorbereiten soll. Indem die Teilnehmer mit der Idee vertraut gemacht werden, dass das gerade Gelernte auch angewendet wird, achten sie sehr aufmerksam auf lokalhistorische Details. Sie betrachten die Ausstellung bereits im Hinblick auf die Exkursion und das bringt sie dazu, die Objekte im Bezug zu ihrer Heimatstadt und deren Geschichte zu sehen.

3. Didaktische Reduktion auf wenige zentrale Inhalte

Da eine 90minütige Museumsführung kein umfassendes Bild einer Epoche vermitteln kann und für die Teilnehmer auch eher dazu dienen soll, sich mit Freude und Lust mit Geschichte zu beschäftigen, ist es legitim, die Inhalte der Ausstellung und des Stadtrundganges auf wenige und markante Schwerpunkte zu beschränken.

Diese wurden dann auch in beiden Veranstaltungsteilen herausgestellt, so dass ein Wiedererkennungseffekt bei der Gruppe ausgelöst wird. Das Wiedererkennen und die Freude an der Anwendung des Gelernten bewirkt in diesem Konzept eine große Motivation für die Teilnehmenden und ist für die Exkursionen besonders fruchtbar. Bei allen Themen ist es auffällig, dass die Gruppen besondere Freude am eigenen Entdecken und Interpretieren entwickeln. Die Planung von Vorbereitung und Exkursion muss im Auge behalten, dass die Teilnehmer in die Lage versetzt werden sollen, *selbständig* die Relikte der Geschichte aus dem Heute heraus zu interpretieren.

Zu diesem Veranstaltungstyp bleibt noch zu sagen, dass er den Teilnehmern bei gutem Wetter und einer Dauer von nicht mehr als drei Stunden eine anregende Freizeiterfahrung beschere kann, die durchaus als Einladung zu einer intensiveren Beschäftigung mit Heimatgeschichte verstanden wird – etwa im Rahmen eines Volkshochschulkurses (Vgl. Modell 1).

9.2.3 Modell 3: Exkursion und Museum

Das große Bildungspotential, das in einer gut vorbereiteten Exkursion liegt, kommt in diesem Modell auf andere Weise zum Tragen als bei den anderen Modellen. Die umgekehrte Reihenfolge, mit der hier gearbeitet wird, zeigt für das hier ausgearbeitete Thema sogar besonders gute Ergebnisse.

In der Veranstaltung zum Grafen Anton Günther liegt das Hauptaugenmerk im ersten Veranstaltungsteil nicht auf der historischen Figur und ihren Wirkungsspuren, die noch heute im Stadtbild zu finden sind. Es geht vielmehr darum, die *allgemeine Vorstellung* von dieser Person zu eruieren und herauszufinden, wie das Bild des Pferdegrafen bis heute kolportiert wird, mit welchen Attributen die legendäre Figur belegt wird und welchen identitätsstiftenden, aber auch welchen Werbezwecken sie heute dient.

Die Exkursion dient also nicht der Verortung von historischem Wissen, sondern dem Aufspüren von allgemeinen Vorstellungen. Die Kursgruppe soll auf dem Stadtgang eine gemeinsame Basis finden, ein Vorstellungsbild vom Grafen entwickeln, das sich aus den auffindbaren Details zusammenfügt, die auf dem Stadtgang gefunden werden. Diese sollen gerade *nicht* aus der Lebenszeit Anton Günthers stammen (hierzu gibt es sehr wenig Originale), um zu zeigen, wie die Grafenlegende lange nach seinem Tode entstanden ist.

Das Konzept baut auf dem Vorwissen der Teilnehmer auf. Nur wenn sie die bekannten Legenden um Anton Günther in den Kurs einbringen, kann die Umsetzung funktionieren. Darum ist dieser Veranstaltungstyp ausschließlich bei einem Thema möglich, von dem sicher angenommen werden kann, dass die Gruppe das Basiswissen mitbringt, d.h. die Legenden kennt. In dieser Veranstaltung kann die Geschichte der Stadt wirklich am besten von den Menschen der Stadt erarbeitet werden. Die Exkursion dient in diesem Fall also der *Spurensuche, nicht der historischen Verortung*. Die Annäherung an die *historische Person* des Grafen und seine Lebenszeit findet im Museum statt. Der gewählte Ausschnitt aus der Dauerausstellung macht die Gruppe mit der Lebenswelt des Barock bekannt und vermittelt damit zweierlei: zum einen eine erste Einführung in die heute fremdartige Welt des 17. Jahrhunderts und zum anderen die Erkenntnis, wie weit der legendäre Graf von der heutigen Welt entfernt ist. Das

stereotype Bild des alten Mannes auf seinem Pferd Kranich wird auf diese Weise schnell als nachlebenszeitliche Konstruktion und erhebliche historische Verkürzung erkennbar.

Der „echte“ Anton Günther, wie er anhand seines Totengewandes zu betrachten ist, zeigt den Besuchern zum Abschluss, dass die gesamte Legendenbildung, die bisher in den Blick genommen wurde, doch von einer historischen Person ausgeht. Hier „bricht“ sich die geschichtliche Vorstellung am Originalobjekt, dessen „Aura“ im verdunkelten Raum die Besucher sehr stark anspricht.

Das „umgekehrte“ Konzept, das der Exkursion eine einleitende Rolle zuweist, hat sich in diesem Fall als tragfähig erwiesen. Es ist auf andere Orte transferierbar, in denen eine ähnliche Tradition gepflegt wird. Unabhängig davon, ob aus der Lebenszeit dieser Person noch viele Relikte zu betrachten sind, sind Legenden doch immer so stark verkürzt, dass in deren „Aufklärung“ großes regionalidentitatives Potential steckt.

9.2.4 Modell 4: Geschichte im Altersheim

Innerhalb der Erwachsenenbildung stellt die Arbeit mit Menschen im Altenheim bisher ein Randphänomen dar. Es handelt sich bei dieser Zielgruppe nicht nur um alte Menschen in einer besonderen Lebenssituation, sondern das Leben in einem Altenheim beeinflusst auch die Weltsicht der Heimbewohner. Die Teilnehmergruppe im Altenheim ist aber trotzdem genau so heterogen wie jede andere Lernsituation; mehr noch: mit zunehmendem Alter treten die unterschiedlichen Lerngewohnheiten immer deutlicher zutage, so dass das Spektrum hier besonders groß ist.

Historisches Lernen alter Menschen ist stärker autobiographisch orientiert als das jüngerer und mobilerer Gruppen. Wer im Heim lebt, ist mehr mit der eigenen Lebensbilanz beschäftigt als jemand, der sich noch selbständig um seinen Alltag kümmern kann bzw. muss. Moderne Heimatgeschichte hilft hier beim Verständnis und Nachvollziehen der individuellen Lebenslinien. Dafür kann man gut mit Vergleichen auf verschiedenen Ebenen arbeiten: Vergleiche mit der großen nationalen und europäischen Geschichte und Vergleiche mit anderen Biographien, die denselben Wahrnehmungsraum teilen, oder auch aus ganz anderen Regionen stammen.

Die Kursteilnehmer haben ähnlich prägende Einschnitte in ihren Biographien erfahren. Diese Ähnlichkeiten bergen ein großes Potential an Verstehen von historischen Prozessen. Wenn die Alten ihre Biographie aus einer allgemeingeschichtlichen Distanz betrachten können, erhalten sie die Chance, ihr eigenes Leben kritisch in der Rückschau zu verstehen und – vielleicht – zu akzeptieren. Hier ist die Erkenntnis, dass das eigene Leben auf je individuelle Weise vielschichtig mit der großen Geschichte verbunden ist, als ein guter Lernerfolg zu werten.

Die vorgestellten vier Anwendungsmodelle für eine moderne kritische Heimatgeschichte enthalten erhebliche geschichtsdidaktische Chancen. Sie stellen eine *Bereicherung des überkommenen Spektrums der historischen Vermittlungsformen* wie Vorträge, Museumsführungen etc. dar.

Die Grundstruktur aller Veranstaltungsmodelle – die Verbindung von Lernsituation und Exkursion – hat sich als anpassungsfähig erwiesen. Dabei haben sich die grundlegenden geschichtsdidaktischen Parameter in allen Modellen als wirkungsvoll gezeigt:

- Geschichte und Geschichtlichkeit von Heimat werden im Wahrnehmungsraum der Teilnehmer konkretisiert.
- Der Gefahr einseitiger Selbstvergewisserung in der Heimat kann effektiv begegnet werden (durch überregionale Vergleiche etc.): Wer Graf Anton Günther in seiner Zeit kennenlernt und die Legendenbildung um die Person kritisch nachvollzieht, erkennt die manipulative Absicht, die historische Verkürzung und Verherrlichung der Vergangenheit. Wer dies erkennt, kann ähnliche Phänomene auch heute besser hinterfragen.
- Die Vermittlung historischer Kenntnisse mit dem Ziel einer kritischen Gegenwartsdeutung führt zum Aufbrechen einer nostalgischen Vergangenheitsfixierung.
- Die Erkenntnis, dass historische Prozesse unsere heutige Umwelt prägen und in die Zukunft hinein wirken, stärkt das historische Bewusstsein: Wer den klassizistischen Stadtumbau unter Peter Friedrich Ludwig und Paul Friedrich August in seinem ganzen Umfang nachvollziehen kann, erkennt: 1. dass eine Stadt immer im Wandel ist, 2. dass der Wandel nicht immer ei-

ne demokratische Gemeinschaftsentscheidung war, sondern dass er früher der landesherrlichen Selbstdarstellung diene, 3. dass heutige notwendige Veränderungen und Modernisierungen im Stadtbild (meistens) weitere Reaktionen auf zeitgenössische Umstände sind. Das Lernen aus der Geschichte dient dann dem Verständnis heutiger Probleme und vermag zu deren Lösung beizutragen.

Neben den Gemeinsamkeiten in den Anwendungsmodellen gibt es infolge der differenzierten Schwerpunktsetzung auch einige Unterschiede:

- Eine dreistündige Einzelveranstaltung ist eher am „Freizeitvergnügen“ der Teilnehmenden orientiert als ein mehrwöchiger Volkshochschulkurs, in dem die Gruppe sogar „Hausaufgaben“ zu bewältigen hat.
- Die offenen und einmaligen Veranstaltungsangebote lassen kaum Beziehungen der Teilnehmer untereinander entstehen. Gespräche oder Diskussionen sind daher bei diesen Angeboten sehr dozentenorientiert und nur schwer in der Gruppe selbst zu initiieren.
- Das Ausmaß der didaktischen Reduktion ist vom gesamten Zeitrahmen abhängig. Die Zeit des Klassizismus kann im Volkshochschulkurs sehr viel intensiver als allgemeines Phänomen besprochen werden als dies bei einer dreistündigen Veranstaltung geschehen kann.
- Neben dem Zeitrahmen bestimmt auch die Einstiegs- bzw. die Raumsituation die Methode und den Einsatz von Medien bzw. von Lehrmaterial.
- Die bei den Teilnehmern bestehenden Vorstellungen von der Geschichte der Stadt sind von unterschiedlicher Bedeutung für das Gelingen der Veranstaltungen. Im Volkshochschulkurs ist davon auszugehen, dass die meisten Kursgäste sich bereits mehr oder weniger mit der Geschichte der Stadt beschäftigt haben; zumindest ist das Interesse und die Bereitschaft mitzuarbeiten hoch. Das zweite Modell ist durchaus auch für Menschen geeignet, die sich noch nicht mit historischen Fragen beschäftigt haben und die auch nicht besonders an Oldenburg interessiert sind. Dieses Konzept ist sogar in einem Tourismus-Angebot denkbar, das Besuchern von außerhalb einen intensiven Blick auf die Stadt gewährt. Das dritte Modell wiederum ist in seinem Gelingen darauf angewiesen, dass die Teilnehmer, oder zumindest ein

großer Teil von ihnen, sich mit den lokalen Legenden um Graf Anton Günther auskennen. Dieses Vorwissen bildet die Basis, auf der die Wissensvermittlung aufbaut.

Moderne Heimatgeschichte ist durch die emotionale Nähe zum Thema nah am Lernenden – wenn aus der Heimatgeschichte wirklich etwas gelernt wird, dann werden anstehende Diskussionen um Veränderungen der Heimat das Engagement für die Stadt und die Verbundenheit der Bürger mit ihr weiter stärken. Moderne Heimatgeschichte dient der Festigung der Heimatidentität, ohne den Gefahren einer Heimatideologie zu erliegen.

9.3 Offene Fragen

Am Ende dieser Arbeit stellen sich einige Fragen zur weiteren Vertiefung bzw. zur Überprüfung der formulierten Theorie der modernen Heimatgeschichte. Ich möchte im Folgenden mögliche weitere Forschungsschritte kurz skizzieren.

Wie ist das Konzept der „Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt“ auf andere Städte (oder Regionen?) übertragbar?

Oldenburg als Residenzstadt weist einen besonderen Charakter und spezifische prägende und identitive Strukturen auf. Für Städte anderen Typs muss das Konzept je nach deren hervorstechendsten Merkmalen adaptiert werden. Z.B. in Wilhelmshaven, der Marinestadt, die erst Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet wurde. Die noch junge Stadt kann keinen Bezug zur Reformationsgeschichte haben, sie ist dafür aber aufs Engste mit der Militärgeschichte des Kaiserreiches verknüpft (ein Thema, das in Oldenburg nur indirekt mit der Garnionsgeschichte zu behandeln wäre). Zum zweiten sind für den Nord- und Ostseeraum die Hansestädte typisch, die durch ihre überregionale Wirtschafts- und Handelsgeschichte identitätsbildend gewirkt haben. Zum dritten wäre in der Region als Stadtyp noch Delmenhorst zu nennen, eine frühere Residenzstadt der Oldenburger Grafen, deren Geschichte allerdings nahezu vollständig von der Industriegeschichte des 19. Jahrhunderts überdeckt ist.

Diese kurze Aufzählung von unterschiedlichen Stadtypen allein in Nordwestdeutschland soll keinesfalls dazu dienen aufzuzeigen, wie schwierig die Umset-

zung des Konzeptes sein kann. Sie möchte lediglich noch einmal deutlich machen, wie einzigartig jede Stadtgeschichte ist und damit auch, wie spezifisch die identitiven historischen Phänomene und Strukturen sind, die sich bis heute erhalten haben.

Die strukturelle und identitive Unterschiedlichkeit zweier benachbarter Städte könnte allerdings selbst zum Gegenstand einer Bildungsveranstaltung gemacht werden, wie dies Mütter und Glaubitz mit Oldenburg und Bremen vorgestellt haben. Besonders reizvoll könnte eine solche Veranstaltung sein, wenn die Teilnehmenden aus beiden Städten kommen. Das jeweilige individuelle und das gemeinsame Heimatgefühl von Teilnehmenden aus einer Stadt erfähre dann eine Spiegelung in den Vorstellungen der jeweils anderen Gruppe.

Grundsätzlich kann das Konzept der Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt in jeder Stadt angewendet werden. Es gibt im Allgemeinen eine befriedigende Literaturlage und ebenso gibt es in jeder Stadt ein lokalthistorisches Museum, mit dessen Dauerausstellung normalerweise gut gearbeitet werden kann, auch wenn die Ausstellungskonzepte vielleicht auf den ersten Blick schwierig zu adaptieren sind. Ebenso gibt es in jeder Stadt eine Volkshochschule oder eine Kreisvolkshochschule, so dass man überall mit einer unabhängigen Bildungseinrichtung zusammenarbeiten kann.

Ob – in einem weiteren Gedankengang - dieses Konzept auch auf ländliche Regionen oder kleinere räumliche Einheiten übertragbar ist, müssten weitere Untersuchungen zeigen. Inter- oder intrarregionale Vergleiche bedingen jeweils eine spezifische Planungs- und Strukturierungsarbeit, für die je eigene Untersuchungen bzw. Veranstaltungen geplant und durchgeführt werden müssten, um die Umsetzbarkeit in der Praxis zu erproben.

Ähnlichkeiten oder Unterschiede in den historischen Strukturen einzelner Städte werden wahrscheinlich unterschiedliche Rückwirkungen auf die Lernprozesse und identitätsbildenden Prozesse bei den Teilnehmenden haben. Dies ist im Einzelnen noch überhaupt nicht untersucht und kann hier nur antizipiert werden.

Ist es möglich, einen grundsätzlichen Themenkanon zu entwickeln, der für Heimatgeschichtsbildung an Stadtgeschichte gültig ist? Generell sind die Forschungen und Erfahrungen auf diesem noch sehr jungen Gebiet nicht umfangreich genug, um detaillierte Aussagen machen zu können, es lassen sich aber

grobe Themenstrukturen erkennen, die anscheinend eine gewisse Allgemeingültigkeit für sich beanspruchen können und übertragbar sind. Dies sind die Themenkomplexe, die die Städte bis heute prägen, den Bewohnern aber nicht explizit bewusst sind (Vgl. hier und im Folgenden Mütter 1995, 2002). Dazu gehören im Einzelnen: Christianisierung und Christentum im Früh- und Hochmittelalter, Reformation und Gegenreformation, Stadtgründung, Städtefreiheit und Fürsteherrschaft in Spätmittelalter und Frühneuzeit, Industrialisierung / Agrarmodernisierung und, für die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die Geschichte des Nationalsozialismus und des Widerstands.

Mit der Christianisierung und der Einführung der schriftlichen Quellen beginnt im Allgemeinen eine kulturelle Traditionslinie, die von den Anfängen bis heute für das Selbstverständnis der Bewohner von Bedeutung ist.

Stadtgründung und politische Auseinandersetzungen um Städtefreiheit und Fürsteherrschaft sind für die Geschichte der frühen Neuzeit prägend und legen den Grundstein für ein städtisches Selbstverständnis, das sich bis heute im Bild der Stadt spiegelt. So z.B. im direkten Vergleich der Hansestadt Bremen und der Residenzstadt Oldenburg.

Reformation und Kirchenkämpfe des 16. Jahrhunderts prägten und prägen nicht nur das religiöse Weltbild der Menschen, sondern bestimmen in einem nicht geringen Grad auch das Selbstverständnis der Menschen in Städten und Regionen.

Industrialisierung und Agrarmodernisierung sind, als Themen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, vermeintlich sperriger als die personenbezogene politische Geschichte, sie haben aber das Selbstverständnis der Menschen und das Erscheinungsbild des Lebensraumes in den letzten 150 Jahren entscheidend geprägt. Darüber hinaus sind diese Themen immer noch aktuell, sie sind nicht abgeschlossen und immer noch gegenwartsprägend.

Mit Nationalsozialismus und Widerstand sind für das 20. Jahrhundert die entscheidenden Themen gegeben, die den Menschen in seiner historischen Herausforderung und Verantwortung zeigen. An ihnen soll die Einsicht vermittelt werden, wie jeder Mensch in einer historischen Situation verführbar bleibt und in der ungeheuren Ambivalenz und Unüberschaubarkeit von Geschichte handeln muss.

Dies scheinen die großen Themenkomplexe zu sein, die Stadtgeschichte in Deutschland grundsätzlich prägen und vergleichbar machen, was aber nicht heißen kann, dass sie in jedem Falle umgesetzt werden müssen.

Für eine eventuelle vergleichende Arbeit muss im Vorfeld sehr genau untersucht werden, welche Aspekte eines Themas jeweils für eine Stadt herausragend sind.

Denkbar wäre vielleicht ein Themenkanon, der jeweils für einen *Stadttypus* entwickelt werden kann. Ein solches Konzept würde sogar ein besonderes didaktisches Potential enthalten: Vergleiche mit einer anderen Stadt des gleichen, aber auch eines anderen Typs können den Lernenden die Bedingungen, aber auch die spezifischen Lösungen historischer Probleme nachvollziehbar aufzeigen.

Welche Wege kann die historische Bildungsarbeit mit Menschen im Altenheim gehen? Die moderne Heimatgeschichtsdidaktik hat zeigen können, dass Bildungsarbeit im Altersheim beachtliche Lernerfolge erzielt und außerordentlich anregend ist. Leider wird diese Arbeit bisher von zwei Problemen nahezu vollkommen verdeckt. Zum einen gibt es ein immenses Finanzierungsproblem, da die meisten Heimbewohner nicht über die finanziellen Mittel verfügen, um selbständig die Teilnahme an einer Geschichtsveranstaltung zu bezahlen, zum anderen muss auch auf der Überzeugungsebene bei den Leitungen der Häuser noch grundsätzliche Arbeit geleistet werden. Mittelfristig kann diese Arbeit wahrscheinlich nur weiter betrieben und erforscht werden, wenn sie mit einem universitären Forschungsbereich verknüpft wird. Bedenkt man allerdings, dass die Altersgruppe der über Sechzigjährigen die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe in Deutschland ist, dann ist augenfällig, dass hier nicht nur eine große Gruppe potentieller Lernender sitzt, sondern noch grundlegende Theoriearbeit zu leisten ist, die die immobilen Alten ins Zentrum der Betrachtung rückt. Die Geschichte der Stadt für die Menschen der Stadt – dieses Konzept ist ein Ansatz dazu.

Literaturverzeichnis

Arnold, Udo (Hrsg.): Stationen einer Hochschullaufbahn: Festschrift für Annette Kuhn zum 65. Geburtstag. Dortmund 1999.

Asche, Kurt: Jugendstil in Oldenburg. 2 Bde., Oldenburg 1988.

Bastian, Andrea: Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache. Reihe germanistische Linguistik, Band 159. Tübingen 1995.

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Moosmann, Elisabeth (Hrsg.): Heimat. Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980, S. 21-36.

Becker, Susanne / Veelken, Ludger / Wallraven, Klaus Peter (Hrsg.): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen 2000.

Bergmann, Klaus / Rösen, Jörn (Hrsg.): Geschichtsdidaktik: Theorie für die Praxis. Düsseldorf 1978.

Bergmann, Klaus: Identität. In: Bergmann, Klaus / Fröhlich, Klaus / Kuhn, Annette / Rösen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Düsseldorf, 5. Aufl. 1997, S. 23-29.

Brake, Klaus / Krüger, Rainer (Hrsg.): Oldenburg im Profil. Erkundungen und Informationen zur Stadtentwicklung. Oldenburg 1995.

Brandt, Michael: Das Peter Friedrich Ludwigs Hospital. Krankenhaus und Staatsrepräsentation im 19. Jahrhundert. In: Gäßler, Ewald (Hrsg.): Klassizismus. Baukunst in Oldenburg 1785-1860. Oldenburg 1991, S. 223-247.

Bredow, Wilfried von / Foltin, Hans-Friedrich: Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls. Berlin 1981.

Briesen Detlev: Region, Regionalismus, Regionalgeschichte. Versuch einer Annäherung aus der Perspektive der neueren und Zeitgeschichte. In: Brunn, Gerhard (Hrsg.): Region und Regionsbildung in Europa; Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde. Konferenz in Siegen, Oktober 1995. Baden-Baden 1996, S. 151-162.

Bundeszentrale für politische Bildung: Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn 1990.

Busse, Gerd: Heimatpflege zwischen Tradition und Moderne in Südniedersachsen. Schriftenreihe des Landesverbandes Südniedersachsen, Band 7. Northeim 1999.

Callies, Horst: Geschichte und Touristik. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rüsen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Düsseldorf, 3. Aufl. 1985, S. 734-737.

Danielzyk, Rainer / Krüger, Rainer: Ostfriesland: Regionalbewusstsein und Lebensform. Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung, Band 9. Oldenburg 1990.

Dericum, Christa / Wambolt, Philipp (Hrsg.): Heimat und Heimatlosigkeit. Berlin 1987.

Deuter, Jörg: Das herzogliche Mausoleum auf dem Oldenburger Gertrudengriedhof (1786-90) und seine Baugeschichte. In: Gäbler, Ewald (Hrsg.): Klassizismus. Baukunst in Oldenburg 1785-1860. Oldenburg 1991, S. 75-103.

Deuter, Jörg: Oldenburg. Ein norddeutsches Stadtbild. Oldenburg 1988.

Deutscher Städtetag: Die Stadt: Heimat ihrer Bürger. Stuttgart 1985.

Dirven, Elke / Groenewegen, Joost / van Hoof, Sjef (Hrsg.): Stuck in the region? Changing scales for regional identity. Utrecht 1993.

Eckhardt, Albrecht / Schmidt, Heinrich: Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch. Oldenburg, 4. Aufl. 1993.

Eckhardt, Albrecht / Elerd, Udo / Gäbler, Ewald: Das Bild der Stadt. Oldenburg in Ansichten 1307-1900. Oldenburg 1985.

Elerd, Udo: Geschichtlicher Hintergrund und historische Voraussetzungen. Oldenburg während der Regierungszeit Peter Friedrich Ludwigs und Paul Friedrich Augusts (1785-1853). In: Gäbler, Ewald (Hrsg.): Klassizismus. Baukunst in Oldenburg. Oldenburg 1991, S. 43-57.

Ephraim, Hugo: Die Stadt Oldenburg in sozialstatistischer Beleuchtung. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Ergänzungsheft 34, Tübingen 1910.

Faulenbach, Bernd: Geschichte in der Erwachsenenbildung. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rüsen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Düsseldorf 1997, S. 581-87.

Fehn, Klaus: Historische Geographie. In: Hauptmeyer, Carl Hans (Hrsg.): Landesgeschichte heute. Göttingen 1987, S. 55-77.

Friedl, Hans: Ludwig Starklof. Hofrat und Rebell. In: Niemann, Harry (Hrsg.): Ludwig Starklof 1789-1850. Oldenburg 1986, S. 9-36.

Friedl, Hans (Hrsg.): Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg. Oldenburg 1992.

Füllgraff, Barbara: Altenbildung. In: Raapke, H.-D. / Schulenberg, W. (Hrsg.): Didaktik der Erwachsenenbildung, Handbuch der Erwachsenenbildung, Band 7. Stuttgart 1985.

Füllgraff, Barbara: Lernen im Alter – Pädagogische Voraussetzungen und Vermittlungsprobleme. In: Lang, Erich / Arnold, Klaus (Hrsg.): Vorbereitung auf das aktive Alter: Grundlagen, Methoden, Inhalte; Referate des 2. informationsmedizinischen Tage in Hamburg 1985. Schriftenreihe der Hamburg-Mannheimer Stiftung für Informationsmedizin; Band 2. Stuttgart 1986.

Fußmann, Klaus / Grütter, Heinrich Theodor / Rösen, Jörn (Hrsg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute. Köln 1994.

Gäßler Ewald: Das Stadtmuseum Oldenburg. Museen im Nordwesten Band 3, gleichzeitig: Veröffentlichung des Stadtmuseums Oldenburg Band 39. Oldenburg 2000.

Gäßler, Ewald (Hrsg): Klassizismus. Baukunst in Oldenburg 1785-1860. Oldenburg 1991.

Gäßler, Ewald: Die Stadtentwicklung Oldenburgs von 1765 bis 1865. In: Gäßler, Ewald (Hrsg): Klassizismus. Baukunst in Oldenburg 1785-1860. Oldenburg 1991, S. 11-43.

Gilly, Wilhelm: Oldenburger Stadtmuseum. Theodor-Francksen-Stiftung. Die älteren Bestände privaten Charakters der städtischen Kunstsammlungen. Oldenburg 1964.

Glaubitz, Gerald: Geschichte - Landschaft - Reisen. Umriss einer historisch-politischen Didaktik der Bildungsreise. Schriften zur Geschichtsdidaktik Bd. 6, Uffermann, Uwe / Mütter, Bernd / Klose, Dagmar / Schönemann, Bernd / Voit, Hartmut (Hrsg.). Weinheim 1997.

Goebel, Klaus / Kirchhoff, Hans Georg (Hrsg.): Wernr Koppe: Stadtgeschichte im Unterricht. Eine Fallstudie am Beispiel Recklinghausen (900-1950). Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik, Band 1. Dortmund 1982.

Goens, H.: Die Einziehung der Kirchengüter während der Reformationszeit im evangelischen Gebiete des Herzogtums Oldenburg. Oldenburger Jahrbuch 31, 1927, S. 7-117.

Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.

Günter, Wolfgang: Allgemeine Didaktik und Methodik der Studienreise. In: ders. (Hrsg.): Handbuch für Studienreiseleiter. Pädagogischer, psychologischer und organisatorischer Leitfaden für Exkursionen und Studienreisen. Studienkreis für Tourismus e.V.. Starnberg, 2. Aufl.1982.

Hamelmann, Hermann: Oldenburgisch Cronicon. Oldenburg 1599. Reprint, Oldenburg 1985.

Hammerschmidt, Valentin: Anspruch und Ausdruck in der Architektur des späten Historismus in Deutschland (1860-1914). o.O., o.J.(Habil.schrift).

Handwerkskammer, Landwirtschaftskammer, Industrie- und Handelskammer (Hrsg.): Oldenburg um 1900. Beiträge zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Situation des Herzogtums Oldenburg im Übergang zum industriellen Zeitalter. Oldenburg 1975.

Hannig, Jürgen: Regionalgeschichte und Auswahlproblematik. In: Geschichtsdi-
daktik. Probleme, Projekte, Perspektiven. 2 / 1984, S. 131-143.

Hasch, Rudolf (Hrsg.): Landesgeschichte und Exkursion im Geschichtsunterricht. Donauwörth 1977.

Hauptmeyer, Carl-Hans: Heimatgeschichte heute. In: ders. (Hrsg.): Landesge-
schichte heute. Göttingen 1987, S. 77-97.

Heinemeyer, Elfriede: Archivalische Quellen zur Ausstattung des Oldenburger Schlosses im 17. Jahrhundert. In: Brosius, Dieter / van den Heuvel, Christine / Hinrichs, Ernst / van Lengen, Hajo (Hrsg.): Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt. Hannover 1993, S. 221-233.

Hey, Bernd: Die historische Exkursion. Zur Didaktik und Methodik des Besuchs historischer Stätten, Museen und Archive. Stuttgart 1978.

Hey, Bernd: Exkursionen, Lehrpfade, alternative Stadterkundungen. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rösen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdi-
daktik. Düsseldorf, 3. Aufl.1997, S. 738-742.

Hinrichs, Ernst (Hrsg.): Regionalität. Der „kleine Raum“ als Problem der internati-
onalen Schulbuchforschung. Ffm 1990.

Hinrichs, Ernst / Norden, Wilhelm: Regionalgeschichte. Probleme und Beispiele. Hildesheim 1980.

Hinrichs, Ernst: Oldenburg in der Zeit Herzog Peter Friedrich Ludwigs /1785-1829). In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg, Band 1: Von den Anfängen bis 1830, S. 481-615.

Hinrichs, Ernst: Region – Nation – Europa. Justus Möser aus Osnabrück. In: Mütter, Bernd / Uffelman, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. .

Hinrichs, Ernst: Regionalgeschichte. In: Hauptmeyer, Carl-Hans (Hrsg.): Landesgeschichte heute. Göttingen 1987, S. 16-35.

Irsigler, Franz: Vergleichende Landesgeschichte. In: Hauptmeyer, Carl-Hans (Hrsg.): Landesgeschichte heute. Göttingen 1987, S. 35-55.

Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewußtsein. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rösen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Düsseldorf, 3. Aufl. 1985, S. 40-44.

Kade, Sylvia: Altersbildung. Ziele und Konzepte. DIE, Deutsches Institut für Erwachsenenbildung, Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes. Ffm, 1994.

Kerbs, Diethart / Lagerstein, Eva / Sonnemann Ulla: Eine verspätete Nation im Kampf um den Weltmarkt. In: Packeis und Pressglas. Von der Kunstgewerbe-Bewegung zum Deutschen Werkbund. Werkbund-Archiv, Band 16, hrsg. vom Werkbund-Archiv, Museum der Alltagskultur des 20. Jahrhunderts. Giessen 1987, S. 37-41.

Killisch, Siglinde / Müller, Siegfried / Reinbold, Michael (Hrsg.): Oldenburg. Kulturgeschichte einer historischen Landschaft. Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, Band 8. Oldenburg 1988.

Kinsler, Margrit: Alter – Macht – Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft. Schriften zur Kulturwissenschaft, Band 49. Hamburg 2003.

Kirchhoff, Hans Georg (Hrsg.): Raum als geschichtsdidaktische Kategorie. Dortmunder Arbeiten zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik, Band 13. Bochum 1987.

Klose, Dagmar: Historischer Raum und Psyche. In: Mütter, Bernd / Uffelman, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 124-130.

Knoch, Peter / Leeb, Thomas (Hrsg.): Heimat oder Region? Grundzüge einer Didaktik der Regionalgeschichte. Ffm 1984.

Knoch, Peter / Pöschko, Hans H. (Hrsg.): Lernfeld Geschichte. Materialien zum Zusammenhang von Identität und Geschichte. Weinheim 1983.

Knollmann, Wilhelm: Zum Verfassungsrecht der Stadt Oldenburg im Mittelalter. In: Koolmann, Egbert / Gäßler, Ewald / Scheele, Friedrich (Hrsg.): Der sassen speyghel: Sachsenspiegel – Recht – Alltag. 2 Bde. Oldenburg 1995, Band 1, S. 265-278.

Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff - Entwicklung - Probleme. Göttingen, 2. Aufl. 1986.

Kohl, Dietrich (Hrsg.): Oldenburgisches Urkundenbuch 1, Urkundenbuch der Stadt Oldenburg. Oldenburg 1914.

Kohl, Dietrich: Das Oldenburger Stadtrecht. Seine äußere Geschichte und handschriftliche Überlieferung. In: Oldenburger Jahrbuch 34 (1930), S. 5-65.

Koolmann, Egbert / Gäßler, Ewald / Scheele, Friedrich (Hrsg.): Der sassen speyghel: Sachsenspiegel – Recht – Alltag. 2 Bde. Oldenburg 1995.

Krockow, Christian Graf von: Heimat: Erfahrungen mit einem deutschen Thema. Stuttgart 1989.

Kröll, Ulrich (Hrsg.): Historisches Lernen in der Erwachsenenbildung. Forum Geschichtsdidaktik, Band 2. Münster 1984.

Kröll, Ullrich (Hrsg.): Geschichte lehren und lernen – am Beispiel der Stadt Münster. Münster 1985.

Krüger, Kersten: Wandel des Stadtbildes durch Festungsbau – Oldenburg in dänischer Zeit. In: Oldenburger Jahrbuch 87, 1987, S. 47-109.

Krüger, Rainer / Pieper, Annette / Schäfer, Benjamin: Oldenburg – eine Alltagsliebe? Vorstellungen über die Stadt als Lebensraum. Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung, Band 7. Oldenburg 1987.

Kuropka, Joachim: Regionalgeschichte als Heimatgeschichte. In: Kirchhoff, Hans Georg (Hrsg.): Raum als geschichtsdidaktische Kategorie. Dortmunder Arbeiten

zur Schulgeschichte und zur historischen Didaktik, Band 13. Bochum 1987, S. 78-108.

Landesverband der Volkshochschulen Niedersachsen e.V. (Hrsg.): Statistische Materialien zur Struktur und zur Bildungsarbeit der Volkshochschulen in Niedersachsen 1994. Hannover 1995.

Leidinger, Paul / Metzler, Dieter (Hrsg.): Geschichte und Geschichtsbewusstsein. Festschrift für Karl-Ernst Jeismann zum 65. Geburtstag. Münster 1990.

Lipp, Wolfgang: Heimat – Nation - Europa: wohin trägt uns der Stier? Standorte in Bewegung. Würzburg 1999.

Lübbing, Hermann: Graf Anton Günther von Oldenburg 1583-1667. Ein Lebens- und Zeitbild. Oldenburg 1967.

Lübbing, Hermann: Oldenburg. Eine feine Stadt am Wasser Hunte. Oldenburg, 5. Aufl. 1990.

Lübke, Wilhelm: Über das Bauen heute. Zit. nach: Muyden, G. von / Frauenberger, H.: Die Erfindungen der neuesten Zeit. Leipzig und Berlin 1882, S. 14f.

Magull, Gabriele: Überlegungen zur regionalen Identität und zur Nutzung der Heimatgeschichte in Mecklenburg-Vorpommern. In: Mütter, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 116-124.

Meyer, Robert: Die Sozialstruktur der Stadt Oldenburg nach der Vermögensschreibung von 1630. In: Krüger, Kersten (Hrsg.): Sozialstruktur der Stadt Oldenburg 1630 und 1678. Oldenburg 1996, S. 11-32.

Moosmann, Elisabeth (Hrsg.): Heimat. Sehnsucht nach Identität. Berlin 1980.

Müllenmeister, Horst Martin: Geschichte und Tourismus. In: Füßmann, Klaus / Grütter, Heinrich Theodor / Rösen, Jörn (Hrsg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute. Köln 1994, S. 249-267.

Müller, Siegfried: Die neue Dauerausstellung zur Oldenburgischen Landesgeschichte im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. In: Killisch, Sieglinde / Müller, Siegfried / Reinbold, Michael (Hrsg.): Oldenburg. Kulturgeschichte einer historischen Landschaft. Kataloge des Landesmuseums Oldenburg, Band 8. Oldenburg 1998, S. 13-29.

Müller-Wulckow, Walter: Deutsche Baukunst der Gegenwart. 3 Bde. Leipzig 1929.

Mütter, Bernd: Historisches Reisen und Emotionen: Chance oder Gefahr für die geschichtliche und politische Erwachsenenbildung? In: Mütter, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Emotionen und historisches Lernen. Forschung – Vermittlung – Rezeption. Studien zur Internationalen Schulbuchforschung, Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts, Band 76. Ffm 1992, S. 165-180.

Mütter, Bernd: Identitätsbildung – Identitätsrevision in Deutschland. Das Beispiel des geisteswissenschaftlichen Konzepts der Erwachsenenbildung (Erich Weniger). In: Historische Zunft und historische Bildung. Beiträge zur geisteswissenschaftlichen Geschichtsdidaktik. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 2. Weinheim 1995, S. 295-313.

Mütter, Bernd / Glaubitz, Gerald: "Verflechtungen" regionalen Geschichtsbewußtseins und regionaler Identität als didaktisches Problem. Die Fallbeispiele Oldenburg und Bremen. In: Mütter, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 216-231.

Mütter, Bernd: Histourismus in der Region. Eine vernachlässigte Chance des Geschichtsunterrichts in der Sekundarstufe II? In: Geschichte, Politik und ihre Didaktik. Zeitschrift für historisch-politische Bildung. 27/1999, Heft 1, S. 206-221.

Mütter, Bernd / Hartung, Olaf: „Geschichtskultur“ und „Histourismus“. Praktische Erfahrungen und pragmatische Schlussfolgerungen. In: Mütter, Bernd / Schöne-mann, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Geschichtskultur. Theorie – Empirie – Pragmatik. Weinheim 2000, S. 240 - 256.

Mütter; Bernd: Kategorien des „Histourismus“. In: Seidenfuß, Manfred; Reese, Armin (Hrsg.): Vorstellungen und Vorgestelltes. Geschichtsdidaktik im Gespräch. Uwe Uffermann zum 65. Geburtstag. Neuried 2002, S. 117-137.

Neumann, Michael: Stadtplanung und Wohnhausbau in Oldenburg 1850-1914. Oldenburg o.J.

Neumeyer, Michael: Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens. Kieler Geographische Schriften, Band 84. Kiel 1992.

Niedersächsischer Heimatbund e. V.: Eine Heimat für unsere Zukunft. Arbeitsgebiete und Probleme des Niedersächsischen Heimatbundes. Hannover 1977.

Niemann, Harry(Hrsg.): Ludwig Starklof 1789-1850. Erinnerungen. Oldenburg 1986.

Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes (Hrsg.): Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung. Braunschweig 1981.

Patze, Hans: Landesgeschichte. Zitiert nach: Hauptmeyer, Carl-Hans: Landesgeschichte heute. Göttingen 1987, S. 8.

Peukert, Detlef: Heimatgeschichte. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rösen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. 4. Auflage, Düsseldorf 1979, S. 235-239.

Pfefferle, Heinz: Politische Identitätsbildung im neugeschaffenen Land Württemberg-Hohenzollern 1945-1952. Orientierungen für die neuen Bundesländer seit 1990? In: Mütter, Bernd / Uffelman, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 101-116.

Pleitner, Emil: Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert. Band 1: Von 1800-1848. Oldenburg 1899, S. 494.

Pleuß, Wiebke: Hermann Hamelmanns „Historia ecclesiastica“ über Oldenburg und Delmenhorst. In: Oldenburger Jahrbuch 89, 1989, S. 21-41.

Pöggeler, Franz (Hrsg.): Freizeit – Alter – Lebenszeit. Erkrath 1989.

Pöggeler, Franz (Hrsg.): Neue Theorien der Erwachsenenbildung. Handbuch der Erwachsenenbildung. Band 8, Stuttgart 1981.

Pöggeler, Franz: Erwachsenenbildung. Einführung in die Andragogik. Handbuch der Erwachsenenbildung. Band 1, Stuttgart 1974.

Pöggeler, Franz: Inhalte der Erwachsenenbildung. Freiburg 1965.

Raapke, Hans-Dietrich: Didaktik der Erwachsenenbildung. Handbuch der Erwachsenenbildung, Band 7, Stuttgart 1985.

Raapke, Hans-Dietrich: Didaktik der Erwachsenenbildung. Lehren und Lernen mit Erwachsenen. Studienmaterial für die Wissenschaftliche Weiterbildung der Fern-Universität - Gesamthochschule Hagen 1989.

Reeken, Dietmar von: Durchbruch zur Moderne? Oldenburg 1880-1918. In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg, Band 2. Oldenburg 1997, S. 173-281.

Reinbold, Michael: Der Unterthanen liebster Vater. Herrscherpropaganda und Selbstdarstellung in den Bildnissen des Grafen Anton Günther von Oldenburg (1583-1667). In: Oldenburger Forschungen. Neue Folge, Band 3, S. 26 ff. Oldenburg 1997.

Reinders-Düselder, Christoph: Oldenburg im 19. Jahrhundert – Auf dem Weg zur selbstverwalteten Stadt 1830-1880. In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg, Band 2. Oldenburg 1997, S. 9-173.

Reischmann, Jost (Hrsg.): Generationen: andragogische Überlegungen; Festschrift für Werner Faber zum 70. Geburtstag. Bad Heilbrunn 1999.

Riedel, Wolfgang (Hrsg.): Heimatbewusstsein. Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung. Husum 1981.

Rohlfes, Joachim: Geschichte und ihre Didaktik. Göttingen 1997.

Rohlfes, Joachim: Lernziele, Qualifikationen. In: Bergmann, Klaus / Kuhn, Annette / Rüsen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik. Düsseldorf, 3. Aufl. 1985, S. 379-384.

Rüsen, Jörn: Historisches Lernen: Grundlagen und Paradigmen. Weimar 1994.

Rüsen, Jörn: Historisches Lernen. In: Bergmann, Klaus / Fröhlich, Klaus / Kuhn, Annette / Rüsen, Jörn / Schneider, Gerhard (Hrsg.): Handbuch der Geschichtsdi-
daktik. Düsseldorf, 5. Aufl. 1997, S. 261-267.

Sack, Manfred: Das Deutsche Wohnzimmer. In: Koelbl, Herlinde; Sack, Manfred: Das Deutsche Wohnzimmer. Luzern und München 1980, S. 7-21.

Schaer, Friedrich Wilhelm / Eckhardt, Albrecht: Herzogtum und Großherzogtum Oldenburg im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (1773-1847). In: Eckhardt, Albrecht / Schmidt, Heinrich: Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch. 4. Aufl. Oldenburg 1993, S. 173-229.

Schaer, Friedrich Wilhelm: Graf Anton Günther in seiner Bedeutung für die Grafschaft Oldenburg und Nordwestdeutschland. In : Oldenburger Jahrbuch 84 (1984), S. 51-84.

Schaer, Friedrich Wilhelm: Gründungsgeschichte der drei Oldenburger Kammern. In: Handwerkskammer, Landwirtschaftskammer, Industrie- und Handelskammer (Hrsg.): Oldenburg um 1900. Beiträge zur wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Situation des Herzogtums Oldenburg im Übergang zum industriellen Zeitalter. Oldenburg 1975, S. 9-33.

Schäfer, Rolf: Von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: Schäfer, Rolf / Kuropka Joachim / Rittner, Reinhard / Schmidt, Heinrich (Hrsg.): Oldenburgische Kirchengeschichte. Oldenburg 1999, S. 193-246.

Schäffter, Ortfried: Zielgruppenorientierung in der Erwachsenenbildung. Aspekte einer erwachsenenpädagogischen Planungs- und Handlungskategorie. In: Pädagogische Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschulverbandes (Hrsg.): Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung. Braunschweig 1981, S. 125ff.

Schmidt, Heinrich: Anton Günther Graf von Oldenburg 1583-1667. Einleitung. In: Landesmuseum Oldenburg (Hrsg.): Anton Günther Graf von Oldenburg 1583-1667. Aspekte zur Landespolitik und Kunst seiner Zeit. Oldenburg 1983, S. 11-15.

Schmidt, Heinrich: Oldenburg im 16. und 17. Jahrhundert. In: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg, Band 1. Oldenburg 1997, S. 235-245.

Schneider, Gerhard: Heimat und Region in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht. In: Hauptmeyer, Carl-Hans (Hrsg.): Landesgeschichte heute. Göttingen 1987, S. 97-124.

Schönemann, Bernd: Die Region als Kategorie und Problem historischer Forschung, gesellschaftlicher Geschichtskultur und geschichtsdidaktischer Reflexion. In: Mütter, Bernd / Uffelman, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 54-81.

Sheehan, James J.: Vergangenheit und Gegenwart in der Geschichte der Kunst. In: Hardtwig, Wolfgang / Brandt, Harm Hinrich: Deutschlands Weg in die Moderne: Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert. München 1993, S.156-171.

Statistisches Amt für das Großherzogtum Oldenburg (Hrsg.): Statistische Nachrichten über das Großherzogtum, Heft 24. Oldenburg 1905.

Stöckle, Frieder: Heimat heute. Probleme der Sozialisation und Identitätsbildung im Rahmen eines regionalgeschichtlichen Unterrichts. In: Knoch, Peter / Leeb, Thomas: Heimat oder Region? Grundzüge einer Didaktik der Regionalgeschichte. Ffm 1984, S. 17-24.

Strackerjan, Ludwig: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erw. Aufl., hrsg. von Karl Willich. Band 2, Oldenburg 1909.

Strahlmann, Thea: Ein typischer Oldenburger - Theodor Francksen. Eine Biographie. Oldenburg 1998.

Thüne, Wolfgang: Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie. Neue Würzburger Studien zur Soziologie. Würzburg 1987.

Uffermann, Uwe (Hrsg.): Identitätsbildung und Geschichtsbewußtsein nach der Vereinigung Deutschlands. Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, Bd. 15. Weinheim 1993.

Uffermann, Uwe: Die Disziplin Geschichtsdidaktik 1993-1995. In: Mütter, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 22-32.

Uffermann, Uwe: Identitätsbildung und Geschichtsdidaktik. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Band 41/1994, S. 12-20.

Urban, Andreas: Von der Gesinnungsbildung zur Erlebnisorientierung: Geschichtsvermittlung in einem kommunalen historischen Museum im 20. Jahrhundert. Schwalbach 1999.

Veelken, Ludger: Das sozialgerontologische Konzept. In: Becker, Susanne / Veelken, Ludger / Wallraven, Klaus Peter (Hrsg.): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen 2000, S. 87-94.

Vierhaus, Rudolf: Oldenburg unter Herzog Peter Friedrich Ludwig. Ein nordwestdeutscher Kleinstaat in der politischen Krise um 1800. In: Oldenburger Jahrbuch 80, 1980, S. 59-77.

Voit, Hartmut: Geschichte und „kleiner Raum“. Disziplinhistorische Untersuchungen zu einem schwierigen Ansatz. In: Mütter, Bernd / Uffermann, Uwe (Hrsg.): Regionale Identität im vereinten Deutschland. Chance und Gefahr. Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 4. Weinheim 1996, S. 32-54.

Wachtendorf, G.: Das göttliche Rachfeuer. Oldenburg 1992.

Wehler, Hans Ulrich: Strukturbedingungen und Entwicklungsprozesse sozialer Ungleichheit. In: ders.: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band 1849 - 1914. München 1995, S. 700-848.

Wehling, Hans-Georg (Red.): Heimat heute. Stuttgart 1984.

Weichhart, Peter: Die Region – Chimäre, Artefakt oder Strukturprinzip sozialer Systeme? In: Brunn, Gerhard (Hrsg.): Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde; Wissenschaftliche Konferenz, Siegen, 10. – 11. Oktober 1995. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschung, Band 1. Baden-Baden 1996, S. 25-44.

Weidenfeld, Werner (Hrsg.): Die Identität der Deutschen. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 200. Bonn 1983.

Weigelt, Klaus (Hrsg.): Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Studien zur politischen Bildung, Band 7. Mainz 1984.

Weigelt, Klaus (Hrsg.): Heimat – Tradition – Geschichtsbewußtsein. Studien zur politischen Bildung, Band 11. Mainz 1986.

Winkelmann, Johann Just: Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Örter Kriegshandlungen, Oldenburg 1671 (faks. Nachdruck: Osnabrück 1977).

Wintermann, Gerhard: Die Oldenburger Kirchenordnung 1573. Oldenburg 1973.

Wöbcken, Heinrich: Der Altar zu den „sieben Schmerzen Mariens“ in der Klosterkirche Blankenburg, in: Tornow, Peter / Wöbcken, Heinrich (Hrsg.): 700 Jahre Kloster Blankenburg zu Oldenburg. Oldenburg o.J., S. 152-187.

Wrobel, Klaus: Reservate für Betagte? Lernen miteinander und voneinander in der Volkshochschule. In: Reischmann, Jost (Hrsg.): Generationen: andragogische Überlegungen. Bad Heilbrunn 1999, S. 47-59.

Zang, Gert: Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte. Konstanz 1985.

Anhang

Die Materialien, die für den Reader des Volkshochschulkurses zusammengestellt wurden, werden hier so wiedergegeben, wie sie im Seminar verwendet wurden.

M 1

Zum Freibrief der Stadt Oldenburg vom 6. Januar 1345

In der Urkunde bezeugen Graf Konrad und seine Söhne, dass sie "die Stadt zu Oldenburg haben frei gegeben und geben sie frei in dieser gegenwärtigen Schrift, ewiglich und immerfort frei zu bleiben, für uns und für unsere rechten Anerben, die nun sind und nach uns kommen mögen, also dass **die Ratmänner und die Stadt von Oldenburg ihr Recht in allen Stücken halten sollen** nach der Stadt von Bremen; [...]". Allerdings folgen dann noch 16 Artikel, in denen Ausnahmen und Einschränkungen benannt werden:
Artikel 1: der gräfliche Vogt hält zweimal wöchentlich Gericht

Artikel 2: in der Hand des Grafen bleiben die Rechte an Zoll, Mühle, Fluß, Münze und Ziegelei (der Ziegelhof muß z.B. von jedem Brenngang 500 Ziegel an den Grafen abtreten)

Artikel 7: der Stadt werden ausdrücklich Bündnisse mit anderen Städten, Landesherren, besonders mit den "Niederlanden" (= ostfriesische Marschen) verboten

Artikel 8: die Dienstleute des Grafen werden vom Stadtrecht ausgenommen, Anklagen können nur vor dem Grafen vorgebracht und verhandelt werden

Artikel 9: falls Stadtmauern gebaut werden sollten, so sollen sie die Burg mit einbeziehen

Artikel 11: hier werden die Ausdehnungsmöglichkeiten der Stadt beschränkt, indem der Bau von Häusern vor dem Stadtwall verboten wird

Artikel 13: die auf Lebenszeit gewählten Ratmänner müssen sowohl der Stadt als auch dem Grafen schwören.

Quelle: Kohl, Dietrich (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Oldenburg, Oldenburg 1914, Urkunde Nr. 34.

Aufgabe:

Beurteilen Sie die tatsächlichen Freiheiten des Stadtrates von Oldenburg anhand der o.g. Einschränkungen. Welche Freiheiten bleiben dem Stadtrat? Welche Einstellung, welches Verhältnis von Graf zu Stadt spricht aus diesen Artikeln?

Die Verleihung des Stadtrechts an Oldenburg am 26. Januar 1345

Die Stadt Oldenburg um 1350 (Modell im Stadtmuseum)



Oldenburg hat bei seiner Stadtrechtsverleihung ca.850 Einwohner, keine Stadtmauer und kaum überregionale Bedeutung.

Fragen: Warum überhaupt kam der Graf auf die Idee, aus Oldenburg eine Stadt zu machen? Welches Interesse hatten die Bürger an einer Selbständigkeit gegenüber dem Grafen?

Betrachten Sie den Auszug aus der Hamelmann-Chronik auf der nächsten Seite: wie deutet der Hofhistoriograf die Beweggründe für die Stadtrechtsverleihung? Warum?

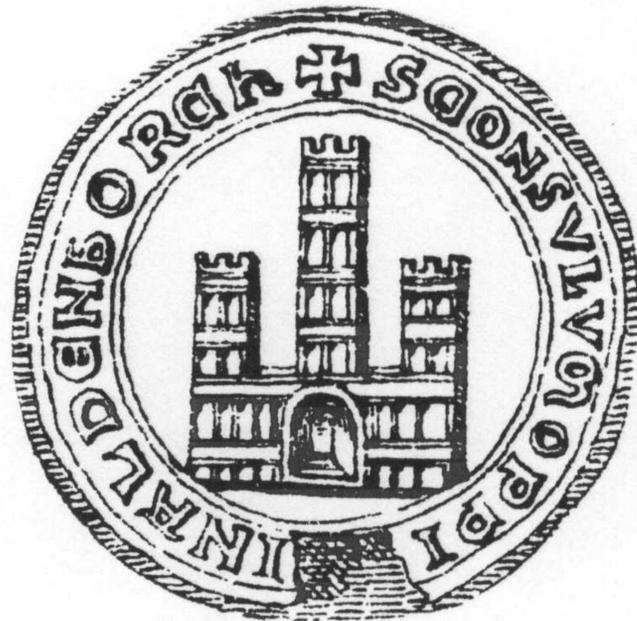
Foto aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg, Band 1. Oldenburg 1997, S. 53.

M 3: Die mittelalterlichen Stadtsiegel

Aus: Eckhard, Elerd, Gäßler (Hrsg.), S. 18-21.

Ältestes Stadtsiegel, Verwendung: 1307-1345

Umschrift: +S(IGILLUM) CONSVLVM
OPPI[DI] IN ALDENBORCH



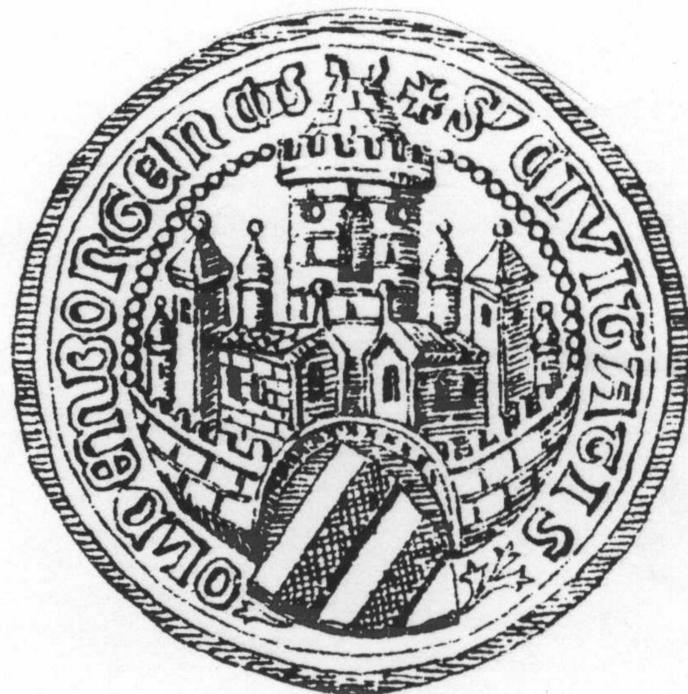
Das große Stadtsiegel (auch: Lambertussiegel),
Verwendung ab 1366

Umschrift: +SIGILLVM * CIVITATIS * OL-
DENBURGENSIS



Das kleine Stadtsiegel (auch: Sekretsiegel)
Verwendung ab 1366

Umschrift: +S(IGILLVM) CIVITATIS OL-
DENBURGENCIS



Die Luthersche Reformation in Oldenburg --Eine Einführung

Die spätmittelalterliche Frömmigkeit als Hintergrund der Reformation

An der Schwelle der Reformation stand die Kirche in hohem Ansehen. Grafenhaus, Adel, Bürger und Landbevölkerung erfüllten ihre kirchlichen Pflichten selbstverständlich, die Kritik an der Kirche, die es zu jeder Zeit gibt, hielt sich in engen Grenzen. Bis heute geben die noch erhaltenen kirchlichen Bauten und die teuren Ausstattungsstücke aus der Zeit um 1500 Zeugnis von den reichlich fließenden Stiftungen, die nur aus der besonderen Art der Frömmigkeit zu erklären sind.

Wenn zwischen Neuenkirchen und Wangerooge alles viel bescheidener zugeht als in anderen Gegenden des Reiches, so lag dies an der geringen Bevölkerungsdichte und der mangelnden Wirtschaftskraft. Städte gab es kaum; Oldenburg als die größte wird für jene Zeit auf etwa 2.500 Einwohner geschätzt. Dies würde nach heutigen Maßstäben der Größe einer Gemeinde mit einer Kirche und einer Pfarrstelle entsprechen. Gemessen daran ist der damalige Umfang der kirchlichen Einrichtungen beeindruckend.

Das klösterliche Leben im Umkreis der Stadt Oldenburg konnte sich angesichts der wirtschaftlichen Möglichkeiten der Bevölkerung durchaus sehen lassen. In unmittelbarer Nachbarschaft zu Schloß und Stadt befand sich das große Bedediktinerkloster Rastede, das für die ganze Grafschaft Bedeutung hatte und in der Stadt durch sein Gasthaus präsent war, in welchem gemäß Jesu Wort „ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt“ (Matth 25. 35) die christliche Nächstenliebe am Armen und Fremden geübt wurde. Noch heute erinnert die Gaststraße an diese Einrichtung der Nächstenliebe. Ein entsprechend großes Frauenkloster der Dominikanerinnen lag ein Stück hunteabwärts in Blankenburg.

Eine Brücke zwischen Klerus und Laien schlugen die Bruderschaften, die es in Oldenburg wie in jeder mittelalterlichen Stadt gab. Diese Korporationen hatten die Aufgabe, für das Begräbnis und das Seelenheil ihrer Mitglieder zu sorgen und sich der Bot in ihren Reihen anzunehmen.

Die Jahrestage wurden feierlich mit einer Messe am Altar der Bruderschaft und anschließendem Festmahl begangen. Darüber hinaus konnten sich die sieben Bruderschaften, die uns in Oldenburg bekannt sind, nur bescheidene Ziele setzen. Die sieben Bruderschaften waren: Kaland, Gilde unserer lieben Frau, Jakobsbruderschaft, Fronleichnamsgilde, Bruderschaft der heiligen fünf Wunden, Annenbruderschaft, Elendengilde.

Wodurch wurde dieses reiche kirchliche Leben in Bewegung gehalten? Welche Motive sorgten für die Errichtung von Meßpfründen, für Zuwendungen zugunsten von Altären und milden Stiftungen, für Bau und Ausstattung von Kirchen und Kapellen? Was bewog die Menschen, ins Kloster einzutreten oder sich als Angehörige des niederen Klerus mit ärmlichen Meßpfründen zufriedenzugeben?

Eine Gefahr galt es besonders zu beachten: da es nämlich keinem Menschen möglich ist, die Sünde zu meiden, mußte auch der frömmste Christ die ewige Verdammnis befürchten. Hier konnte jedoch die Kirche helfen. Das entscheidende Mittel gegen die ewige Verdammnis in der Hölle war das Sakrament der Buße. Wer eine Todsünde begangen und dadurch die Taufgnade verloren hatte, konnte bei einem Priester durch Beichte und Absolution die Vergebung der Todsünde empfangen und dadurch der Höllenstrafe entgehen. Nun beseitigte die Buße zwar die Schuld, konnte aber nicht die immer auch damit verbundene Strafe aufheben. Diese war zwar im Gegensatz zur ewigen Höllenstrafe nur das zeitlich begrenzte Fegefeuer, behielt aber dadurch seinen Schrecken, daß für die Strafe lange Zeiträume von bis zu mehreren tausend Jahren angenommen wurden.

Die lebenden Christen können den armen Seelen im Fegefeuer helfen und die Zeit ihrer Strafe verkürzen, indem sie ihnen Messen, Fürbitten, Almosen, Fasten Kasteiungen und Ablass zuwenden. Der Papst kann mit seiner Schlüsselgewalt sogar vollkommenen Ablass gewähren, d.h. alle bis zu diesem Zeitpunkt aufgelaufene Fegefeuerstrafen erlassen.

Die große Zahl der Altäre und der Geistlichen in der Stadt Oldenburg wird dadurch erklärlich.

Das Meßopfer bringt zeitliche und ewige Früchte: Es vermindert Sündenstrafen, vermehrt die Gnade, hilft bei der Bewahrung und Vermehrung zeitlicher Güter, hält den Prozeß des Alterns auf und dient der Gesundheit. Jede Messe, die gestiftet, jeder Rosenkranz, der gebetet, jedes Almosen, das einem Armen gespendet wurde, führte zu einer Verkürzung der Fegefeuerstrafe und damit zu einer Verminderung der Angst. Nach wie vor willkommen zu diesem Zweck war der Ablass, durch den man die jenseitige Reinigungsstrafe mittels einer Frömmigkeitsübung oder Geldstrafe ablösen konnte. Die vielfältigen Mittel zur Bekämpfung der Fegefeuerangst durchzogen Feiertag und Alltag und hielten das kirchliche Leben in unablässiger Bewegung. In der Kapelle zu den Heiligen Fünf Wunden am Damm konnte jedermann einen Ablass von 100 Tagen bekommen, wenn er an einem Feiertag oder einem Freitag beichtete, während zweier Messen in der Kapelle blieb, fünf Vaterunser und Rosenkränze betete und seine milde Hand zugunsten der Kapelle öffnete. 100 Tage bedeuten auf den ersten Blick nicht viel. Wer aber ein Jahr lang regelmäßig freitags diese Möglichkeit nutzte, kam damit allein schon an dieser Kapelle auf eine Verkürzung des Fegefeuers um über 14 Jahre.

Die Angst vor dem Fegefeuer ist das allgegenwärtige zweite Element der damaligen Frömmigkeit. Die Kirche war nicht nur Ausdruck religiöser Hingabe, sondern Anbieterin einer universellen Daseinsvorsorge, insbesondere für den Zeitraum nach dem Tode, gegen den das kurze irdische Leben kaum ins Gewicht fiel. Alle Ausdrucksformen der Frömmigkeit wurden damit zugleich zu Mitteln, sich die angebotenen Erleichterungen für drüben zu erwerben. Fromme Leistungen, milde Stiftungen, Bezahlung hoher Summen zum Erwerb von Ablässen und Hingabe des eigenen Lebens in der mönchischen Lebensform richteten sich an dieser Zielvorgabe aus. Der Gehorsam gegen die göttlichen Gebote ergab sich nicht nur aus dem Dank für die göttliche Güte, sondern vor allem aus der Sorge, auf lange hinaus von dieser Güte ausgeschlossen zu sein. Der Hauptzweck des Almosens war nicht so sehr das Erbarmen über die Not des Nächsten und der Versuch, sie zu lindern, als vielmehr die Vermehrung der guten Werke, die als Genugtuung geltend gemacht werden könnten.

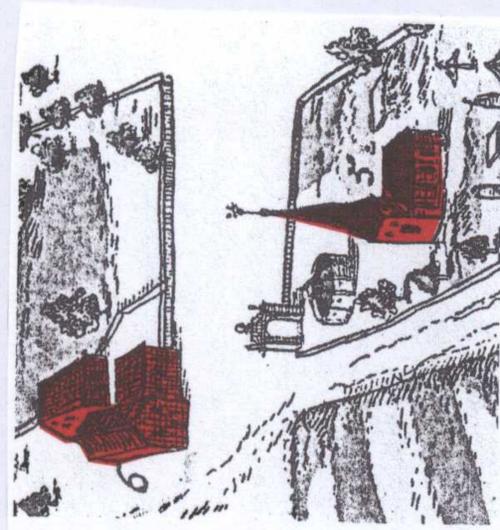
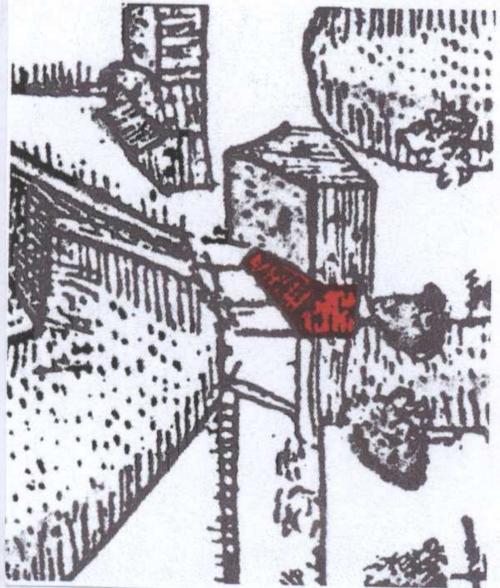
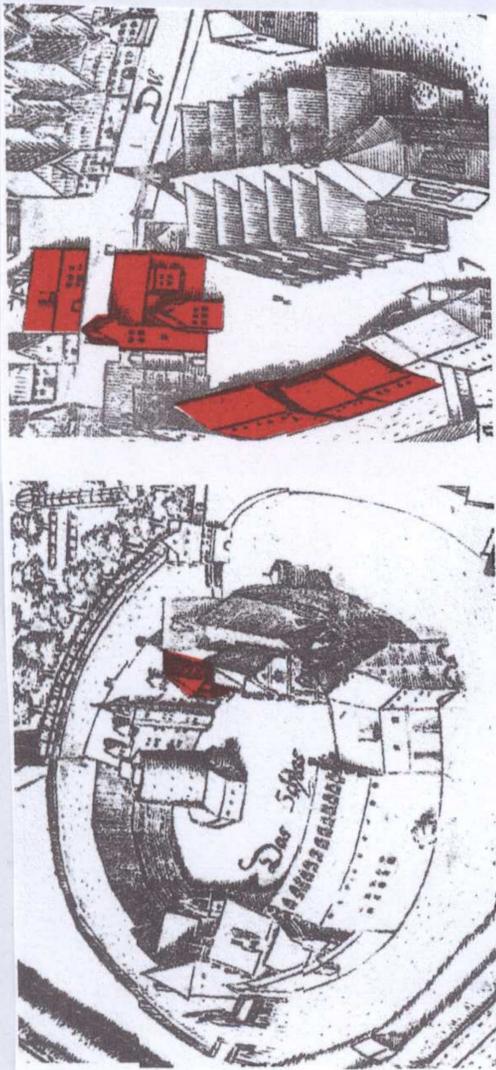
Vgl: Schäfer, Rolf; Kuroпка, Joachim; Rittner, Reinhard; Schmidt, Heinrich: Oldenburgische Kirchengeschichte, Oldenburg 1999, S. 192-212.

M 5

Fresco im Chorgewölbe der St. Johannes-Kirche in Bad Zwischenahn.

Aus: Schäfer, Kuroпка, Rittner, Schmidt, S. 198.

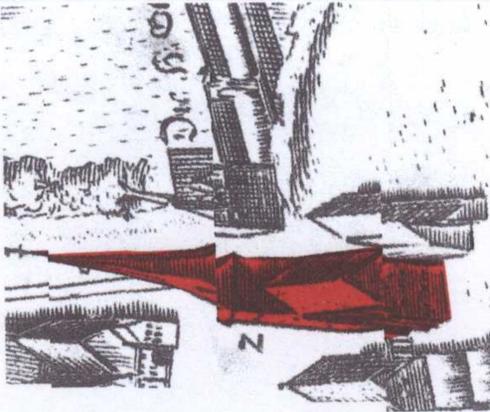
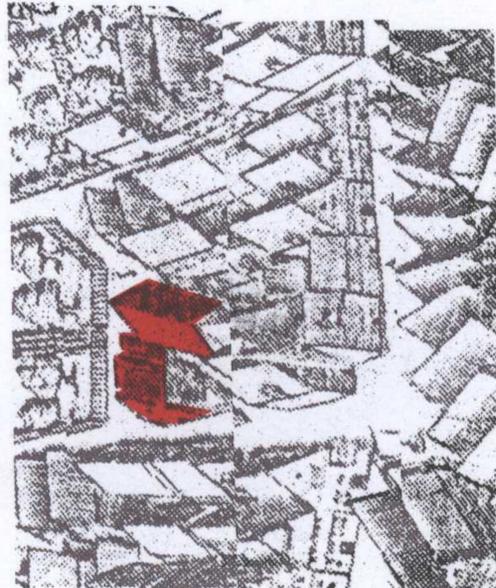




a

b

h

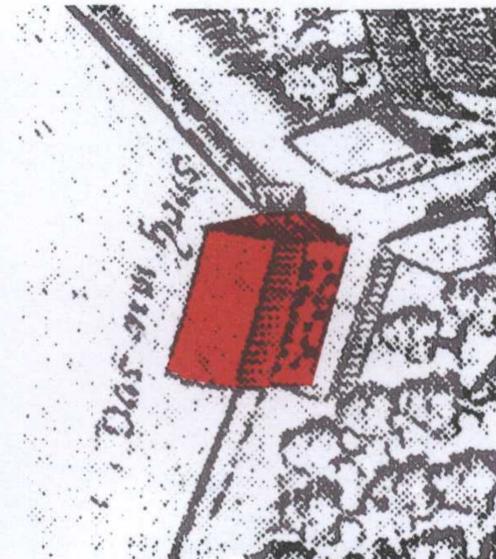


g

8

c

d



e

f

a. St. Georgskapelle im Schloß (rechts neben dem Eingang von der Stadt her).

b. St. Lamberti-Stifts- und Pfarrkirche mit dem Kirchhof, in dem der Glockenstapel steht. Zwischen St. Lamberti und der Haaren die beiden kleineren Gebäude mit der Lateinschule, dahinter das größere Kapitelhaus. Dahinter rechts die Augustinertermei (mit dem turmartigen Anbau). Dahinter über der Straße die Große Dechanei.

c. St. Nikolai-Kapelle an der Kleinen Kirchenstraße, schräg zu der übrigen Bebauung stehend. Links davon Hamelmanns Wobnhaus.

d. Heilig-Geist-Kapelle (Lappan).

e. Gasthaus am unteren Ende der Gaststraße.

f. Pulverhaus auf dem Gelände des heutigen Schloßgartens. Ehemals wohl die dem Johanniterorden gehörende St. Johannes-Kapelle.

g. Heilige-Fünf-Wunden-Kapelle am Äußeren Damm neben der Brücke über den östlichen Huntarm (heute Küstenkanal). Daneben das Zoll- und Gasthaus (später „Blaues Haus“).

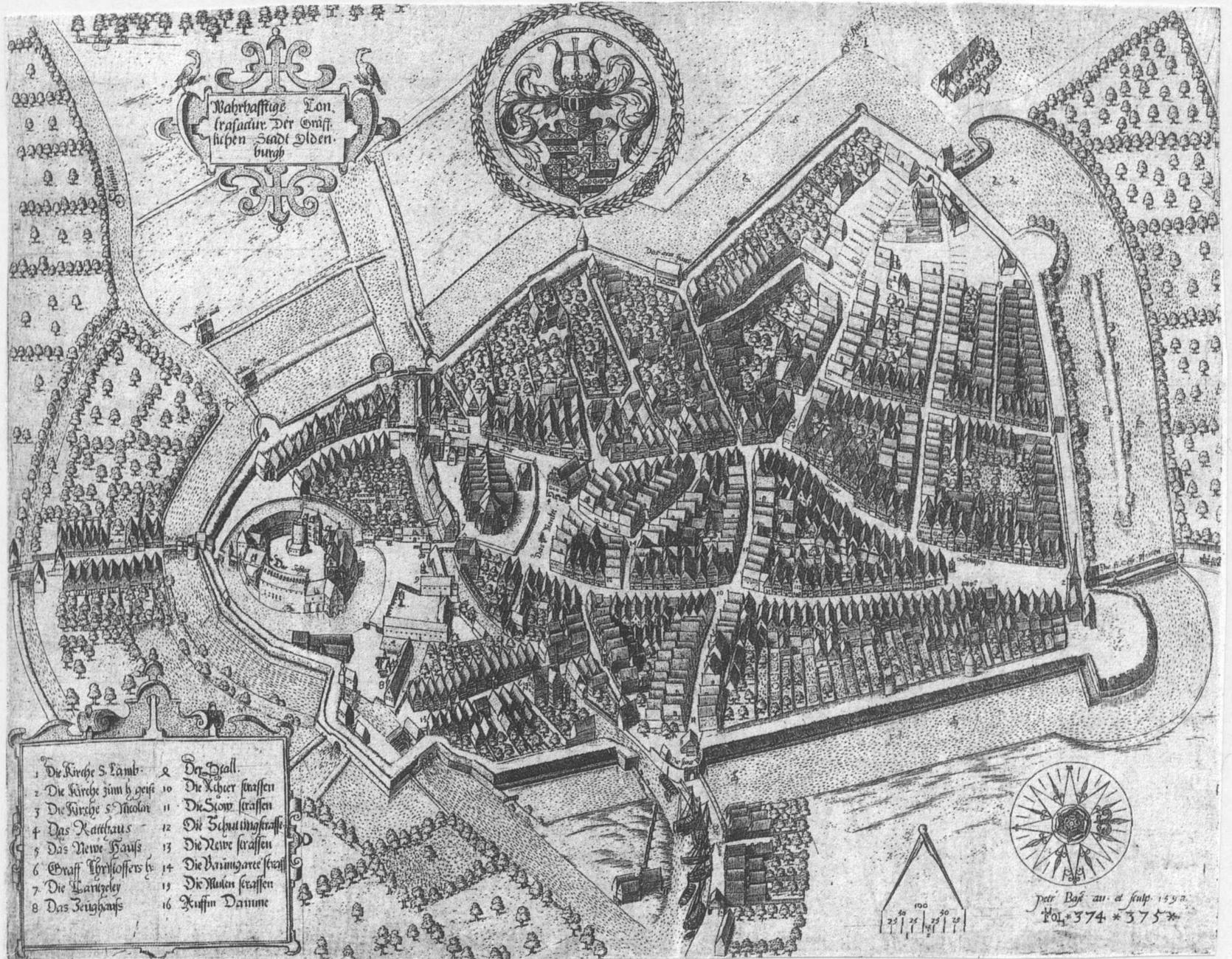
h. Siebenhaus und St. Gertruden-Kapelle mit Kirchhof.

(Unter Benutzung der Stiche von Pieter Bast in Hamelmann, Chronicon nach S. 374 und von Henrich von Lenep in Winkelmann, Oldenburgische Friedenshandlungen nach S. 60).

M 6 b

Vogelschauansicht Oldenburgs von Osten, 1598.

Aus: Eckhardt, Elerd, Gäßler, S. 31.



Die Anfänge der Reformation in Oldenburg

Seit 1573 ist Hermann Hamelmann, Superintendent für die Kirchen der Grafschaft und Hofchronist, in Oldenburg beschäftigt. Von ihm haben wir die ersten Aufzeichnungen über die Reformationszeit, auch wenn er sie erst sechs Jahrzehnte nach dem Geschehen aufzeichnet, das meiste nach dem Hörensagen. Seine Kirchengeschichte ist ganz im reformatorischen Geiste geschrieben, er bejubelt den Sieg des Evangeliums und der göttlichen Wahrheit in Oldenburg. Hamelmann nennt in seiner Kirchenchronik als ersten Prediger, der das Evangelium „ein wenig reiner“ lehrte, Walter Renzelmann, ein Mann, über den weiter nichts bekannt ist. Er wird aber mit der behutsamen Umgestaltung des Gottesdienstes nicht vor dem Jahr 1526 begonnen haben, vor dem Tode Graf Johanns. Johann sowie seine Frau Anna waren beim alten Glauben geblieben und erst in der nächsten Generation finden die neuen Glaubensideen in Oldenburg Eingang. Verantwortlich dafür ist Graf Christoph, 1504 geboren und schon 1515 zum Geistlichen geweiht, der in seinem Amt bereits früh in Kontakt mit lutherischem Gedankengut erhält. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Anton, der 1529 die Regierung seines schwächeren Bruders Johann übernimmt, setzt er - gegen den Willen der Mutter - die neue, deutsche Liturgie in Oldenburg durch. Die Gräfinwitwe hatte noch den ersten Prediger Renzelmann aus seinem Amt entfernt und auf eine Pfarrstelle in Schwei versetzt, gegen den nächsten reformatorischen Theologen, den ihr Sohn nach Oldenburg holte, konnte sie nichts mehr unternehmen. Ummo Ulrich Ilksen hatte mehrere Jahre in Wittenberg zugebracht kam an die Hunte um die Zeit der neuen Kirche anbrechen zu lassen. Er provozierte die altgläubigen Kleriker und die „Bettelmönche“ mit seiner scharfen Kritik an ihren „götzendienlichen und albernen“ Gottesdiensten und forderte sie zum öffentlichen Streitgespräch auf. Aber, so

Hamelmann: von den Altgläubigen wagte keiner, mit Ummius zu disputieren, „weil sie alle ungebildet waren“. Ein solches verallgemeinerndes Theologenurteil begreift die Reformation als den Sieg der überlegenen theologischen Bildung, die notwendig zur „richtigen“ Schriftauslegung führt, als intellektuellen Triumph. Und sicher forderte Ummius seine Oldenburger Gegner im Bewußtsein seiner sachlichen und intellektuellen Überlegenheit zum Streitgespräch heraus. Der so siegreiche Ummius, wie er sich humanistisch gebildet nannte, drängte nach seinem „Sieg“ auf die Kanzel der Lambertikirche. Nachdem er sie 1528 bestiegen hat, beschreibt Hamelmann den Sieger über die „Mönche und die päpstlichen Priesterlein“. Nachdem die Altgläubigen „das Licht“ geflohen, die Disputation verweigert - hatten, zwinge ihn nun sein Gewissen, die Stadt „in der, wie ich sehe, alle Bürger den glühenden Wunsch haben, das Evangelium Christi kennenzulernen, mit dem Licht der wahren Lehre zu erleuchten und die Irrlehren der Mönche zum Schweigen zu bringen“.

Ob diese Worte authentisch sind, muß offen bleiben. sie spiegeln jedenfalls den Erfolg, den die Reformation in Oldenburg mit der ersten Eroberung der Kanzel erringen konnte. Über die Bürger selber erfahren wir allerdings in der Kirchenchronik nur sehr wenig, Grafen und Theologen erscheinen als die aktiv Handelnden, die kirchliche Wahrheit wird, wie vor der Reformation, von der Kanzel gepredigt, ohne daß das Volk sich selbständig äußert. Allerdings wird das Kirchenvolk die Veränderungen durchaus aufmerksam begleitet haben. Schon Renzelmann hatte damit begonnen, deutsche Kirchenlieder in seinen Gottesdiensten zu singen und auch Ummius sang sie „mit der Gemeinde“. Bis zum Jahr 1529 allerdings (Regierungswechsel) konnte sich Ummius der Hoheit über die Kanzel keineswegs sicher sein, denn die Grafenmutter Anna unterstützte noch immer aktiv die altgläubige Gemeinde und Hamelmann berichtet, daß sich Ummius den Weg zu Kanzel einige Male handgreiflich freimachen mußte, zuweilen „einen Mönch, der die Kanzel betreten wollte, an seiner Kutte“ herunterziehen mußte, um das Volk zu belehren.

Der Klerus der Stadt blieb weitgehend dem alten Glauben verhaftet und mußte seine Hoffnungen auf eine Wiedereinsetzung erst mit dem Tode der Gräfinwitwe Anna 1531 begraben.

Der nun regierende Graf Anton unterstützte die neue Kirche zwar weiterhin, aber nurmehr verhalten. Ihn überzeugte an der Reformation, so scheint es, vor allem, daß sie ihm erlaubte, Klosterbesitz und geistliche Pfründen an sich zu ziehen. Theologische Interessen dürften ihn kaum bewegt haben; er suchte sein Heil in politischer Selbstbehauptung. In einer Zeit, da die konfessionellen Entwicklungen im Reiche noch offen waren, vermied es der Oldenburger Graf zudem, sich gar zu eindeutig auf eine bestimmte Glaubensrichtung festzulegen. Seit er an der Macht war und sich von seinem Bruder Christoph distanziert hatte, legte er keinen besonderen Eifer für die Reformation mehr an den Tag. Er behinderte sie zwar nicht, sorgte aber dafür, daß sie keinerlei größere Unruhe stiftete und duldete auch weiterhin altgläubige Gottesdienste. So konnten Kanoniker und Vikare von St. Lamberti noch für geraume Zeit ihre Pfründen genießen und nach alter Gewohnheit ihre Messe feiern. Sie zogen sich allerdings in ihrer Kirche ganz auf den Chor zurück. Die lutherischen Gottesdienste blieben vorerst auf den unteren Raum der Kirche beschränkt.

die allgemeine politische Entwicklung im Reich, bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555, ließ die Rekatholisierungsträume auf dem Lambertichor wieder verwehen; die letzten altgläubigen Kanoniker durften froh sein, daß sie weiter geduldet wurden, während ihre lutherischen Gegenspieler auf die Stunde warteten, die sie zu geistlichen Herren der ganzen Kirche machen würde. Dabei vermischten sich oben wie unten die Grenzen zwischen dem Neuen und dem Herkömmlichen. Der letzte Dekan des Lambertistiftes, Helmerich Bone, sei - so behauptet seine Urenkelin später - lutherisch geworden; er habe geheiratet und auch eine Tochter bekommen. Das hinderte ihn nicht daran, seine Position samt Pfründe bis zuletzt (er starb 1558) zu wahren und wohl auch nicht, nach altem Ritus die Messe zu halten, solange der Graf das duldete.

Aus: Schäfer, Kuropka, Rittner, Schmidt: Oldenburgische Kirchengeschichte, Oldenburg 1999, Kap. II 1.

M 8

Eine volkstümliche Anton-Günther-Erzählung

Einmal ritt Anton Günther über das Land eines leibeigenen Meyers zur Helle im Kirchspiel Zwischenahn, den er längst persönlich kannte, und den er wegen seiner Redlichkeit und guten Wirthschaft werth hielt. Der Mann, welcher grade pflügte und ein Paar vorzüglich schöner blaubunter Ochsen vor dem Pfluge hatte, begrüßte den Grafen freundlich. „Guten Tag, Jakob!“ rief ihm der Graf zu, „du hast da ein schönes Gespann Ochsen; gieb mir die Ochsen, ich will dich dafür frei geben.“ Jacob war nicht schnell mit der Annahme bei der Hand. „Ihr Gnaden“, sagte er und kratzte sich hinter den Ohren, „ich muß erst meine Frau fragen.“ Am folgenden Morgen erschien Jacob mit den beiden Ochsen zu Oldenburg und eilte zu dem Grafen: „Gnädiger Herr, meine Frau ist damit zufrieden, die Ochsen stehen zu Befehle; lassen Sie nur den Freibrief schreiben.“ „Jacob,“ erwiderte der Graf bedenklich, „ich habe auch meine Frau gefragt, aus dem Handel kann nichts werden“.

Aus: Strackerjan, Ludwig: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erweiterte Aufl., hrsg. von Karl Willich. Band 2 Oldenburg 1909, S. 277.

Auszug aus der Instruktion zur Anordnung der Vermögensbeschreibung und Erhebung der Kontributionssteuer für die Stadt Oldenburg vom 7. Oktober 1626

Instruction,

Wornach sich unßers Anthon Günthers graffen zue Oldenburg und Dellmenhorst, herrn zue Jehver und Kniphaußen verordnete, zue erfind: und einbringung der von unser stad Oldenburg auff etliche jahr von hundert th[a]ll[er] bewilligten defensionsteuer, als einen von hundert zuerichten haben.

1. Anfänglich sollen sie auff der großen audienzstuben in unßerer canzley zuesammenkommen, und zueforderst die bürgermeistere und personen des rahts vor sich bescheiden, denselben die ergangene bewilligung, und das dieselbe nunmehr effectuiert (durchgeführt) werden solle, zue gemüht führen, auch sie darauff ermahnen, das ein jedweder bey seinem ayd und christlichen gewißen all sein vermüegen in eienen billichen anschlag bringen, und nach besage folgender ordnung anmelden und beschreiben laßen solle, damit darnach, wan die darauff hafftende schulden und beschwerden ebenmeßig abgezogen, die ihm gebührende anlage (die Steuer) zue specificiren sey.

[...]

3. Dabey dan zum dritten nach solcher bescheidentlichen erinnerung dieß ebenmeßig anzudeuten, da auff erfolgtes nachfragen beweißlich erfunden würde, das einer oder ander stück verschwiegen, das solch verschwiegenes stück unß als der hohen landes=obrigkeit heimgefallen, auch derselben ohne das gestalten sachen und umständen nach mit anderer willkührlichen unabbittlichen straff zuebelegen unbenommen sein solle.

[...]

5. Wan der anfang also mit bürgermeistern und den rahtspersonen gemacht, soll obgesatzter maßen fürters von rotten zue rotten in unßer stad Oldenburg mit allen und jeden einwohnern, die wir nicht sonderlich examinieren (ausnehmen), verfahren werden.

6. Ingleichen sollen auch vors sechste in den anschlag gezogen werden aller ein und außländischer von adel oder anderer personen güeter, so in unser oder vor unßer stad Oldenburg belegen sein.

[...]

14. Zum vierzehenden, da auch keine eigene haußern, sondern unmündige kindere und leibzüchtere uber universal erbschafften vorhanden, sollen die vormunder und leibzüchtere zuer anmeldung, anschlage und entrichtung der angebührnuß verwiesen werden.

[...]

16. Endlich wollen wir unß dieße intruction nach befindung zuendern, zuvermehrten und zuebeßern reservirt und vorbehalten haben.

Aus: Meyer Robert: Die Sozialstruktur der Stadt Oldenburg nach der Vermögensbeschreibung von 1630. In: Sozialstruktur der Stadt Oldenburg 1630 und 1670, hrsg. von Kersten Krüger, Oldenburg 1986, S. 131ff.

Fragen: Wie beurteilen Sie die „Instruction“ des Grafen Anton Günther? Welche Reaktionen der Stadtbürger hatte der Graf zu erwarten? Beachten Sie, daß sich Anton Günther zur Durchsetzung der Kontribution ein Gutachten der juristischen Fakultät der Universität Leipzig beschaffte.

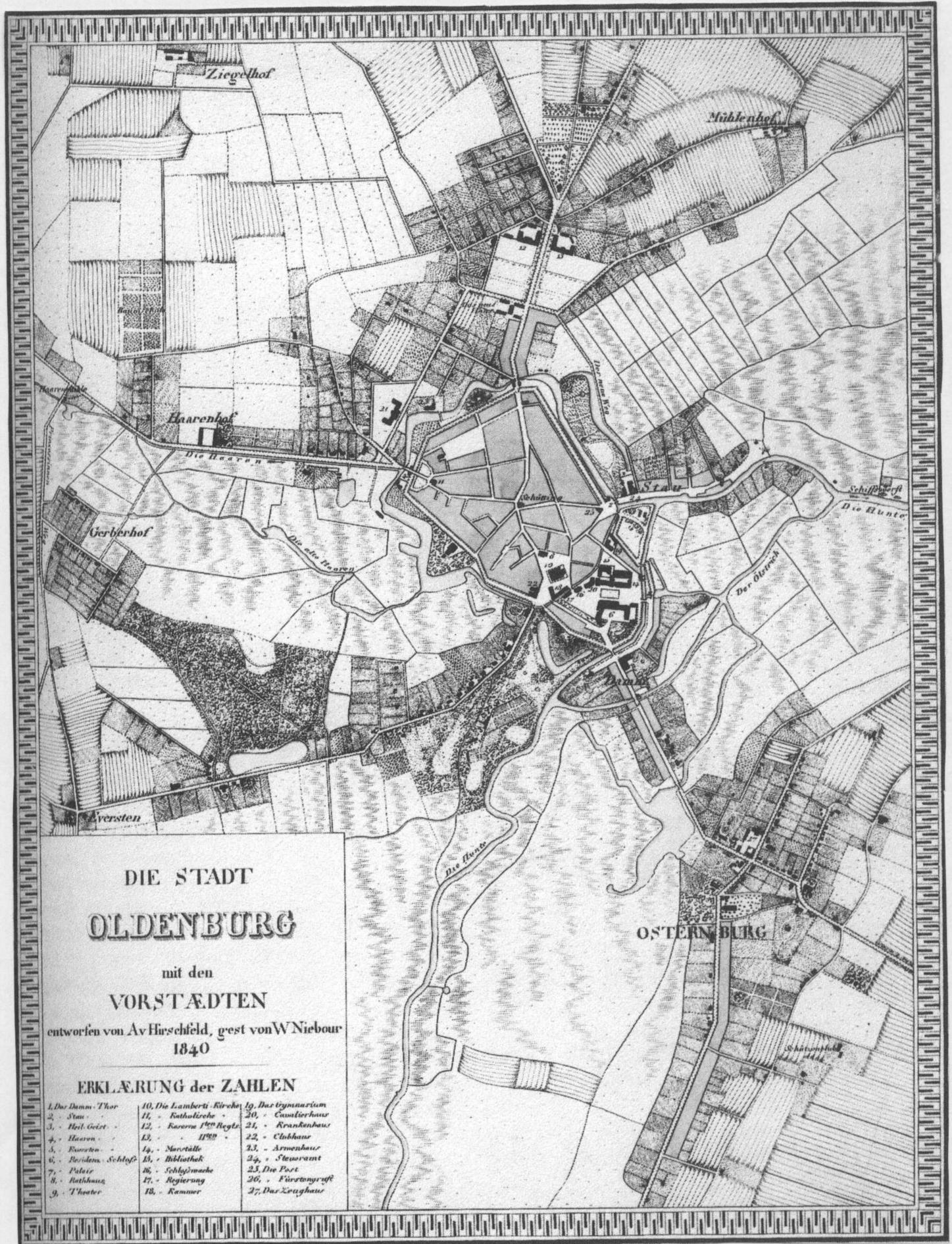
Wie läßt sich diese eigentlich als Kriegssteuer erhobene Kontribution in das Bemühen Anton Günthers einordnen, in einer Finanzreform von der Naturalabgabe zur direkten Besteuerung zu gelangen?

M 10

Reiterbildnis des Grafen Anton Günther auf seinem Pferd „Kranich“.

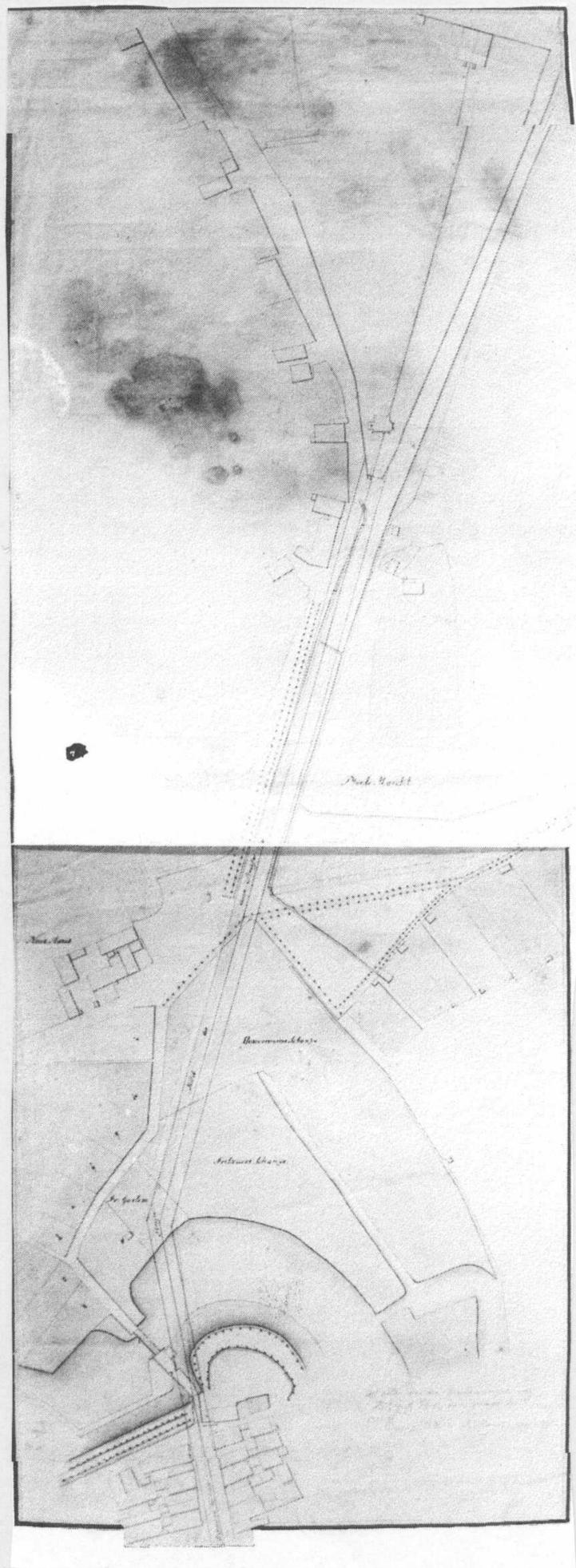
Aus: Reinbold, S. 83.





M 12

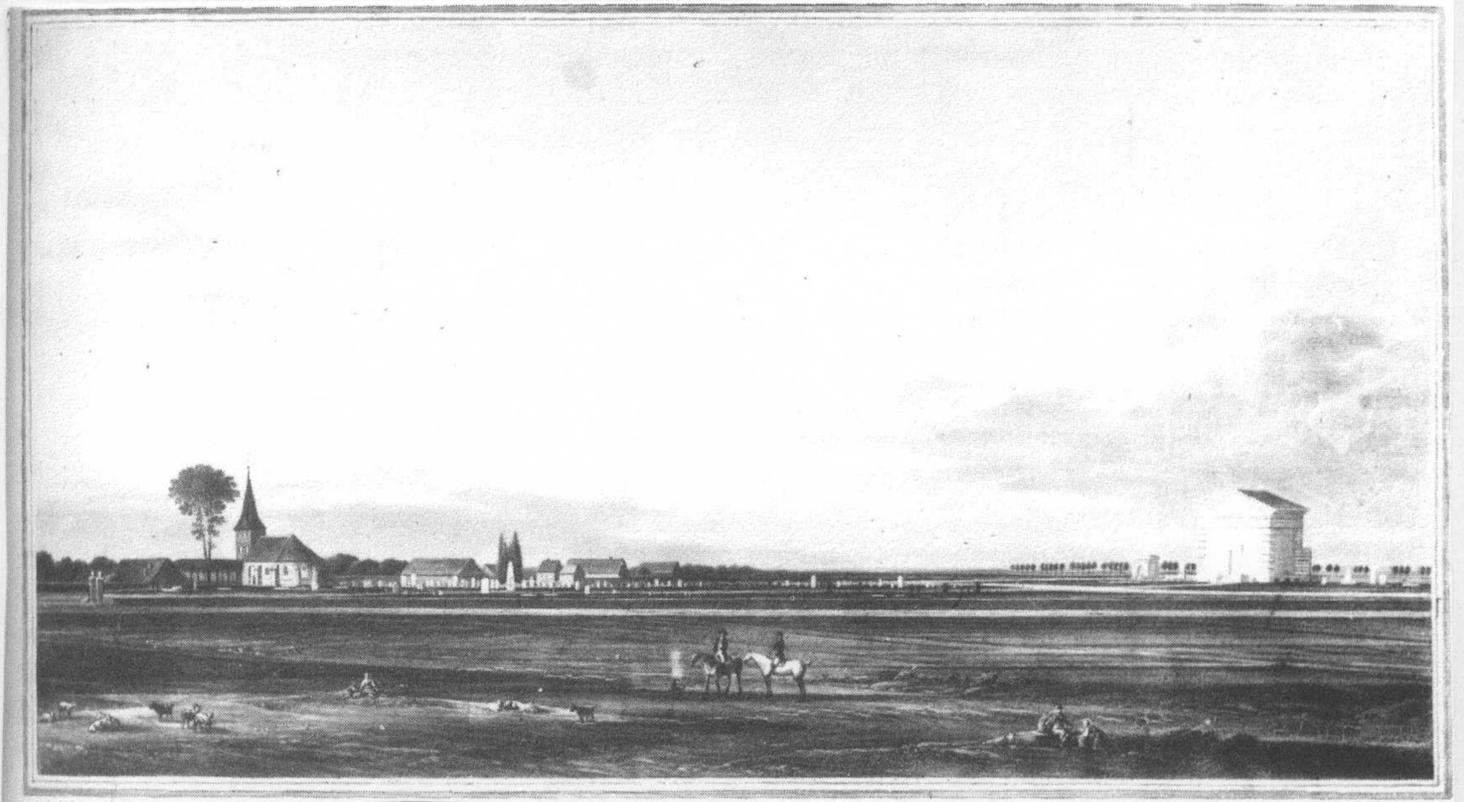
Zeichnung der neuen Anlage der Heiligengeiststraße mit der Blickachse auf das Mausoleum. Aus: Gäßler 1991, S. 80.



M 13

Vedute des Gertrudenkirchhofs mit Mausoleum, etwa 1788.

Aus: Gäbler 1991, S. 89.



M 14

Stadtplan und Stadtrundgang zum „Klassizismus in Oldenburg“

1. Statue Peter Friedrich Ludwigs, 2. Schlossplatz, 3. Paradede wall / Huntstraße,
4. Kasinoplatz, 5. Theaterwall, 6. Julius Mosen – Platz, 7. Wallanlagen,
8. Heiligengeiststraße

Kartenausschnitt aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Stadtplan, o.J.



Die Revolution von 1848 in Oldenburg

Die Geschehnisse im Datenüberblick:

Ende Februar erreichen die ersten Nachrichten Pariser Unruhen Oldenburg, lösen aber keine direkte Aktion aus.

2. März: der Stadtrat überbringt dem Großherzog eine Adresse mit dem Wunsch nach Einführung einer landständischen Verfassung.
7. März: Antwort des Großherzogs auf den Antrag des Stadtrates mit allgemeinen Versprechungen, ohne Zugeständnis, einen Verfassungsentwurf auf breiter Basis beraten zu lassen. Starklof (Stadtratsmitglied) urteilt über den Großherzog während der Übergabe: *Er ließ durchblicken, daß eine Notwendigkeit für eine Verfassung gar nicht da sei.* Über die Stimmung in der Stadt sagt er aber am nächsten Tag: *...das war ein Abend... getragen und gehoben von der Hoffnung, der Zuversicht, daß nun endlich das lang' und tief ersehnte werde erlangt werden.*
8. März: Enttäuschung über die Reaktion des Landesherren in der Stadt, städtische Handwerker treten zusammen und rufen zu einer Volksversammlung auf.
9. März: Volksversammlung im Neuen Hause (Heiligengeiststraße). Mehr als einhundert Personen kommen zusammen und diskutieren den neuen Antrag, der sich den Forderungen der Liberalen anschließt.
10. März: Deputationen aus dem ganze Land treffen in Oldenburg ein, um bei Paul Friedrich August vorstellig zu werden. Der Stadtrat reicht eine weitere Petition ein, diesmal dringlicher formuliert.

Stadtrat von Buttell schreibt: *Ein großer Schwarm von Menschen begleitete den ganzen Tag lang die [...] Deputationen bei ihren verschiedenen Unternehmungen und wollte sich nicht wieder aus den Straßen verlieren. Selbst die Ruhigsten und Besonnensten wurden mitangesteckt und suchten auf dem Markt oder in den öffentlichen Versammlungslokalen zu erfahren, wie sich die Sachen entwickelten. Und Ludwig Starklof: Die Masse wächst von Augenblick zu Augenblick. [Der Großherzog zeigt sich] zuweilen am Fenster, unruhig, neugierig, läuft aber immer wieder gleich zurück, besonders wenn er sieht, daß fortwährend Neue hinzuströmen.*

Am Abend trägt Ratsherr Schröder im Casino das Ergebnis der stundenlangen Verhandlungen im Schloß der wartenden Menge vor. Verlesen wird ein Patent, in dem der Großherzog darin einwilligt, eine Versammlung von *erfahrenen Männern* aus dem ganzen Lande zusammenrufen zu lassen, um ihnen den bereits abgeschlossenen Entwurf einer Verfassung zur Beratung vorzulegen. Die Begeisterung über die entscheidende Veränderung bricht sich auf sehr oldenburgische Weise Bahn: sofort stellte sich das gute Verhältnis und die freundliche Gesinnung zum Landesherrn wieder ein, im Theater brach Jubel aus, dem anwesenden Großherzog und seiner Familie brachte man ein mehrfaches *Hoch!* entgegen. Dazu Ludwig Starklof, nicht ohne Irritation: *Der Großherzog mußte auf die Treppe treten und sich anjubeln lassen, dabei sah er sehr verdrießlich aus.*

18. März: Bekanntgabe der großherzoglichen Proklamation *an alle getreuen Einwohner*. Sie wird zur Grundlage der Verfassungsberatungen.
Februar 1849: Annahme des Staatsgrundgesetzes durch das Großherzogtum Oldenburg im Konstituierenden Landtag. Begleitet von großer Anteilnahme aus der Öffentlichkeit, von auftretenden, bisweilen heftigen Spannungen zwischen Parlament und Regierung nahm sich am Ende der Beratungen das Ergebnis als Kompromiß zwischen der großherzoglichen Regierung, der demokratischen Linken und der gemäßigt-liberalen Mitte aus. Der Geist der Revolution war in ihm durchaus spürbar noch, und die Oldenburger, die seit Jahrzehnten nach einer Verfassung verlangt hatten, nahmen sie, wenn nicht begeistert, so doch mit großer Genugtuung entgegen.

M 16

Theodor Francksen im „Grünen Salon“ um 1912. Aus: Stadtmuseum Oldenburg (Hrsg.): Theodor Francksen – 125 Jahre. Faltblatt zur Sonderausstellung vom 2. bis 24. April 2000.



M 17

Bevölkerungsentwicklung der Stadt Oldenburg und ihrer Umgebung 1871 bis 1919

| Jahr | Engere Stadt | Stadtgebiet | Garnison* | Stadt insg. | Landgemeinde (ab 1897: Ohmstede und Eversten) | Osternburg |
|------|--------------|-------------|-----------|-------------|---|------------|
| 1871 | 12825 | 1354 | 749 | 14928 | 7618 | 5236 |
| 1875 | 14240 | 1620 | 1602 | 17462 | 7884 | 5773 |
| 1880 | 16575 | 2159 | 1841 | 20575 | 8931 | 6474 |
| 1885 | 18432 | 1501 | 1505 | 21438 | 9745 | 6935 |
| 1890 | 21310 | 1808 | - | 23118 | 10482 | 8035 |
| 1895 | 23036 | 2436 | - | 25472 | 11699 | 8869 |
| 1900 | 22304 | 3083 | 1410 | 26797 | 13001 | 9978 |
| 1905 | 23211 | 3740 | 1614 | 28565 | 14283 | 10472 |
| 1910 | 24318 | 4366 | 1558 | 30242 | 15877 | 11779 |
| 1919 | 26635 | 5906 | - | 32541 | 16846 | 11930 |

* 1890 und 1895 sind die Militärlpersonen in den Zahlen der engeren Stadt enthalten.

Verteilung von Einkommen und Vermögen in Oldenburg 1907

| Berufsgruppe | Anteil am Gesamt- einkommen in v. H. | Durchschnittseinkommen pro Steuerpflichtiger in Mark | Anteil am Gesamt- vermögen in v. H. |
|----------------------------------|---|---|--|
| Rentner und -innen | 21,6 | 2508 | 59,0 |
| Fabrikanten, Großkaufleute | 12,1 | 7726 | 13,5 |
| Oberbeamte | 11,1 | 7179 | 8,6 |
| Arbeiter und -innen | 11,1 | 765 | 0,8 |
| Mittelbeamte | 9,1 | 2198 | 2,1 |
| Kleinkaufleute | 6,5 | 3698 | 5,6 |
| Handwerker | 6,1 | 1857 | 3,4 |
| Privatbeamte | 5,5 | 1755 | 0,8 |
| Dienstboten, Lehrlinge | 4,9 | 422 | 0,4 |
| Unterbeamte | 3,8 | 1358 | 0,9 |
| Weibl. Erwerbstätige | 2,7 | 1442 | 2,0 |
| Lehrer, Kunstausübende | 2,6 | 2726 | 1,3 |
| Gastwirte | 1,6 | 2354 | 0,7 |
| Landwirte | 0,7 | 1651 | 0,9 |
| Rentenempfänger und Unterstützte | 0,6 | 208 | - |
| | 100,0 | 1673 | 100,0 |

Beide Statistiken aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg. Band 2, S. 178 u. 191.

M 18

Der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke über das historistische Bauen. Aus: Van Muyden, G., Frauenberger, H.: Die Erfindungen der neuesten Zeit. Leipzig und Berlin 1882, S. 14f.

„Nimm eine Dosis Spitzbogen auf gestelzten, beliebig zu verlängernden Pfeilern; kerbe in die Pfeilerecken etliche romanische Strecksäulchen, deren Kapitälchen du nach Belieben fröhliches gothisches Laubwerk geben magst; schmücke die Arkadenbögen mit antiken Kassetten, deren Blumen aber, der mehreren Ergözung wegen, in verschiedene architektonische Perioden hinüberschillern dürfen; verstreue dann rundbogige, flachbogige und gradsturzige Fenster in angenehmer Abwechslung über die Façade; theile selbige mit beliebigen mageren Gesimschen und Lisenchen bald nach gothischer, bald nach romanischer oder auch antiker Weise; lasse italienische Flachgiebel munter gegen spitzbogige Oeffnungen ankämpfen; kröne dann das Ganze mit antiken Konsolen, gothischen Bogenfriesen und Karpatidenjungfrauen, mögen letztere noch so heftig gegen die mittelalterliche Nachbarschaft sich sträuben; rühre endlich das Ganze in einen Brei von Stuck, Gips, Zink und womöglich Pappe, und du hast die wahrhaftige Architektur, wie sie unserer ästhetisch konfusen Zeit entspricht.“

M 19

Der Deutsche Politiker Friedrich Naumann über den Eiffelturm auf der Weltausstellung in Paris 1900:

„Das ist modern! Kein Balken zuviel, alles Eisen, ein Heldengedicht aus reinem Metall, ein Kunstwerk ohne Künstelei. So kommt die neue Zeit. Wir müssen aus dem Steinzeitalter heraus, wenn wir einen neuen Stil haben wollen, der uns gehört“.

Aus: Lexikon der Kunststile. Band 2, Braunschweig 1983, S. 42.

Die innewohnende Gestaltungskraft der Kunst kann nämlich nicht überzeugender dargetan werden als an den Objekten, bei denen man ihre Wirkung am wenigsten vermutet: den Fabrik- und Verkehrsbauten, eben jenen Ergebnissen des heinbar so nüchternen Zeitalters der Technik.

Daß diese Formkraft keineswegs erlahmt ist, beweisen die mannigfachen neuen Gestaltungen gerade der Industriebauten. An diesen traditionslosen Aufgaben vermochte das Können sich besser zu erweisen, als etwa an Wohnbauten oder Rathäusern, für die trotz veränderter Bedingungen und Maßstäbe zahlreiche Vorbilder sich allenthalben darbieten.

Das neue Betätigungsfeld des Ingenieurs erzog ~~manigfaltig~~ zur Sachlichkeit, lehrte dem neuen Baumaterial seine spezifischen Konstruktionsformen abgewinnen und öffnete die Augen für die Unwahrhaftigkeit der entlehnten Bautypen und alles aufgelebten Zierrats.

Die falsch verstandene Romantik, die allerdings mit der Heimatschutzbewegung zeitweilig wieder auflebte, hat auch in den Großstädten manche bedeutende Bauaufgabe um die sachgemäße und großzügige Lösung gebracht.

Es ist eine seltsame Umkehrung von Absicht und Erfolg, daß alle jene Bauaufgaben, um die das 19. Jahrhundert in seinem Verlangen nach einem künstlerischen Stil so eifrig bemüht war, Paläste, Kirchen, Museen, Rathäuser und jegliche Repräsentationsbauten, sich dieser Hoffnung gegenüber spröde erwiesen haben, während gerade das Stiefkind der Baupflege, der von Architekten wie Bauherrn in gleicher Weise vernachlässigte Fabrikbau, schließlich doch das Neue zutage gefördert hat, als man sich entschloß, es auch einmal mit diesem Aschenbrödel der Baukunst zu versuchen. Und warum gelangen hierbei charaktervolle Gestaltungen? Weil man sich nicht ins Schlepptau der Vorbilder nehmen lassen konnte, sondern auf zweckvoll Organisches sich einstellen mußte. So gelangte man zur konstruktiven Sachlichkeit und künstlerischen Wahrheit.

Zwar war es eine Übertreibung der Reinigungs-tendenz, zu meinen, daß zweckmäßig, materialecht und konstruktionsgemäß identisch sei mit schön, die Beachtung dieser Anforderungen mithin die Erzielung von Schönheit verbürge. Damit hatte man das Quellgebiet der Schönheit lediglich nach drei Seiten enger umgrenzt. Es gibt sehr zweckmäßige Bauten, die häßlich, und völlig zwecklose, die schön sein können. Richtig jedoch war die Erkenntnis: eine zweckwidrige Gestaltung kann niemals schön wirken.

Entscheidend in jeder Beziehung ist immer die geistig schöpferische, formgestaltende Kraft. Sie ist es, die sich das geeignete Material und die Konstruktion dienstbar macht. Man soll doch nicht etwa glauben, die neuen Bauformen seien zustande gekommen, weil neues Baumaterial dies ermöglicht habe. Nein, weil neue Aufgaben zu lösen waren, wurde zum Eisen gegriffen und es solange bearbeitet und gewandelt, bis es die Aufgaben erfüllte. Eisen wurde mit Beton verbunden, weil Zweckerfordernisse wie ästhetische Bedürfnisse dadurch am besten befriedigt wurden. Stets ist es

der Wille, der das Werk schafft. Und deshalb ist außer dem in der Zeit liegenden Impuls und der Schöpferkraft des Architekten auch die Besinnung des Bauherrn maßgebend und mitverantwortlich: ob er kurzfristig nur den vermeintlich sparsamsten Weg zur Zweckerfüllung sieht, oder ob er das wechselseitige Ineinandergreifen der technischen, wirtschaftlichen, sozialen und ästhetischen Bedingungen erkennt, von denen keine vernachlässigt oder erst nachträglich berücksichtigt werden darf, soll ein wahrhaft die Bauabsicht erfüllendes, allseitig harmonisches Werk zustande kommen.

So sind es denn in erster Linie die Mächte des modernen Wirtschaftslebens, welche die neuen Schöpferpersönlichkeiten an sich ziehen und zur Entfaltung kommen lassen. Dabei wird nun zugleich ein für das Wesen deutscher Kunst bezeichnendes Merkmal offenbar: der starke Individualismus in diesen Leistungen, angespornt gerade durch die Vielseitigkeit der Aufgaben. Fußend auf einer nun nicht mehr national begrenzten, sondern zugleich auch Amerika einschließenden Wirtschaftsentwicklung greifen starke Individualitäten mit spontaner Zielstrebigkeit die Probleme

auf und stellen eine vielgestaltige Reihe von Lösungen hin. Damit wiederholen sich die Auswirkungen früherer Epochen der Kunstentwicklung Europas: Die Prototypen eines in ihren einzelnen Elementen anderwärts vorgebildeten Baustils sind, in diesem Falle wiederum, auf deutschem Boden geschaffen worden und werden, von hier ausstrahlend, nunmehr zum Gemeingut Europas.

M 21

Stadtplan und Stadtrundgang zur historisierenden und modernen Architektur in Oldenburg

1. Rathaus / Marktplatz, 2. Bahnhofsplatz, 3. Ehemalige Hauptpost, 4. Cäcilienbrücke, 5. Gartenstraße, 6. Roggemannstraße, 7. Cäcilienplatz, 8. Staatstheater

Kartenausschnitt aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Stadtplan, o.J.



M 22

Der Hauptbahnhof kurz nach seiner Erbauung.

Aus: Brake / Krüger, S. 241.



M 23

Ehemalige Hauptpost am Stau, errichtet 1901/02.

Aus: Deuter, S.176.

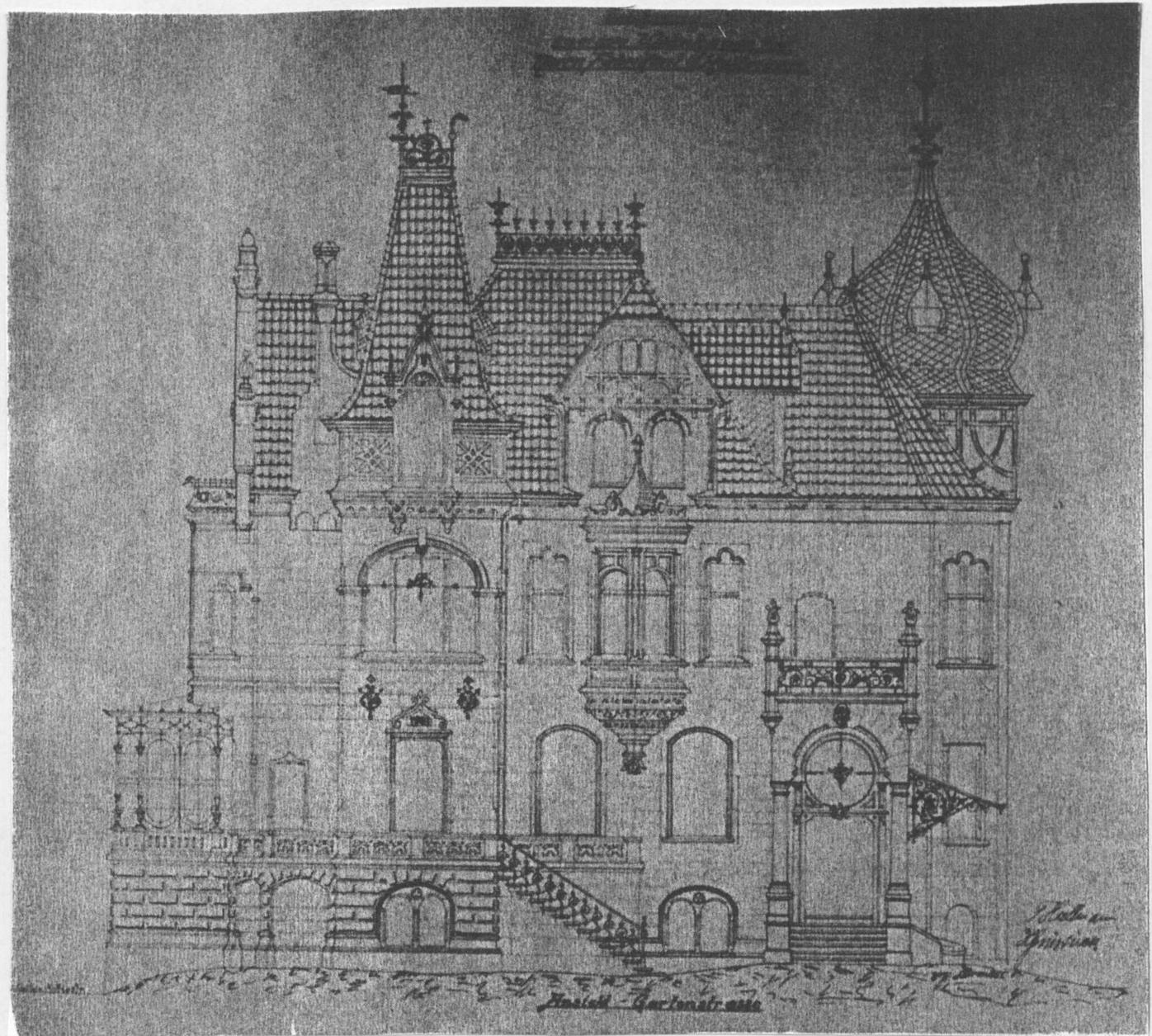


M 24

Gartenstraße 8.

Entwurfszeichnung für das Wohnhaus des Brennereibesitzers Hullmann.

Aus Privatbesitz.



M 25

Staatstheater Oldenburg in seiner heutigen Erscheinungsform.

Aus: Deuter, S. 162.



M 26

Die Huntestraße vom Paradedwall aus gesehen.

Aus: Deuter, S. 84.



M 27

Theodor Presuhn: Altes Theater und Theaterwall. Aquarell, um 1845.

Aus: Gäßler 1991, S. 207



M 28

Theodor Presuhn: Das Pete Friedrich Ludwigs-Hospital. Aquarell um 1845.

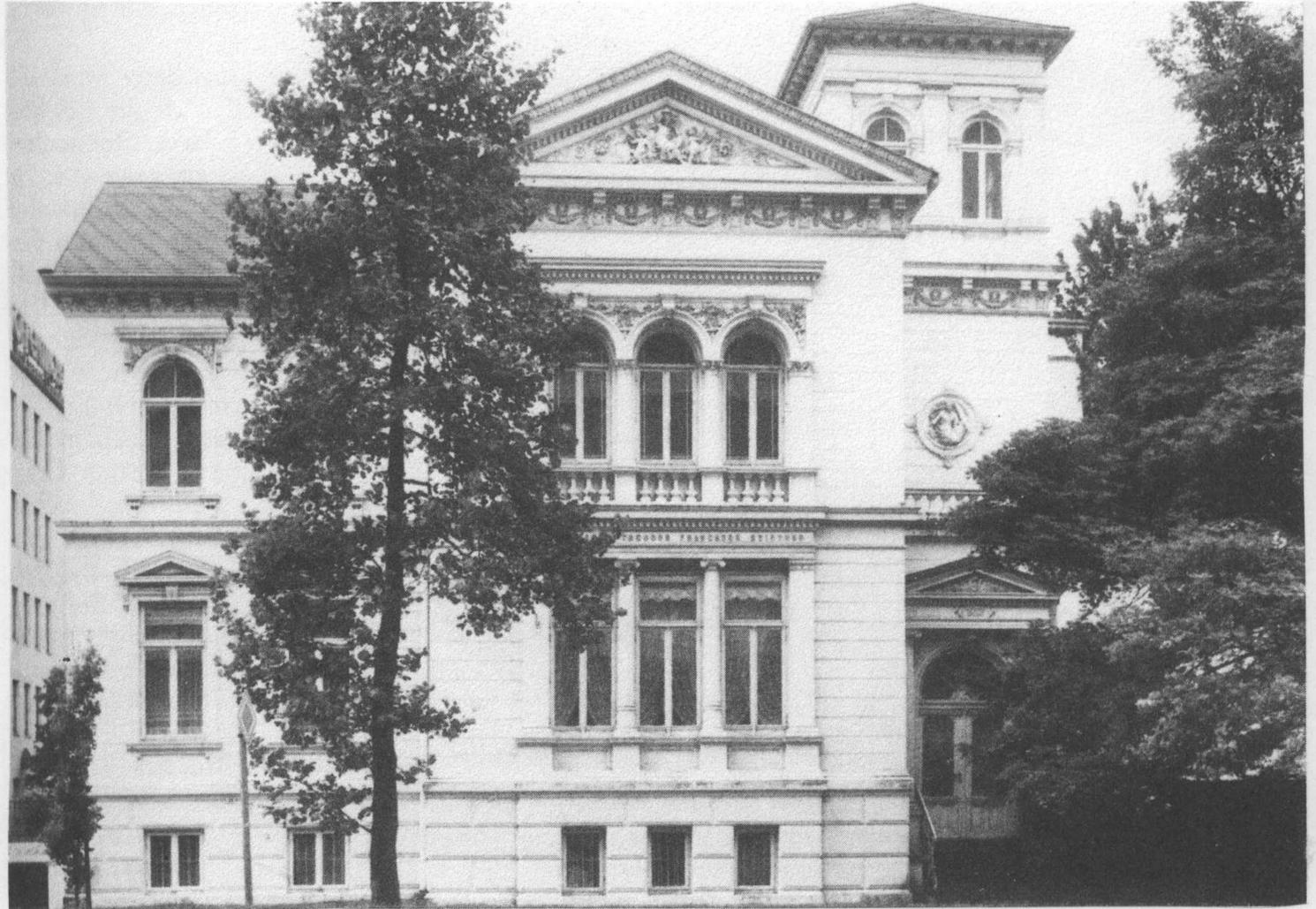
Aus: Gäßler 1991, S. 224.



M 29

Die Francksen-Villa des Oldenburger Stadtmuseums, errichtet 1877.

Aus: Deuter, S. 165.



M 30

Zwei Beispiele für modernes bürgerliches Bauen in Oldenburg.

Fotos: Rolf Peter Kahle.



M 31

Modernes Landhaus in städtischer Randlage.

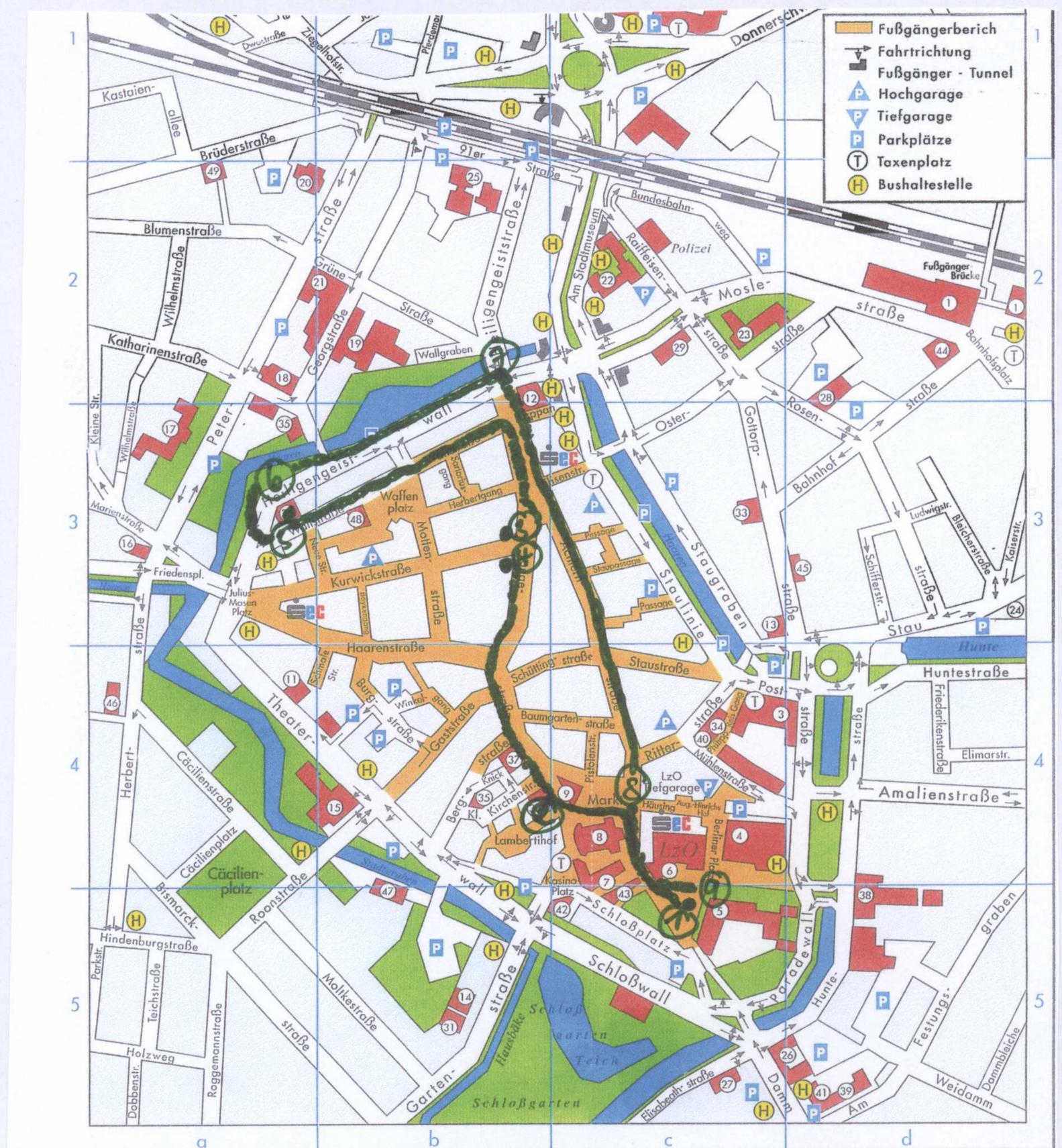
Foto: Rolf Peter Kahle.



M 32

Stadtplan und Stadtrundgang zu Graf Anton Günther.

1. Schlossplatz, 2. Degodehaus, 3./4. ehemaliges Anton Günther Hotel und Hofapotheke, 5. Stadtinformation, 6. Wallanlagen, 7. Heiligengeisttor,
 8. Marktplatz, 9. Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte im Schloss.
- Kartenausschnitt aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Stadtplan oJ.



M 33

Aufriss des Nord- und Westteils des Oldenburger Schlosses (sog. Graf-Anton-Günther-Bau) um 1608.

Aus: Stadt Oldenburg (Hrsg.): Geschichte der Stadt Oldenburg. Band 1, Oldenburg 1997, S. 239.



M 34

Degodehaus am Markt 24, das älteste Haus Oldenburgs. Die Grundanlage stammt aus dem Jahr 1502.

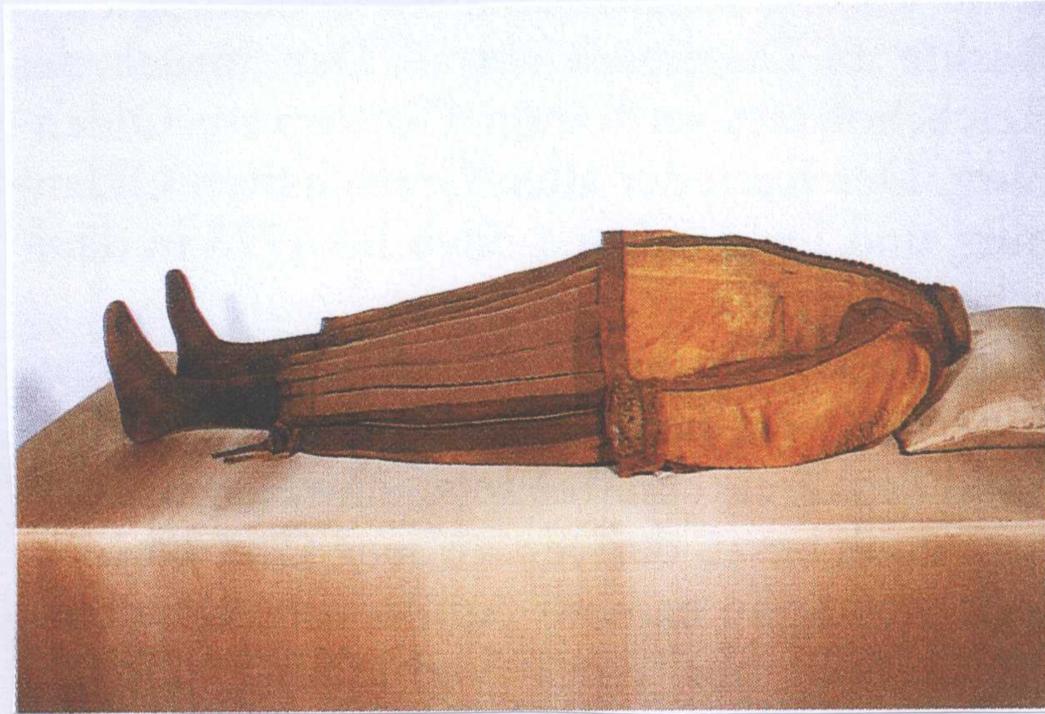
Aus: Deuter, S. 26.



M 35

Anton Günthers Totengewand.

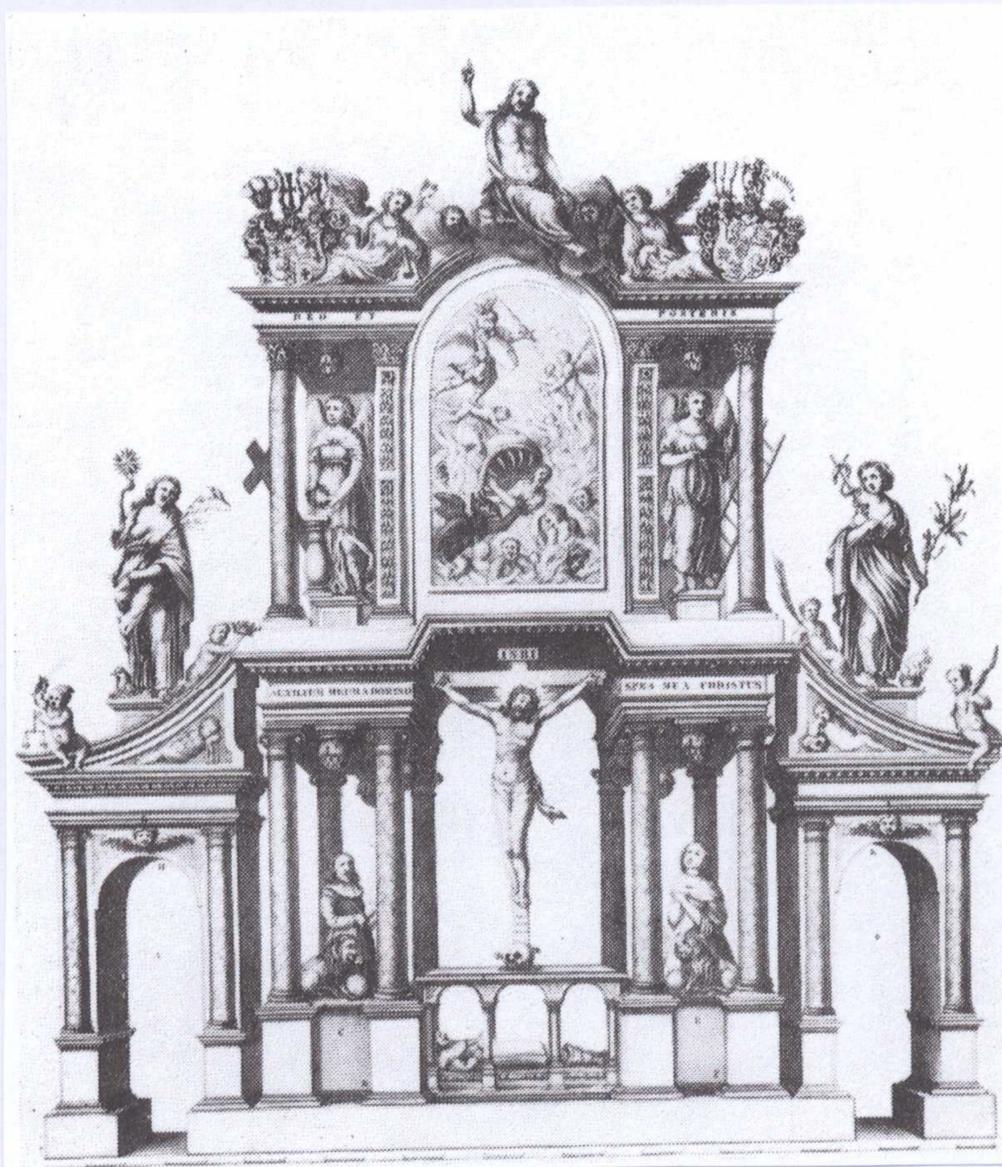
Aus: Kallisch, Müller, Reinbold, S. 246.



M 36

Anton Günthers Epitaph. Lithographie nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

Aus: Lübbling 1967, S. 167.



Erklärung

Hiermit erkläre ich, die Dissertation selbständig verfasst und sämtliche benutzte Hilfsmittel vollständig angegeben zu haben.

Oldenburg, den

Stephanie Ritterhoff